FRIEDRICH HERTZ

Rasse und Kultur

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

572
H44m3

GERMAN

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/rasseundkulturei00hert_0

RASSE UND KULTUR

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

PHILOSOPHISCH-SOZIOLOGISCHE
BÜCHEREI — BAND XXXIV

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

RASSE UND KULTUR

EINE KRITISCHE UNTERSUCHUNG
DER RASSENTHEORIEN

VON

FRIEDRICH HERTZ

DRITTE, GÄNZLICH NEUBEARBEITETE
UND VERMEHRTE AUFLAGE

1 9 2 5

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1925 by Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig. 818225

572
H44m3

Vorrede

Die vorliegende Neubearbeitung kann in sehr großen Teilen als neues Buch gelten. Es ist zwanzig Jahre her, daß das Buch zuerst erschien, und der Krieg und seine Nachwehen waren der Konzentration, die eine durchgreifende Neugestaltung erforderte, nicht günstig. Mein Hauptbemühen war nun, eine umfassendere Umschau über die Fülle der Rassenprobleme zu bieten, ohne die großen Grundgedanken der Gefahr einer Erstickung durch das Detail auszusetzen. Ursprünglich ist das Buch aus der Polemik gegen Chamberlain und ähnliche Trugpropheten hervorgewachsen, deren unheilvollen Einfluß auf die kommenden Geschicke des deutschen Volkes ich ahnte. Infolgedessen mußte sich meine Arbeit zunächst auf die Fragen richten, die jene Schriftsteller obenangestellt hatten, so den Gegensatz von Ariern und Semiten. In der vorliegenden Bearbeitung war ich dagegen bemüht, einen universaleren Standpunkt einzunehmen und habe die Polemik mehr zurücktreten lassen. Ein sehr großer, neu zugewachsener Stoff mußte in gedrängtester Kürze in mein Buch hineingearbeitet werden. Sehr häufig konnte ich nur einen kurzen Hinweis darauf geben, wo die nähere Begründung oder Ausführung eines angedeuteten Gedankens zu finden ist, was die große Zahl der Fußnoten entschuldigen möge. Das Streben nach größtmöglicher Kürze zwang mich, vieles zu streichen, was eigentlich von Bedeutung ist und ich habe in manchen Fällen auf die vorige Auflage hinweisen müssen, wo gewisse, hier ausgelassene Stellen nachgelesen werden können. — Meine Arbeit ist in später erschienenen Büchern ähnlicher Richtung stark benützt worden, und zwar hin und wieder in

German GE Keller 12 Jl26 Harrassowitz Ed3

608274

solcher Weise, daß ein etwas flüchtiger Leser vielleicht zu der Meinung gelangen könnte, ich hätte bei meinen Nachfolgern Anleihen gemacht. Dieser Hinweis möge ein Mißverständnis ausschließen.

Das von mir beigebrachte Material führt zu einem vernichtenden Urteil über den wissenschaftlichen und moralischen Charakter des Rassenglaubens, der leider selbst auf manchen unserer Hochschulen gepflegt wird. Die sonst so wortreichen und selbstbewußten Rassentheoretiker blieben meinem Werke gegenüber auffallend stumm. Die einzigen zwei Versuche einer gegnerischen Kritik, die mir zur Kenntnis kamen, waren Erwiderungen von Ludwig Wilser und Fritz Lenz, von denen letztgenannter sich übrigens einer urbanen Form befliß. Diese beiden Kritiker haben geglaubt, mir verschiedene Irrtümer nachweisen zu können. Ich habe aber (im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1916/17, S. 468ff.) gezeigt, daß ihre sämtlichen Behauptungen handgreifliche Schnitzer waren, die nur aus unglaublicher Flüchtigkeit beim Lesen ihrer Quellen erklärt werden können. Beide Kritiker haben durch ihr Schweigen meine tatsächlichen Feststellungen anerkannt.

In gelegentlichen Erwähnungen wurde mir häufig vorgeworfen, daß ich die Existenz von Rassenverschiedenheiten leugne. Dies ist natürlich ganz unrichtig. Physische Rassenverschiedenheiten von großer Beharrungskraft bestehen zweifellos. Der Streit dreht sich nur darum, ob ihnen auch tiefgehende seelische Verschiedenheiten entsprechen. Dies ist bisher in keinem einzigen Falle nachgewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht worden. Besteht denn etwa zwischen weißen und schwarzen Pferden ein fundamentaler psychischer Unterschied? Für das menschliche Gebiet gar sind alle bisher versuchten Beweise nichts als Trug und Schein, meist auf historischer und sozialer Ignoranz beruhend. Dabei halte ich es für durchaus denkbar, daß etwa rassenmäßige Temperamentsunterschiede oder andere sekundäre Differenzen existieren. Nachgewiesen sind sie aber nie worden und alle Spekulationen hierüber haben bisher nur in die Irre geführt. Insbesondere die politischen und sozialen Folgerungen, um die es sich ja bei allen Rassentheorien hauptsächlich handelt,

sind fast ausnahmslos nichts anderes als wissenschaftlich bemäntelte Äußerungen des Herrschafts- und Ausbeutungstriebes. Die hypothetischen sekundären Differenzen können ganz und gar nicht zur Begründung der Herrschaft oder des Vorranges eines Volkes anderen gegenüber gebraucht werden, ebensowenig als die zweifellosen Begabungsverschiedenheiten innerhalb eines Volkes das Prinzip der Demokratie verneinen. Gleichberechtigung setzt nicht völlige Gleichheit voraus, sondern nur die Möglichkeit der Verständigung. Gerade die Verständigung aber wird durch die aufreizende Wirkung des Rassenhochmutes und Rassenhasses ungeheuer erschwert, und hier liegt eine der ärgsten Bedrohungen des Weltfriedens. Die Theorien eines Chamberlain und anderer haben viel mehr dazu beigetragen, die Weltkriegskatastrophe herbeizuführen, als man ahnt. Aber auch die Zukunft birgt ungeheure Gefahren. Die weiße Rasse, wie weit immer man diesen ziemlich unbestimmten Begriff ausdehnen mag, umfaßt jedenfalls nur einen Bruchteil der Menschheit. Die farbigen Rassen bilden die große Mehrheit und außerhalb Europas, Nordamerikas und Australiens stehen sie einer Handvoll von Europäern in erdrückender Überzahl gegenüber. Kann man ernstlich glauben, daß diese Massen sich auf die Dauer als minderwertige Wesen behandeln oder als Arbeitstiere knechten lassen werden? Die Stunde ist nicht fern, in der selbst die schwarze Rasse ihre Menschenrechte fordern wird. Schon heute wirkt der Schimpf, den die Einwanderungsverbote Amerikas und englischer Dominions der gelben Rasse zugefügt haben, in ganz Asien als gärendes Gift, das einmal in einem furchtbaren Rassenkampf und einer Austilgung der Europäer in diesem Erdteil zum Ausbruch kommen kann. Der menschliche Fortschritt hängt aber wesentlich von dem Zusammenarbeiten und der Verständigung der Europäer und Nichteuropäer ab. Das Streben asiatischer Nationalisten nach völliger Ausscheidung des europäischen Elements scheint mir ein verhängnisvoller Wahn. Aber man darf sich nicht darüber wundern, solange die meisten Europäer sich in dem noch verhängnisvolleren Rassenwahn wiegen. Dabei findet die Auflehnung Asiens gegen europäischen Dünkel und Eigennutz an den russischen Machthabern einen starken Rückhalt. Daß auch in Europa

Rassen- und Nationalhochmut die soziale Desorganisation fördern, indem die Unterdrückten und Zurückgesetzten zum Anschluß an extreme Parteien getrieben werden, bedarf kaum der Erwähnung.

Das vorliegende Buch ist als Einleitung zu einem größeren Werk gedacht, daß das weitverzweigte Problem der Nation soziologisch behandeln wird. Der folgende Band, der bald vollendet sein dürfte, wird auch die Theorien über den Nationalcharakter eingehender darstellen und hierin an diesen Band anknüpfen. Ich hoffe auch, daß meine Schriften zum Weiterarbeiten auf dem kaum übersehbaren Felde anregen werden, und ich lade Gesinnungsgenossen und Gegner ein, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Für jede Berichtigung oder Ergänzung bin ich dankbar. Vor allem scheint es mir wichtig, daß alle jene miteinander in Fühlung treten, die mit mir den Rassenwahn und Nationalhaß als den ärgsten Feind der Menschheit betrachten. Chamberlains Grundlagen und viele ähnliche, höchst verderbliche Schriften wurden mit dem größten Aufwand an Propagandamitteln und Gratisexemplaren in riesigen Auflagen verbreitet. Auch das einfältige Buch „Der internationale Jude", auf das Henry Ford, der reichste Mann der Welt, seinen Namen gesetzt hat, findet weitestgehende Verbreitung. Wer aber die Wahrheit ausspricht, stößt auf die offene oder versteckte Feindseligkeit eines großen Teiles der Gelehrtenwelt und Publizistik, ja selbst Organe, die am meisten verpflichtet wären, die schwere und undankbare Aufklärungsarbeit zu unterstützen, hüllen sich nicht selten in Schweigen, das nur aus Feigheit erklärlich ist.

Die erste Auflage (1904) war Jean Jaurès gewidmet, der vorher mir, einem jungen, wenig bekannten Schriftsteller, dessen erste Bücher ihm zufällig in die Hand gekommen waren, eines seiner großen Werke mit herzlicher Widmung zugesandt hatte. Als die zweite Auflage erschien, war der Weltkrieg eben ausgebrochen. Jaurès war einem nationalistischen Meuchelmörder erlegen, sein Lebenswerk schien vernichtet, sein Mörder wurde von den Geschworenen freigesprochen. Heute, da dieses Buch zum drittenmal erscheint, wurde die Asche Jaurès' in das Pantheon überführt. Diese Wandlung zeigt sinn-

fällig, daß die Menschheit nicht dazu verdammt ist, im Bestialismus unterzugehen und daß der Menschheitsgedanke, für den Jaurès gefallen ist, zwar verhöhnt und brutalisiert, aber nicht auf die Dauer unterdrückt werden kann. Das Andenken Jean Jaurès' diene diesem Buche auch fernerhin als Losungswort. In seiner Gestalt lebt der Geist fort, den Erasmus und Grotius, Montesquieu und Herder entzündet haben.

Wien, 1. November 1924

Friedrich Hertz

Inhaltsverzeichnis

Vorrede . . . . . **V—IX**

Kapitel 1. **Rassenhaß und Rassentheorien** . . . . . **1—25**

Rassenhaß und Zeitgeist. — Rassentheorie, Rassenwertung, Rasseninstinkt. — Aristoteles' Rechtfertigung der Sklaverei. — Rechtfertigung der Adelsvorrechte. — Die Entstehung des Arierglaubens. — Rassenglaube und Nationalismus in Frankreich. — Der Rassenglaube in England und Deutschland. — Rassenhaß in Amerika. — Rassenhaß, Weltwirtschaft und Weltfriede. — Rassentheorie und Wissenschaft.

Kapitel 2. **Die körperlichen Verschiedenheiten der Menschenrassen in ihren Beziehungen zum Geistesleben** . . . . . **26—61**

Der Begriff „Rasse". — Fragestellung. — Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechtes, primitive Formen. — Entstehung und Wandelbarkeit der Rassenmerkmale. — Schädelform. — Gesichtsschädel. — Gesichtszüge. — Gehirn. — Färbung von Haut, Haaren, Augen. — Das Trugbild reiner Rassentypen, Rassenmischung.

Kapitel 3. **Rasse und Seelenleben** . . . . . **62—101**

Die psychologischen Grundlagen der Rassentheorie. — Instinkt und Vernunft, geistige Vererbung. — Anlage oder Umwelt? — Kasten, Adel. — Genie, Vererbung und Umwelt. — Die Auffassung vom Rassencharakter. — Der elementare Rassencharakter. — Der distributive Rassencharakter. — Die Temperamentenlehre. — Die evolutionäre Auffassung. — Tradition als scheinbarer Rassencharakter. — Das Rassengefühl. — Der Rassenhaß kein natürliches Gefühl. — Rassenhaß und Weltgeschichte.

Kapitel 4. **Rassen und Sprachen in der Geschichte** . . **102—130**

Fragestellung. — Das Indogermanenproblem. — Wanderungen und Mischungen in alter Zeit. — Der Krieg als Rassenmischer und Nationenbildner. — Die Sprache kein Rassenzeichen. — Verwandtschaft zwischen dem arischen und anderen Sprachstämmen. — Sprachen und Kulturwert.

Kapitel 5. **„Arier" und „Nichtarier" in Europa** . . . . **131—165**

Prähistorische Zusammenhänge. — Heutige Rassenverteilung. — Der nordische Typus in Deutschland. — Der nordische Typus und die antike

Kultur. — Die Vorarier in Griechenland. — Die Ligurer. — Die Etrusker. — Die Iberer. — Die Finnen und Magyaren. — Nichtarisches in Europa. — Genie und Rasse.

Kapitel 6. **Das Problem der Rassenmischung . . . . . 166—174**
Wirkungen von Rassenkreuzung. — Das Rassengemenge der Juden.

Kapitel 7. **Rassenmischung und Völkertod . . . . . 175—202**
Der Untergang Roms. — Soziale Gründe des römischen Aufstieges und Verfalls. — Der Verfall Griechenlands. — Die französische Revolution. — Rassenmischung und Kulturentwicklung.

Kapitel 8. **Die neueren Rassentheorien . . . . . 203—232**
Die Theorie Gobineaus. — Die anthroposoziologische Schule. — Die Rassentheorie H. St. Chamberlains. — Die Rassentheorien von Eugen Fischer, Hans Günther und F. Lenz. —

Kapitel 9. **Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten 233—282**
Soziale Grundlagen. — Monotheismus und Polytheismus. — Soziale Grundlagen Israels. — Religiöse und sittliche Entwicklung Israels. — Christentum und Judentum. — Vergleich arischer und semitischer Religiosität. — Religiöse Entwicklung Indiens. — Buddhismus. — Toleranz. — Judentum und Kirche.

Kapitel 10. **Die Zivilisation bei Ariern und Semiten . . 283—302**
Familienverfassung. — Wirtschaft. — Rechtsentwicklung. — Die Menschenrechte bei Semiten und Ariern. — Übereinstimmung der Rechtsentwicklung bei allen Völkern. — Grundlagen der Staatenbildung.

Kapitel 11. **Die Fortschrittsfähigkeit der Menschenrassen 303—335**
Charakter der Naturvölker. — Früherer Zustand arischer Völker und Überreste im jetzigen Europa. — Zurückgebliebene Rassen. — Nichtarische Kulturen. — Die Einheit des menschlichen Geistes.

Kapitel 12. **Über den „Rassencharakter" der Germanen 336—371**
Übereinstimmung des Charakters aller Naturvölker. — Die germanische Treue. — Der Eintritt der Germanen in die Geschichte. — Freiheitssinn und politisches Talent. — Die Stellung der Frau. — Tötung der alten Leute. — Verachtung der Arbeit, Krieg, Raub. — Wissenschaft und Kunst. — Religion.

Kapitel 13. **Voraussetzungen des Kulturfortschritts . . 372—385**
Naturbedingungen des Kulturfortschritts. — Die geschichtlichen Bedingungen des Kulturfortschritts.

Kapitel 14. **Zur Psychologie und Ethik der Rassentheorien 386—412**
Rassentheorie und Kampf ums Dasein. — Rasse und Demokratie. — Der Einfluß der Rassentheorie auf das Denken. — Zur Ethik des Rassenglaubens. — Rasseninstinkt und Nationalgefühl. — Rassenglaube und Persönlichkeit.

Nachtrag . . . . . 413—414
Namen- und Sachindex . . . . . 415—426

Die öfters angeführten Zeitschriften und Werke werden folgendermaßen abgekürzt:

AA = Archiv für Anthropologie.
Kbl = Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
JAI = Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
ZE = Zeitschrift für Ethnologie.
Anth. = Anthropos, internationale Zeitschrift f. Völker- u. Sprachenkunde.
ARG = Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.
MWAG = Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.
ZA = Zentralblatt für Anthropologie.
ZMA = Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie.
JAPh = Journal of Anatomy and Physiology.
BSAP = Bulletin et memoires de la société d'anthropologie Paris.
VBG = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
PAR = Politisch-anthropologische Revue.
GS = Grundriß der Sozialökonomik.
HVPs = Handbuch der vergleichenden Psychologie, herausgegeben von G. Kafka, 3 Bände, 1922.

Berichtigung: Seite 7 Zeile 6 von oben lies Dubos statt Dubois,
Seite 24 Zeile 9 von unten ergänze den Namen Bernheim.

KAPITEL I

Rassenhaß und Rassentheorien

Rassenhaß und Zeitgeist

Zu den befremdendsten Erscheinungen der neueren Zeit gehört das Anwachsen völkertrennender Instinkte. Die märchenhafte Entwicklung des Weltverkehrs hat die räumlichen und geistigen Entfernungen zwischen den entlegensten Völkern verringert; dafür aber haben sich Klüfte zwischen Nachbarn und zwischen Teilen eines Volkes aufgetan. Alle Völker wurden stets enger in die Weltwirtschaft und Weltkultur verflochten, die Friedensidee und mannigfaltiges, völkerverbindendes Organisationsstreben breiteten sich aus. Ihr seltsames Widerspiel bildete die Rückkehr zu wirtschaftlicher und politischer Absperrung, das Aufflammen des Hasses gegen alles Fremde oder Andersartige. Die beiden mächtigen Zeitströmungen, Nationalismus und Sozialismus, beruhen auf der Betonung von Gemeinschaftsgefühlen, zugleich aber strebt der Rassenhaß die nationalen und sozialen Einheiten zu zerreißen. Unser ganzes Denken wird vom Entwicklungsgedanken beherrscht, wir durchdringen uns mit dem Gefühle der Verwandtschaft alles Lebenden, für das Kultur- und Naturwissenschaft die überzeugendsten Gründe bieten, und aus dem ein neues religiöses Empfinden sich formt; Wissenschaft und Weltbetrachtung zeigen immer mehr, wie überall die festen Grenzen fehlen, wie alles im endlosen Werden flutet, selbst die Abgrenzung des Belebten und Unbelebten ist unsicher geworden. Im schroffsten Gegensatz hierzu wird die Lehre gepredigt, daß innerhalb der Menschheit, ja innerhalb der Nationen, unüberbrückbare Abgründe liegen und Rassengegensätze walten, die jeder Versöhnung widerstreben. Die Rasse wird zum politischen Schlagwort. Panslawismus

und Pangermanismus wollen die angeblich blutsverwandten Stämme zu höherer übernationaler Einheit zusammenfassen, schon meldet sich auch ein Panislamismus und ein panafrikanisches Rassegefühl.

Das Rassenargument steht offenbar in engster Beziehung zu den nationalen Gegensätzen, obwohl schon der oberflächlichste Umblick zeigt, daß Rasse und Nation keineswegs identisch sind. Manche Nationen sind zweifellos — populär gesprochen — ganz zufällige Gebilde, sie haben sich teils von ihren nächsten Blutsverwandten abgespalten, teils sind sie aus Verschmelzung verschiedener Völker entstanden, wobei Eroberungen, dynastische Heiraten, Erbschaften und dergleichen bewegend wirkten. Trotzdem aber spielen bei allen Völkern die Illusionen reinen Blutes und tiefliegender Rassengegensätze eine sehr große Rolle. Der Rassenglaube bildet überall ein Hauptmotiv der nationalistischen Ideologie und erst sein Hervortreten hat jene ungeheuere Verschärfung der nationalen Gegnerschaften hervorgerufen, die unsere ganze Gesittung gefährdet.

Rassentheorie, Rassenwertung, Rasseninstinkt

Nicht jede Theorie über Rasse wird in diesem Buch als Rassentheorie bezeichnet, sondern wir meinen damit nur jene Konstruktionen, die darauf ausgehen, den Wert oder Unwert der Völker „wissenschaftlich" zu begründen, und die ganze geschichtliche Bewegung aus der „Rasse" abzuleiten; wobei ja das Resultat freilich stets von vorneherein feststeht, nämlich die Verherrlichung des eigenen Stammes, die Beschönigung von Unterjochung und Ausbeutung anderer. Wir wenden uns also gewiß nicht gegen die Feststellung oder Ergründung von Verschiedenheiten unter den Völkern, wir „leugnen" nicht, daß „Rassen existieren", wie die beliebte Phrase der Denkfaulen lautet. Nur die Bemäntelung brutaler Herrschsucht und Raffgier mit wissenschaftlichen Redensarten bekämpfen wir als Schändung wahrer Wissenschaft. —

Den Hauptinhalt der Rassentheorien in diesem Sinn bildet die Annahme, daß die Unterschiede zwischen den Völkern und selbst gewisse innerhalb eines Volkes ebenso tiefgehende als dauernde sind. Die eigene Rasse gilt als edel, von ihr strahlt

alle Kultur aus, sie ist der Träger jeden Fortschritts. Alle anderen Rassen sind dagegen geringer, weniger begabt, moralisch unedel. Keine Macht der zivilisatorischen Einwirkung, der wirtschaftlichen Entwicklung oder Erziehung vermag der angeborenen Minderwertigkeit der unedlen Rassen abzuhelfen. Das Vorbild der höheren Rasse wird höchstens äußerlich nachgeäfft, eine wirkliche Kulturübertragung würde aber eine Änderung der physischen Grundlagen bedingen, könnte also nur durch ausgiebige Rassenmischung bewirkt werden. Dies aber ginge auf Kosten der edleren Rasse, die durch die Mischung um ebensoviel herabgedrückt werden müßte, als die niedere emporsteigen würde. Häufig wird sogar angenommen, daß jede Mischung dazu führe, daß das Produkt lediglich die schlechten Eigenschaften beider Seiten vereinige. Weiter wird auch behauptet, daß das „Rassengefühl" (worunter praktisch Rassenhochmut und Rassenhaß zu verstehen sind) den Menschen von der Natur als Instinkt eingepflanzt worden sei, weshalb jede Abschwächung und Verwischung der Gegensätze als naturwidrig verworfen werden müsse.

Richtig ist hieran nur, daß der Rassenhaß uralt ist; doch beruht er nicht auf einem natürlichen Instinkt, sondern ist identisch mit dem Mißtrauen und der Abneigung gegen Fremde überhaupt (einerlei welcher Rasse sie angehören), die sich unter gewissen primitiven Lebensverhältnissen entwickeln. Er ist geradezu ein atavistisches Überbleibsel aus barbarischer Zeit. Ein Verdienst unserer „Kultur" bleibt es, diesen Atavismus mit wissenschaftlichem Flitter aufgeputzt zu haben.

Ein Hauptirrtum der Rassentheorien ist ferner die oberflächliche Analogisierung von körperlichen und seelischen Verschiedenheiten. Niemand zweifelt daran, daß körperliche Rassenunterschiede bestehen und sich mit großer Zähigkeit behaupten. Was beweist dies aber für das Seelenleben des Menschen? Unsere Aufgabe besteht in der Erörterung der Wechselbeziehungen zwischen Rasse und kulturellen, also geistigen Erscheinungen, und die physische Anthropologie und Biologie kommt daher für uns nur sekundär in Betracht. Das entscheidende Wort haben die Geisteswissenschaften zu sprechen, also Psychologie, Ethnologie, Geschichte, Soziologie.

Die Rassentheorie stellt eine seltsame Mischung dar aus Entwicklungsgedanken einerseits, der Annahme streng feststehender Rassentypen und eines absoluten Wesensunterschiedes der Menschen anderseits, aus Rassendeterminismus und moralisierender Deutung der Geschichte, aus Mystik und nüchternster Ausbeuterlogik. Die politischen Folgen dieser Theorien äußern sich in hochmütiger Geringschätzung fremder Völker und ihrer Leistungen, in lächerlich übertreibendem Rühmen der eigenen Vortrefflichkeit, in brutaler Bekämpfung aller Freiheitsregungen, die als eine Auflehnung der geringeren Rasse gegen eine höherwertige dargestellt werden, in einer Verschärfung nationaler und sozialer Gegensätze, im rohesten Kultus der Gewalt. Geistig führt die Rassentheorie zu größter Intoleranz, verblendeter Beschränktheit, Verlust der Fähigkeit zu kritischem Denken und billiger Beurteilung. Von der Fachwissenschaft innerhalb ihrer Grenzen meist ignoriert oder abgelehnt, übt die Rassentheorie dagegen auf die leichtgläubige Menge der Halbgebildeten, der sie von kritiklosen Dilettanten und snobistischen Literaten in geschickter Aufmachung als neueste Offenbarung vorgelegt und von politischen Demagogen mit vergröbernder Eindringlichkeit gepredigt wird, starken Einfluß. Ja selbst ernstere Köpfe, denen das Material zur wissenschaftlichen Prüfung der Theorien nicht zur Hand ist, und Spezialgelehrte ohne universelle Bildung erliegen nicht selten der Suggestion des Zeitgeistes. Insbesonders aber hat der Rassenglaube politisch einflußreiche Kreise für sich gewonnen, die in ihm ein Machtmittel zur Befestigung ihrer Stellung erblicken und ihm daher weitreichende Förderung zuteil werden lassen.

Aristoteles' Rechtfertigung der Sklaverei

Schon bei Aristoteles[1]) finden wir die modernen Rassentheorien im Grundriß klar vorgezeichnet, und diese Tatsache ist um so wertvoller für unsere Betrachtung, als der psychologische Grund noch nicht verhüllt wird. Der griechische Denker behandelt die Sklaverei und rechtfertigt sie folgendermaßen:

[1]) Aristoteles, Politik, I. Buch, 1. und 2. Kapitel; vgl. ferner die Polemik gegen Aristoteles bei Rousseau, Gesellschaftsvertrag, Kap. 2 und 3.

1. Schon die Natur bestimme die einen zum Herrschen, die anderen zum Dienen, indem sie jenen höhere Fähigkeiten, diesen die rohe Kraft des Tieres verleihe. Das Recht des Herrn über die Sklaven sei ähnlich dem des Menschen über das Tier. Den ethischen Bedenken gegen diesen Grundsatz sei entgegenzuhalten, daß 2. dieses Verhältnis auch im Interesse der Beherrschten liege, die ja nicht wahre Vernunft besäßen, sondern der Leitung durch Beherrschung bedürften, ferner daß 3. sich an das „siegende Element" auch immer ein Überschuß an Trefflichkeit knüpfe. — Die Barbaren sind also geborene Sklaven[1]). Freilich kommen oft auch Ausnahmen vor. An anderen Stellen hebt Aristoteles selbst die Intelligenz und Kunstfertigkeit der Asiaten hervor, während er den Nordländern nachsagt, sie seien aus klimatisch bedingten, physiologischen Gründen zur Kultur und Staatsbildung unfähig.

Den allgemeinen Argumenten Aristoteles' hat keine Zeit, die irgendein Gewaltverhältnis ähnlicher Art zu rechtfertigen hatte, etwas Neues hinzugefügt, und heute noch können wir sie als Quintessenz der modernen pseudo-darwinistischen Weisheit erkennen, wie sie Lapouge, Ammon und Konsorten verzapfen. „Körperlich und seelisch", sagt Chamberlain (I, S. 503), „ragen die Arier unter allen Menschen empor; darum sind sie von Rechts wegen (wie der Stagirit sich ausdrückt) die Herren der Welt."

Rechtfertigung der Adelsvorrechte

Im Mittelalter und später dünkte sich der Adel besseren Blutes, als das verachtete gemeine Volk. Die Bauern sollten von Cham herstammen, den bekanntlich Noah wegen seines Frevels zur Knechtschaft verflucht hatte. Dagegen glaubten die Ritter vieler Länder von trojanischen Helden abzustammen, die nach dem Fall Trojas nach England, Frankreich, Deutschland usw. gekommen sein sollten. Diese

[1]) Schon im Altertum erhob sich scharfer Widerspruch gegen die Verachtung der Barbaren; vgl. die Satire von den dünkelhaften Kranichen in Platos Staatsmann; ferner Gomperz, Griechische Denker, I, S. 325ff., III, 2. Aufl., S. 258; J. Jüthner, Hellenen und Barbaren, aus der Geschichte des Nationalbewußtseins, 1923.

Theorie wurde nicht nur in zahllosen Ritterromanen, sondern auch in vielen gelehrten Werken allen Ernstes verfochten[1]). In Frankreich, dem Lande der Franken, leitete man bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts diesen Stamm von Francion, einem Sohne Hektors, ab; ja, es wird behauptet, daß der gelehrte Nicolas Freret noch 1714 auch deswegen in die Bastille gesperrt wurde, weil er diese Legende verwarf[2]). Augustin Thierry hat den großen Ideenkampf, der vom 16. bis in das 19. Jahrhundert über den Ursprung der Franzosen geführt wurde, und seine politische Bedeutung geschildert[3]). An eine alte Tradition der französischen Politik anschließend wurde unter Ludwig XIV. die schon von Bodin vertretene Theorie begünstigt, die Franken seien ein gallischer Stamm gewesen, nach Germanien gewandert und später als Befreier ihrer Brüder vom römischen Joch zurückgekehrt. Also kein Rassengegensatz, sondern nationale Einheit, wie es die absolute Monarchie anstrebte. Diese Theorie unterstützte trefflich die Eroberungsgelüste des Königs nach dem linken Rheinufer, der ja nur das alte fränkische Gebiet „zurückforderte“[4]). Leibniz widerlegte sie durch den Nachweis der germanischen Abstammung der Franken, wie dies bereits die deutschen Humanisten des 16. Jahrhunderts getan hatten. Die Wortführer des Adels, vor allem der Graf von Boulainvilliers[5]), behaupteten, es gebe zwei Rassen in Frankreich,

[1]) Vgl. die Chronik des Jeffrey von Monmouth; ferner Peter von Andlo, I, 15, der den deutschen Adel von den römischen Patriziern und den Genossen Aeneas' herleitet, usw.

[2]) In Rußland suchte 1749 ein deutscher Gelehrter Müller die finnisch-tatarische Abstammung der Russen nachzuweisen. Kaiserin Elisabeth befahl den Forscher sofort in Haft zu nehmen und dem Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Trediakowsky, der die Ansicht Müllers für begründet erklärt hatte, hundert Knutenhiebe zu verabreichen. Müller wurde zum Widerruf gezwungen. — Diese Vorgangsweise gegen eine dem Nationaldünkel widersprechende, wissenschaftlich voraussetzungslose Aufdeckung der wirklichen Rassenverhältnisse ist für alle Zeiten typisch. —

[3]) Augustin Thierry, Récits des temps Mérovingiens précédés de considérations sur l'histoire de France (zuerst 1840 erschienen).

[4]) Vgl. Pufendorf, Verfassung des Deutschen Reiches, §§ 3—6. (Übersetzung von Breßlau 1870, besonders auch S. 31 die Note des Übersetzers.)

[5]) C. de Boulainvilliers, Histoire de l'ancien gouvernement de la France, 3 Bde, 1727 (nach dem Tode des Verfassers erschienen).

der Adel stamme von den germanischen Eroberern ab, die Volksmasse aber von unterworfenen Kelten und Römern. Die Privilegien des Adels sowohl gegen den König, als gegen das Volk seien somit durchaus legitim. — Gegen diese feudale Anmaßung protestieren nun bürgerliche Autoren, andere, wie Dubois, Montesquieu, Mably, suchen vermittelnde Ansichten zur Geltung zu bringen. Im Gegensatz hierzu nehmen die Radikalen die Theorie der Eroberung wieder auf, aber nur, um eine neue furchtbare Waffe gegen eben jene zu gewinnen, die diese Theorie zuerst angewandt hatten. Der Abbé Sieyès ruft in seiner berühmten Flugschrift, die die Revolution eröffnet, aus: „Der dritte Stand braucht sich nicht zu scheuen, in die Vergangenheit zurückzugehen. Er wird sich auf das Jahr berufen, das der Eroberung voranging, und da er heute stark genug ist, um sich nicht mehr unterjochen zu lassen, wird sein Widerstand zweifellos wirksamer sein. Warum soll man nicht alle jene Familien in die fränkischen Wälder zurückjagen, die die alberne Anmaßung bewahren, von der Erobererrasse abzustammen und die Erobererrechte geerbt zu haben. Die alsdann gereinigte Nation wird sich trösten können, wie ich glaube, bei dem Gedanken, bloß mehr aus Abkömmlingen der Gallier und Römer zu bestehen.“[1]) Nach der Revolution und der napoleonischen Zeit waren es die Reaktionäre, die die alten Theorien wieder ausgruben und politisch auszunützen suchten. Der Graf von Montlosier tat dies 1814 in einer Form, die großen Einfluß auf die Zeitpolemik nahm[2]). Er sah einesteils, daß die Rassenmischung auch im Adel weit vorgeschritten war, anderenteils durfte man das durch die Kriege gereizte nationale Empfinden nicht durch die Herleitung des Adels aus germanischem Ursprung auf eine allzu harte Probe stellen. Er nahm also nicht zwei Rassen, sondern zwei „Völker“ an. Beide „Völker“ ließ er von allen drei Rassen abstammen, doch leite sich das eine von Freien, das

[1]) Auch in der englischen Revolution von 1647 beriefen sich übrigens Vertreter demokratischer Ideen auf die Zeit vor der normannischen Eroberung und forderten, daß die nur auf das Schwert gestützte Herrschaft der Normannenrasse über die Engländer aufhören müsse; vgl. Trevelyan, England under the Stuarts, S. 282.

[2]) C. de Montlosier, De la Monarchie française, 7 Bde, 1814—1822.

andere von den Sklaven her. Die ersteren seien die wahren „Franzosen", d. h. der Adel und seine Verbündeten, die anderen aber die politisch und sozial minderwertigen Bürger. Die zwei großen Historiker Augustin Thierry und F. Guizot wenden sich mit derselben Leidenschaft gegen diese Auffrischung feudaler Ansprüche, wie einst Sieyès[1]). Seit dreizehnhundert Jahren, ruft Guizot 1820 aus, kämpft das unterjochte Volk gegen die fremden Eroberer; die Revolution sei ein wirklicher Krieg zwischen zwei Völkern gewesen. —

Die Entstehung des Arierglaubens

Nach einer neuerlichen großen Revolution (1848) war wieder eine günstige Zeit für die Rassentheorie gekommen. Graf Gobineau, dessen Hauptwerk 1851—55 ausgearbeitet wurde, belebte die alten Ideen der Grafen Boulainvilliers und Montlosier von neuem, und er fand in Frankreich auch zunächst bei einigen Reaktionären, wie Graf Basterot, Graf Paul de Leusse, Graf Rochechouart, Anklang[2]). Gobineau gesteht selbst, daß es der Haß gegen die Demokratie und der Einfluß der Revolution von 1848 waren, die ihn zu seinem Werk bewogen, von dem er sagt, es treffe die liberalen Ideen ins innerste Mark. Doch der geistreiche und dichterisch begabte Dilettant erweiterte die alte feudale Theorie, die in der Revolution eine Auflehnung der minderwertigen Kelten gegen den Germanenadel sah, in bedeutungsvoller Weise zu einer allgemeinen Rassentheorie. Auch der germanische oder arische Bürger gehörte jetzt zum Rassenadel, der Rang und Wert der Völker bestimmte sich nach dem Ausmaß arischen Blutes. Eine solche Theorie war offenbar sehr geeignet, der durch die revolutionären Stürme erschütterten Feudalherr-

[1]) Thierry, Considérations sur l'histoire de France (nouvelle édition, 1868), S. 129ff.; Louis Halphen, L'histoire en France depuis cent ans, 1914, S. 22.

[2]) Über Entstehung und Einfluß der Ideen Gobineaus vgl. die beiden wertvollen Werke von Ernest Seillière, Le Comte de Gobineau et l'aryanisme historique, 1913, und Ludwig Schemann, Gobineaus Rassenwerk 1910.

schaft neue Bundesgenossen aus dem Bürgertum zuzuführen, das sich ja bereits selbst vom Proletariat bedroht sah und diesem gegenüber gerne den Anspruch aufgreifen mußte, einer von der Natur zur Herrschaft berufenen Rasse anzugehören. —

Dennoch fand Gobineau in Frankreich fast gar keinen Anklang. Die Ideen von 1789 waren zu tief in die Massen eingedrungen, die Bauern waren durchaus zur Aufrechthaltung der durch die Revolution geschaffenen Besitzverteilung entschlossen. Man durchsah in Frankreich, daß Gobineau nur die alte Feudaltheorie in ein neues Gewand gekleidet hatte. Auch mußte es das Nationalempfinden verletzen, daß Gobineau die Germanen als die edelste Rasse ansah, obwohl er die heutigen Deutschen, die er nicht für überwiegend germanisch hielt, lange Zeit keineswegs günstig beurteilte. So geriet Gobineau in Frankreich in völlige Vergessenheit, aus der ihn erst E. Seillière wieder erweckte. — Die späteren französischen Rassentheoretiker G. Vacher de Lapouge und Le Bon haben bei Ausarbeitung ihrer Bücher von Gobineaus Lehren nichts gewußt, und Lapouge konstatiert 1899: Gobineau ist in Frankreich unbekannt und vor allem will man ihn nicht kennen. Rassenideen spielten auch bei Ernest Renan eine gewisse Rolle, doch hat er sich hiervon später ganz abgewandt und auch in einem Brief an Gobineau betont, die Rasse sei nur am Anfang wichtig, verliere aber später immer mehr an Bedeutung. —

Rassenglaube und Nationalismus in Frankreich

Im modernen Frankreich wurde das Rassenargument von den Nationalisten vor allem gegen die Deutschen und Juden ausgenützt. Oftmals haben selbst hervorragende Politiker und Gelehrte den französisch-deutschen Gegensatz als einen naturgemäßen Antagonismus der höheren gallischen oder lateinischen und der inferioren germanischen Rasse hingestellt. Insbesondere begründete auch der aggressive französische Nationalismus seine Pläne damit, daß die deutschsprechenden Elsässer und Rheinländer keltischer Abkunft

seien, und daß die Stimme des Blutes sie nach Frankreich ziehe.

Die nationalistischen Schlagworte scheinen in neuester Zeit an Zugkraft zu verlieren. Noch immer finden sich aber ganz unglaubliche Aufreizungen zum National- und Rassenhaß in französischen und belgischen Schulbüchern, wie eine reiche Zusammenstellung zeigt, die die Carnegie-Stiftung herausgegeben hat[1]). Es heißt dort z. B. (S. 65): „Der Krieg scheint bewiesen zu haben, daß als Ganzes genommen die Deutschen infolge der Perversität ihrer Rasseninstinkte zum Bösen neigen: materielle Genußgier, angeborene Bosheit und Grausamkeit; Instinkte des Raubes, der Plünderung und des Mordes, Undankbarkeit gegen die edelmütigste Gastfreundschaft, Vergessen der empfangenen Dienste, übertriebener und erbitterter Chauvinismus aus eifersüchtigem Haß gegen das Ausland, erblicher und geisteskranker Ehrgeiz, die Weltherrschaft auszuüben, völliger Mangel an Großmut; Unfähigkeit, den Heroismus und die Selbstlosigkeit des Gegners zu verstehen. Sie haben schlagend bewiesen, daß die Heuchelei, Verschlagenheit und Servilität ihre Rasse sehr charakterisieren; daß die Grausamkeit und Bosheit bei ihnen angeborene und ununterdrückbare Instinkte sind; daß sie kein Menschlichkeitsgefühl, keinen Begriff von Recht und Gerechtigkeit, kein Verständnis für Ehre, keinen Sinn für das Lächerliche haben . . ." Diese Ausbrüche eines irrsinnigen Rassenhasses finden sich in einem Schulbuch zweier belgischer Pädagogen, des Schuldirektors Mirquet und des Universitätsprofessors Pergameni, das zum Unterricht 10—12jähriger Kinder bestimmt ist! Und das Traurigste ist, daß dieses Buch von der Kgl. belgischen Akademie am 3. Mai 1920 preisgekrönt wurde! —

Die Farbigen der französischen Kolonien werden prinzipiell durchaus gleichberechtigt behandelt; sie haben oft aktives und passives Wahlrecht und werden zu Beamtenstellen zugelassen. Mischheiraten sind nicht verpönt[2]). —

[1]) Enquête sur les livres scolaires d'après guerre 1923. Bericht des Dr. Prudhommeaux.

[2]) Vgl. J. H. Oldham, Christianity and the Race Problem, 1924, S. 148, 160, 176.

Der Rassenglaube in England

In England hat schon der große Schriftsteller Daniel Defoe in seiner Satire „Der echtbürtige Engländer“ (1701)[1]) den Rassenhochmut seiner Landsleute mit glänzendem Witz verspottet, und es bildet ein Ehrenzeugnis für den öffentlichen Geist des damaligen Englands, daß diese Schrift, die in der nationalen Selbstkritik eher zu weit geht, rasch ungeheuer populär wurde; innerhalb von vier Jahren erschienen neun legitime und zwölf unbefugte Ausgaben, und von den billigen Ausgaben wurden 80 000 in den Londoner Straßen verkauft. — Auch in England war der Glaube an die Unübertrefflichkeit der eigenen Rasse stets weit verbreitet. Am stärksten wurde das Rassenargument dort verwertet, um die tiefe Verschiedenheit und Minderwertigkeit der „keltischen“ Iren gegenüber den Angelsachsen nachzuweisen[2]). Die Rassentheorie wurde eben in jedem Lande daraufhin ausgebildet, ein bestehendes Herrschaftsverhältnis „wissenschaftlich“ zu rechtfertigen. Die politische Nüchternheit und der Billigkeitssinn der Engländer haben aber diese Scheingründe schließlich abgelehnt und die irische Frage gelöst. Auch sonst war die Ansicht, daß die teutonische Rasse alle anderen übertreffe, bei vielen Gelehrten und Schriftstellern anzutreffen. Sie war aber nur der Ausdruck einer romantischen Stimmung und hat politisch, abgesehen von der schon erwähnten irischen Frage, nie Einfluß geübt. England ist zweifellos das Land, in dem Rassenvorurteile die geringste Rolle spielen, weil eben England unter allen Nationen die größte politische Reife aufweist und auch in seinem Weltreich weitaus die meisten Erfahrungen mit Rassen jeder Art gemacht hat. Wiederholt sind Inder von englischen Wahlkreisen ins englische Parlament entsendet oder ins Oberhaus berufen worden. Charakteristisch ist auch die Tatsache, daß der Jude Benjamin

[1]) Daniel Defoe, The true-born Englishman. — Die Schrift verteidigt König William III., der von gewissen englischen Nationalisten als „Holländer“ angegriffen wurde, und dies mag wohl auch der Verbreitung genützt haben.

[2]) Eine gründliche Darstellung und Kritik aller dieser Theorien findet man in den ausgezeichneten Werken von John M. Robertson, The Saxon and the Celt, 1897, und The Germans, 1916, S. 19, und von W. D. Babington, Fallacies of Race Theories, 1895, S. 147—246.

Disraeli, der überdies selbst die Bedeutung des Rassenfaktors und der jüdischen Rasse im besonderen zu übertreiben liebte[1]), es zum Premierminister und zum Heros des nationalbewußten konservativen Adels bringen konnte, was der konservativen Intelligenz der kontinentalen Nationen ganz rätselhaft erscheinen muß. —

Besonders stark ist bei Engländern, wie bei allen vorwiegend germanischen Völkern, der Widerwille gegen Vermischung mit Farbigen, selbst wenn diese uralten Kulturrassen, etwa Indern, Chinesen, Ägyptern, Arabern angehören; eine Abneigung, die bei den romanischen Völkern nicht im gleichen Maße besteht[2]).

Sehr verschieden ist die Lage in den englischen Kolonien[3]). In Indien herrscht natürlich fast völlige Gleichberechtigung, selbst die höchsten Stellen sind Indern zugänglich; nebenbei bemerkt ist der gegenwärtige Vizekönig Indiens, Lord Reading, bekanntlich jüdischer Herkunft. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß Indien dieselbe Unabhängigkeit erhält, wie die großen Dominions. In Neuseeland sind die Maoris rechtlich und faktisch den Weißen gänzlich gleichgestellt, ebenso die Neger in Jamaika und einigen anderen Gebieten. Soweit ferner der Einfluß des englischen Parlamentes, der englischen Beamten und Geistlichen reicht, werden die Eingeborenen überall geschützt und mit Gerechtigkeit behandelt. Man vermeidet sorgfältig, in ihnen das Gefühl zu wecken, daß sie der Rasse wegen zurückgesetzt werden. In manchen englischen Kolonien aber, und ganz besonders in den vom Mutterlande unabhängigen Dominions, herrscht Abneigung und Geringschätzung gegen Farbige und sie werden gelegentlich sehr unbillig behandelt. Selbst die Einwanderung

[1]) Geradezu anstößige Verherrlichungen der Juden bzw. Semiten enthält z. B. Disraeli's Life of Lord George Bentinck, Kapitel XXIV, XXV. Vgl. auch W. Sichel, Disraeli, 1904, S. 223.

[2]) Die Abneigung gegen Rassenmischung ist natürlich so lange unbedenklich, solange sie eine rein private, sexual-ästhetische Angelegenheit ist. Sobald aber gesetzliche Maßnahmen oder gesellschaftlicher Boykott eingreifen, wird die Frage zu einer politischen und erregt gleiche Auflehnung, wie die Ebenbürtigkeitsforderung des Adels in Europa.

[3]) Vgl. hierüber die eingehende Darstellung und Literatur bei J. H. Oldham, Christianity and the Race Problem 1924, S. 94—196.

von Asiaten, besonders von Indern, Japanern und Chinesen, wird dort vielfach erschwert oder verboten, trotzdem die englische Regierung dies im Hinblick auf die Stimmung in Indien ungern sieht. In „gute Gesellschaft" werden „Farbige" in der Regel nicht zugelassen, manchmal auch nicht in dieselben Schulen, wie weiße Kinder. Mischheiraten sind nicht verboten, aber selten. Lynchen existiert nicht. In Südafrika (mit Ausnahme der ehemaligen Burenstaaten und Natals) gilt für die Neger dasselbe Wahlrecht, wie für die Weißen; doch sind infolge eines Bildungs- und Einkommenszensus nur wenige Neger wahlberechtigt. Hierin liegt eine große Gefahr für die Zukunft, da die Schwarzen die große Mehrheit der Bevölkerung bilden[1]). In manchen Gebieten, wo Weiße und Farbige gemischt leben, versucht man jetzt, den Farbigen eine Vertretung in besonderen Räten zu gewähren, so daß sich vielleicht zwei parlamentarische Systeme nebeneinander entwickeln mögen.

Der Rassenglaube in Deutschland

Deutschland war lange vorwiegend kosmopolitisch und seine größten Geister, ein Herder, Goethe, Schiller sind die höchsten Verkörperungen dieses Geistes. Doch mit dem mächtigen Anschwellen des deutschen Nationalismus in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ging auch eine außerordentliche Steigerung des Rassenhochmuts einher und einflußreiche Kreise sahen mit Geringschätzung auf die minderwertigen Romanen und Slawen herab[2]). In keinem Lande haben die Rassentheorien eine so verderbliche Wirkung auf den öffentlichen Geist ausgeübt, als im deutschen Sprachgebiet. Sie dienten hier als willkommenes Kampfmittel gegen die Demo-

[1]) Vgl. James Bryce, Bilder aus Südafrika (deutsch 1900), S. 336ff.

[2]) Insbesonders Bismarck, der doch keineswegs extrem nationalistische Ansichten hegte, hat oft betont, die romanische Rasse sei verbraucht und werde untergehen, Kelten und Slawen seien weiblich, passiv, unproduktiv, und die Germanen seien ihnen weit überlegen. Doch benötigten die Germanen eine slawische Beimengung. Vgl. die sehr bezeichnenden Stellen bei Poschinger, Neue Tischgespräche Bismarcks, Bd. II, S. 38. Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, 1884, III. Bd., S. 195. M. Busch, Tagebuchblätter, 1899, Bd. II, S. 118. Ansprache an eine steirische Deputation vom 15. April 1895.

kratie, denn die breiten Volksmassen wurden als Abkömmlinge vorarischer Rassen hingestellt, was insbesondere Ammon durch ausgedehnte Schädelmessungen beweisen wollte. Die „höheren Stände" dagegen sollten germanischen Geblüts sein und daher allein zur Herrschaft berufen. Natürlich war diese Edelrasse auch zur Weltherrschaft bestimmt, wie in zahllosen alldeutschen Schriften verkündet wurde. Die rassentheoretische Grundlage des aggressiven Alldeutschtums lieferten der Franzose Gobineau und der Engländer Chamberlain[1]). Beide standen zum Kreis Richard Wagners in enger Beziehung und fanden hier eine starke Stütze, wie denn die Gestalten und Töne der Wagnerschen Dichtungen nicht wenig zur Potenzierung des Rassendünkels beigetragen haben. Ludwig Schemann wurde der begeisterte Apostel Gobineaus; er gründete eine Gobineau-Vereinigung und ein Gobineau-Museum. Die Schriften des französischen Grafen wurden von den Alldeutschen systematisch verbreitet. Bald aber begann ihm H. St. Chamberlain den Rang abzulaufen. Fr. Friedrich hat zur Kennzeichnung des Unterschiedes das Wort geprägt von „Chamberlains siegesfrohem Triumphgesang von der Germanenherrlichkeit und Gobineaus schwermütigem Requiem auf die sterbende Arierherrlichkeit". Wie Schemann sagt (S. 274), ist Chamberlain „der Führer aller derer geworden, welche zur Anfeuerung einer stärkeren Dosis des Wahnes bedürfen, ohne den nichts auf Erden gelingt". Kaiser Wilhelm II. wurde sein mächtigster Förderer, er las selbst Chamberlains Hauptwerk seinen Söhnen vor, ließ es in den Offizierskreisen verbreiten, ein reich dotierter Fonds spendete freigebig Exemplare des Werkes an Bibliotheken und Vereine. Noch in seinen „Lebenserinnerungen" schrieb Exkaiser Wilhelm: „Das Germanentum in seiner Herrlichkeit ist dem erstaunten deutschen Volk erst durch Chamber-

[1]) Es gab natürlich schon vor Gobineau und Chamberlain in Deutschland Schriftsteller, die Rassenhypothesen vertraten; doch erlangten sie keine große Beachtung. Ohne theoretische Formulierung leisteten besonders viele Historiker dem Rassenglauben durch kritiklose Redensarten Vorschub. Vgl. über Vorläufer Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 2 Bde., 1921/22; ferner Ch. Andler, Le pangermanisme philosophique 1917 und les origines du Pangermanisme 1915.

lain in seinen ‚Grundlagen des XIX. Jahrhunderts' klargemacht und gepredigt worden. Aber, wie der Zusammenbruch des deutschen Volkes zeigt, erfolglos."

Selbst in die Wissenschaft drang der Rassenglaube ein und es wurden eigene Organe in den Dienst seiner wissenschaftlichen Fundierung gestellt. Schließlich gründete man sogar Vereinigungen zur Rassenzucht, deren Mitglieder nur auf Grund strengster Ahnenprobe heiraten durften, um jede Vermengung mit minderwertigen Rassen zu verhüten. Die Rassentheorien haben so wesentlich zur Ausbreitung und Verstärkung jener Geistesart beigetragen, die schließlich zur Katastrophe des deutschen Volkes führte[1]). Grenzenlose Überschätzung der eigenen Macht und Geringschätzung anderer Völker machten blind gegen die Gefahren einer Politik, die verhängnisvoll enden mußte.

Bei der Einbringung der großen deutschen Wehrvorlage am 7. April 1913, die vielfach als der Auftakt zum Weltkrieg betrachtet wurde, sprach der Reichskanzler Bethmann-Hollweg von dem drohenden Zusammenstoß der Slawen und Germanen und davon, daß die „neue und akute Belebung der Rasseninstinkte" der Panslawisten zu vermehrten Rüstungen zwinge. Diese unvorsichtigen Worte wurden von den Slawen Österreich-Ungarns, die die stärkste Völkergruppe in diesem Reiche bildeten, als Schlag ins Gesicht empfunden und dienten im Weltkrieg der slawischen Propaganda, alle Slawen sehr wirksam daran zu mahnen, sich auf Seite ihrer Rassegenossen zu stellen. Als dann der Weltkrieg ausbrach, wurde er sofort von vielen Seiten hüben und drüben als Rassekrieg erklärt. Besonders bemerkenswert war ein Artikel des berühmtesten deutschen Historikers Karl Lamprecht im „Berliner Tageblatt" vom 23. August, der auch als Broschüre erschien. Hierin sprach er von dem „Kampf des Germanentums und des lateinischen (katholischen) Slawentums gegen die ein-

[1]) Lapouge beklagte sich 1909, daß man in Frankreich der Rassentheorie keine Beachtung schenke, so daß sie fast zu einem Monopol Deutschlands geworden sei. Hier bilde sie die Grundlage des aggressiven Pangermanismus, den Lapouge übrigens aufs höchste bewundert, weil er im Namen des Ariertums die Angelsachsen, also gerade die arischste Rasse der Welt, zum Kampf herausfordere. (Lapouge, Race et milieu social.)

dringende östliche Barbarei", der mit den Kämpfen gegen Magyaren und Türken in eine Linie zu stellen sei — als ob nicht Magyaren und Türken gerade auf deutscher Seite kämpften! Dann entdeckte Lamprecht, daß Skandinavien, Holland, die Schweiz und Amerika aus ihrem Rassengefühl heraus für Deutschland Partei ergriffen und verkündete jubelnd: „Das Blut schlägt durch!" Die Illusion, Amerika zum Bundesgenossen zu haben, verleitete ihn sogar dazu, „die lebendige Zukunft einer teutonisch-germanischen Rasse zu verkünden"! Und da schließlich England in dieses Schema nicht hineinpaßte, betonte der große Historiker: „Man beachte, von welchem nicht mehr rein germanischen, sondern vielmehr keltischen Geist das zentrale Land des britischen Weltreichs erfaßt ist." — Diese geradezu unfaßbare Gedankenverwirrung, in die ein so großer keineswegs chauvinistischer Gelehrter verfallen konnte, zeigt besser als irgend etwas die unheilvolle Wirkung des Rassenglaubens auf das Denken! —

Rassenhaß in Amerika

Überaus günstig war die Aufnahme der Gobineauschen Theorie in Amerika. Zwar war der französische Aristokrat der amerikanischen Demokratie durchaus abgeneigt und er sah sogar, wie sein Jünger Schemann sagt (S. 376), im amerikanischen Geist, neben dem semitischen, den bösen Geist der modernen Menschheit. Aber sie war eben eine willkommene Waffe im Kampfe der Sklavenhalter gegen die Abschaffung der Sklaverei, der in den sechziger Jahren tobte. So wurde Gobineaus Rassenbuch sofort übersetzt und in Amerika verbreitet. Die südstaatlichen Sklavenhalter stellten eigens Gelehrte an, um beweisen zu lassen, daß der Neger kein Mensch oder ein minderer Mensch als die Weißen, und die Sklaverei daher in aristotelischer Weise gerechtfertigt sei. Auch auf Grund der Bibel wurde die Berechtigung der Sklaverei nachgewiesen, die Neger seien die Nachkommen eines von Gott Verfluchten, die schwarze Farbe sei das Kainszeichen[1]).

[1]) Vgl. Halle, Baumwollproduktion und Pflanzungswirtschaft in den Nordamerikanischen Südstaaten, 1897, I. Bd., S. 321ff. — Bibelfeste Amerikaner bewiesen: „Der Mensch ist nach dem Ebenbild Gottes gemacht. Da aber Gott kein Neger ist, so ist der Neger kein Mensch."

Leider war das „Recht des Stärkeren" auf Seite der Nordstaaten, wie der Ausgang des Bürgerkrieges bewies. Das heilige Naturrecht, Sklaven zu halten, wurde abgeschafft. Noch heute aber werden den Negern in weiten Gebieten die einfachsten bürgerlichen Rechte entgegen dem Geiste der Verfassung vorenthalten. Insbesondere in den Südstaaten werden sie mit größter Verachtung behandelt und einer Reihe demütigender Sondervorschriften unterworfen. Die Brutalität der Lynchmorde[1]), die noch immer an Negern verübt werden, gehört zu den scheußlichsten Schandflecken der weißen „Zivilisation". Auch der Zustrom vielfach kulturell zurückgebliebener Einwanderer aus Europa und Asien nährte den Rassenhaß. Vor allem wütet das Rassenvorurteil gegen die Asiaten, insbesondere die Japaner, Chinesen, Indier, deren Kulturfähigkeit wohl niemand anzweifeln kann. Vor kurzem erst hat die Gesetzgebung der Union in unnötig beleidigender Weise den Ausschluß der Asiaten aus Amerika proklamiert, unbekümmert darum, daß hierdurch die Gefahr eines Weltkampfes mit Japan, ja einer Auflehnung ganz Asiens gegen weiße Anmaßung bedeutend gesteigert wurde. — Auch sonst scheinen Rassenantipathien in Amerika stets einen günstigen Boden zu finden[2]).

Unter dem Einflusse dieser Agitationen schließen sich die Vereinigten Staaten sehr zu ihrem eigenen Schaden immer mehr gegen Einwanderer ab. Natürlich sprechen da ökonomische Motive stark mit, nämlich die Befürchtung der amerikanischen Arbeiter und kleinen Farmer, von Einwanderern mit niederer Lebenshaltung unterboten zu werden. Genau dasselbe Motiv finden wir ja auch in Australien, Südafrika, Kanada wirksam. Aber es fällt doch auch Rassenhaß sehr ins Gewicht, wie sich besonders an der gegen die japanische Einwanderung gerichteten Bewegung zeigen läßt.

[1]) Im Durchschnitt der letzten 37 Jahre wurden in den Vereinigten Staaten jährlich 82 Neger gelyncht. Die Zahl nimmt ab. 1921 waren es 58 Fälle.

[2]) Vgl. Lothrop Stoddard, The rising tide of colour, 1920; Madison Grant, The passing of the great race, 1916; Ch. Gould, America a family matter, 1922, und ähnliche Schriften.

Diese antijapanische Agitation wurde von einigen höchst korrupten, später gemeiner Verbrechen überwiesenen Männern[1]) in Kalifornien ins Leben gerufen, die damit die Aufmerksamkeit von ihren Übeltaten ablenken wollten. Obwohl Präsident Roosevelt und viele der hervorragendsten Männer Amerikas ernstlich davor warnten, gelang es ihnen doch, ihr Ziel zu erreichen. Weder hat die relativ geringe Zahl japanischer Einwanderer wirklich weiße Arbeiter verdrängt, noch erwies sich irgendein anderes Argument als stichhaltig. Auch ist die Lebenshaltung der Japaner nicht niedriger als jene von ost- und südeuropäischen Einwanderern. Schließlich könnte das gewiß berechtigte Streben, die eigene Lebenshaltung nicht durch fremde Lohndrücker schädigen zu lassen, besser durch ein gesetzliches Verbot, fremde Arbeiter zu niedrigeren Lohnsätzen als einheimische zu beschäftigen oder durch Sondersteuern auf Güter, die unter solchen Bedingungen hergestellt wurden, erreicht werden.

Rassenhaß, Weltwirtschaft und Weltfriede

Tatsächlich haben die Europäer die Farbigen in allen Erdteilen teils von ihrem angestammten Boden vertrieben, teils sie zu rechtlosen Hörigen und Proletariern herabgedrückt oder sie mindestens, wie in Indien und Ägypten, unter Vormundschaft gestellt. Ihre einzigen Entschuldigungsgründe waren: Unser eigenes Interesse erfordert es und auch der Bedarf der ganzen Welt an Gold, Baumwolle, Getreide usw. wird hierbei besser befriedigt. — Der weiße Mann hat derart ungeheuere Gebiete sich angeeignet, zu deren Ausnützung ihm aber die Arbeitskräfte fehlen. Das übervölkerte Asien könnte nun genug Arbeitskräfte liefern, die glücklich wären, der Not des engen Lebensspielraums zu entrinnen. In Australien, Amerika, Südafrika könnten diese Asiaten Nahrung und Rohstoffe für die Weißen Europas und Amerikas er-

[1]) Nämlich Eugene E. Schmitz, Abraham Ruef, Tveitmoe — sämtliche übrigens nichtamerikanischer Herkunft, wie schon die Namen zeigen. Vgl. R. L. Buell, The development of the Anti Japanese Agitation in the U. S. in Political Science Quarterly, December 1922.

zeugen und sie würden überdies kaufkräftige Abnehmer für die Industrieprodukte dieser Erdteile werden. Diese Voraussetzung eines Aufblühens der Weltwirtschaft wird nun durch die aus engherzigem Erwerbsneid und dumpfem Rassenhaß geborenen Einwanderungsverbote vereitelt. Da finden weder die Existenzmöglichkeit der Farbigen, noch das Weltinteresse Beachtung. Kein Wunder, daß der Rassengroll der Unterdrückten sich zu einer Stärke steigert, die schon in naher Zukunft eine ungeheure Gefahr für die friedliche Entwicklung der Welt bilden kann.

Unzweifelhaft gehört der Rassenwahn zu den Hauptschuldigen an der furchtbaren Menschenschlächterei des Weltkrieges. Mit Unrecht sucht man die tieferen Gründe des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiet. Hätten die Bankiers, Kaufleute und Industriellen der ganzen Welt oder gar ihre Arbeiter und Angestellten zu entscheiden gehabt, so wäre es gewiß nicht zu einem Krieg gekommen. Die wahren Ursachen moderner Kriege sind durchaus irrationaler Art, sie liegen in der Übersteigerung des nationalen Selbstgefühls, die schon die kleinste Konzession an die feindliche Nation als Schmach empfinden läßt. Der Götzendienst vor der eigenen Rasse hat hierzu viel beigetragen. In diesem Sinne liegt eine gewisse Wahrheit in der Prophezeiung, die der Führer der französischen Rassengläubigen G. Vacher de Lapouge vor etwa 25 Jahren aussprach: „Ich bin überzeugt, daß man sich im nächsten Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Graden mehr oder weniger im Schädelindex — an diesem Zeichen, das das biblische Schiboleth und die Sprachverwandtschaften ersetzen wird, werden sich die verwandten Rassen erkennen und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben.“[1])

Rassentheorie und Wissenschaft

Es mutet befremdend an, daß auch viele Gelehrte der Rassensuggestion zum Opfer gefallen, ja, daß in manchen politisch rückständigen Ländern gerade gewisse akademische

[1]) Vgl. den Aufsatz von Manouvrier: L'indice cephalique et la pseudosociologie. Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1899, S. 233ff. und 280ff.

Kreise Hauptsitze von Rassenvorurteilen geworden sind. Die Ursache liegt im Überwuchern der Spezialisierung und des Technischen an vielen Hochschulen, was schon Kant ironisch als fabrikenmäßigen Betrieb bezeichnete[1]), sodann aber in der Übermacht von politischen Traditionen und wirtschaftlichem Egoismus.

Die größten und universalsten Meister der Natur- und Geisteswissenschaften haben dagegen den Wahn, daß die Menschheit durch tiefe, unabänderliche Wesensunterschiede getrennt sei, mit seltener Einmütigkeit und Entschiedenheit verworfen. Hierin stimmen, um nur einige der bedeutendsten Forscher (mit Ausschluß von Lebenden) zu nennen, J. G. Herder, A. von Humboldt, K. E. von Baer, Joh. Müller, J. C. Prichard, Ch. Darwin, Th. Huxley, Th. Buckle, J. St. Mill, H. Spencer, Rud. Virchow, M. Schleiden, A. de Tocqueville, E. Réclus, A. de Quatrefages, A. Bastian, Th. Waitz, Fr. Ratzel, F. von Luschan, Joh. von Ranke überein. Alexander von Humboldt sagte: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsame, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme." (Kosmos I, 382). Der größte vergleichende Anthropologe, Rudolf Virchow, meinte, wenn er die gesamte Geschichte der Menschheit übersehe, so könne er sich nicht der Vorstellung enthalten, daß wir wirklich Brüder und Schwestern seien. — Der geniale Naturforscher Baer kennzeichnete treffend die Behauptung von der tiefen Minderwertigkeit der Neger und anderer Rassen als Gewissensberuhigung brutaler Sklavenhälter und sagte: „Ernste und kenntnisreiche Männer haben sich oft gegen sie mit allen zoologischen Gründen ausgesprochen, sie wird aber dennoch nicht so bald sich ganz verlieren, weil zoologische Gründe nicht auf alle Personen wirken, die in solchen Sachen eine Meinung haben zu können vermeinen."

Zum selben Ergebnis kommen die führenden Forscher auf den verschiedensten Gebieten der Geisteswissenschaften. In

[1]) Vgl. Kant, Der Streit der Fakultäten (Einleitung).

Frankreich hob schon Helvetius hervor, daß die Nationen aus Eitelkeit die Charakterzüge, die bloß ihrer Regierungsform entspringen, als angeborene Rassentugenden betrachten und er fügt hinzu, jedes Volk bewundere seine Fehler und verachte die gegenteiligen Eigenschaften. Um in einem Lande Erfolg zu haben, müsse man den Buckel der betreffenden Nation aufweisen können[1]). Der feinste und universellste Kenner der Menschenseele, J. G. Herder, hat die Annahme großer Verschiedenheiten zwischen den Menschen in seinem großartigen Gemälde der Kulturentwicklung, das sich auf tiefe Studien stützt, entschieden bekämpft, und selbst die Anwendung des unedlen Wortes „Rasse" auf das menschliche Geschlecht verursacht ihm lebhafte Bedenken[2]). Der berühmte Kulturhistoriker H. F. Buckle bemerkt[3]): „Ich unterschreibe mit Vergnügen die Bemerkung eines der größten Denker unserer Zeit (J. St. Mill), der über die Annahme des Rassenunterschiedes sagte: ‚Von allen Arten gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung soziale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die gemeinste jene, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter innewohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt'." Die Begründer der indogermanischen Sprachvergleichung und Kulturforschung, ein Aug. Friedr. Pott, Max Müller, O. Schrader, haben den wissenschaftlichen Nimbus der Arierschwärmerei gründlich zerstört[4]). Im selben Sinn hat sich der geistvolle Jurist R. von Ihering ausgesprochen[5]).

Von großem Gewicht ist das Wort des Geographen Elysée Réclus, dessen in zwanzig gewaltigen Bänden vorliegende Nouvelle Géographie Universelle man nur mit staunender Be-

[1]) Helvetius, De l'esprit II, 21, 22, Oeuvres complètes, 1777, S. 171, 175.

[2]) Vgl. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, hrsg. von Düntzer, Bd. IX, S. 155, 158; Bd. X, S. 39, 42ff.

[3]) Vgl. H. F. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England, übersetzt von Ruge, 1860, Bd. I, 1, S. 36.

[4]) Fr. A. Pott schrieb ein Buch gegen Gobineau. Vgl. Pott, Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt, 1856. Max Müllers und O. Schraders Anschauungen geben wir später wieder. Beide lehnen die Annahme einer indogermanischen Rasseneinheit entschieden ab.

[5]) R. von Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer, 1894, S. 97, 98, 188ff.

wunderung betrachten kann. In der Einleitung betont er, wie sehr man sich vor Rassenüberhebung hüten müsse. Selbst die kleinsten und zurückgebliebensten Stämme halten sich für die vollkommensten Vertreter des Menschengeschlechtes und ihre Heimat für den Mittelpunkt der Welt. Die Fremden werden als Stumme, Taube, Stotterer, Schmutzige, Idioten, Ungeheuer und Dämonen bezeichnet. Die derzeitige Überlegenheit Europas sei nicht der Rassenanlage, sondern den glücklichen geographischen Bedingungen zu danken, allmählich aber wird sich der Vorsprung ausgleichen. — Sein berühmter Landsmann A. de Quatrefages sagt, man erkenne leicht, daß alle Menschen nahezu die gleichen moralischen Anlagen besitzen, im Guten wie im Bösen, nur daß leider die Übereinstimmung im Bösen noch stärker ausgeprägt zu sein pflegt. Der hervorragende Geograph und Ethnologe C. Peschel meint, man könne wenigstens in bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschenart nicht bezweifeln[1]). In ganz überwältigender Weise haben vor allem die verwandten Wissenschaften der Ethnologie, Anthropogeographie, Völkerpsychologie und Soziologie festgestellt, daß die Entwicklung der Völker bei gleichen äußeren Bedingungen und Gleichheit des zeitlichen Faktors überall in so gleichen Bahnen verläuft, daß für einen wesentlichen Einfluß der Rasse kaum mehr Spielraum bleibt. Dies ergibt sich z. B. aus den Monumentalwerken von Forschern ersten Ranges, wie J. C. Prichard, Th. Waitz und G. Gerland, A. Bastian, Herbert Spencer, Fr. Ratzel, Westermarck, P. W. Schmidt, F. von Luschan und aus vielen Spezialschriften[2]). Friedrich Ratzel weist in

[1]) Die Äußerungen von Virchow, Baer, Réclus, Quatrefages, Peschel sind nach Achelis, Moderne Völkerkunde, 1894, zitiert, wo man noch weitere Auszüge aus anderen Forschern findet. Eine Anzahl interessanter Äußerungen zu Gobineaus Rassentheorie, so von Humboldt, Tocqueville, Quatrefages u. a., findet man in dem bereits erwähnten Werk von Schemann.

[2]) J. C. Prichard, Naturgeschichte der Menschheit (zuerst 1813, deutsche Ausgabe von R. Wagner, 4 Bände, 1840); Waitz und Gerland, Anthropologie der Naturvölker, 6 Bände, 1859. Bastians Werke füllen zahllose Bände. Leider sind die späteren Schriften dieses tiefgründigen Forschers sprachlich schwer genießbar. Vgl. ferner H. Westermarck, The origin and development of the moral ideas, 1906, 2 Bände. Schmidt und Koppers, Völker und Kulturen, I. Band, 1924. Von bedeutenden lebenden Forschern möchte ich noch

seiner „Völkerkunde“ und seiner „Anthropogeographie“ immer wieder auf die großen geistigen und kulturellen Übereinstimmungen zwischen allen Rassen der Welt hin. Er faßt seinen Standpunkt in den Sätzen zusammen: „Es gibt nur eine einzige Menschenart, deren Abwandlungen zahlreich sind, aber nicht tiefgehen.“ „In der Tat ist die Kluft des Kulturunterschiedes zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe völlig unabhängig von der Größe des Unterschiedes ihrer Begabung.“ „Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu tun.“ Ganz übereinstimmend sagt zusammenfassend Felix von Luschan[1]) u. a.: „Es gibt keine ‚wilden‘ Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere. — Die trennenden Eigenschaften der sogenannten ‚Rassen‘ sind im wesentlichen durch klimatische, soziale und andere Faktoren der Umwelt entstanden. — Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen. — Der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen ist, besonders was die moralischen Eigenschaften und die Intelligenz angeht, nicht entfernt so groß als der zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse.“ — Ähnlich urteilte Ferdinand von Andrian — P. W. Schmidt, ein Hauptvertreter der Kulturkreislehre, bezeichnet die Annahme der gleichen Grundveranlagung der menschlichen Psyche durch alle Rassen der ganzen Welt hin als sicher begründete Errungenschaft der modernen Ethnologie.

Den Ethnologen schließen wir noch einige Philosophen und Soziologen an. Wilhelm Wundt, den man seines alle Gebiete umspannenden Wissens wegen den modernen Aristoteles genannt hat, erklärt sich durchaus gegen die Ansicht, daß die sittlichen Ideen auf einige Kulturvölker beschränkt seien. Er fügt hinzu: „Kein Unbefangener kann sich der Überzeugung verschließen, daß die Unterschiede hier (auf sittlichem Gebiet) schließlich nicht größer sind als auf intellektuellem Gebiet, wo trotz aller Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Denkrichtungen doch die Allgemeingültigkeit der Denkgesetze fest-

Fr. Birkner, G. Buschan, J. Kohlbrugge, R. Thurnwald, Fr. Oppenheimer, Rob. Michels nennen, die einen ähnlichen Standpunkt einnehmen.

[1]) In der ausgezeichneten Schrift: Felix von Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 187.

steht“[1]). Und in seiner Völkerpsychologie führt er aus: „Wenn es etwas gibt, was die Anthropologie als feststehende Tatsache erwiesen hat, so ist es in der Tat dies, daß die Eigenschaften der menschlichen Phantasie und daß die Gefühle und Affekte, die das Wirken der Phantasie beeinflussen, bei den Menschen aller Zonen und Länder in den wesentlichen Zügen übereinstimmen.“ Sehr treffend charakterisiert der Philosoph Münsterberg[2]) die Rassentheorie, indem er sagt: „Alle die Rassenkunde, die Geschichte sein will, und all die ‚Hirnfaltenlehre‘, die uns vorschreiben will, was wir tun sollen, ist doch nur eine andere Spielart des Materialismus, nur ein dürftiges Surrogat einer Weltanschauung, die letzte Konsequenz eines antiphilosophischen Zeitalters.“ Friedrich Jodl[3]), der feinsinnige Philosoph, sagt: „Kein verhängnisvollerer Wahn ist denkbar und keinen haben wir entschiedener zu bekämpfen als denjenigen, welcher die sittliche Tüchtigkeit oder die moralische Schlechtigkeit zum angeborenen Erbteil einer bestimmten Rasse oder Nation macht.“ Mit vernichtender Schärfe hat Friedrich Nietzsche den Rassenglauben abgetan. Von vielen anderen Gelehrten, die die Rassentheorien entschieden zurückweisen, seien noch der größte Soziologe unserer Zeit, Max Weber, und die Historiker Eduard Meyer und Ludwig Rieß erwähnt[4]).

Auch die intuitive Kraft der großen Dichter hat längst die Einheit der Menschennatur erschaut und oft klingt es wie ein

[1]) W. Wundt, Ethik, 4. Aufl. 1912, I. Band, S. 40. — Vgl. auch II. Band, S. 281, die Ablehnung der angeborenen moralischen Ideen.

[2]) Vgl. Münsterberg, Die Amerikaner, 1904, Bd. 1, S. 3.

[3]) Friedr. Jodl, Wesen und Ziele der ethischen Bewegung, S. 22.

[4]) Vgl. Max Weber in den Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages, 1912, S. 74, 188, 190; ferner M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, 1922; L. Rieß, Historik, 1912, Bd. I, S. 71—82; vgl. ferner die Charakterisierung der Rassentheorien als „mehr oder weniger zweifelhafte Hypothesen“ bei Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 1903, S. 594, und Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, 3. Aufl. 1910, I, 1, S. 77ff., der sagt, „erst unsere Zeit hat dem äußeren Gegensatz eine innere Bedeutung beigelegt und manche ins Absurde überspannte Theorien haben dem Rassefaktor eine Bedeutung zugeschrieben, die ihm niemals zugekommen ist und aller geschichtlichen Erfahrung ins Gesicht schlägt“. Auch Oswald Spengler lehnt die übliche Rassentheorie ab. Vgl. O. Spengler, Untergang des Abendlandes, II. Bd., 1922, S. 121, 132ff., 148ff., 392.

vorahnender Protest gegen Kastenstolz und Rassenwahn aus ihren Schöpfungen. So heißt es bei Shakespeare (Ende gut, alles gut II, 3):

„Seltsam ist's, daß unser Blut,
Vermischte man's, an Farbe, Wärme, Schwere,
Den Unterschied verneint und doch so mächtig
Sich trennt durch Vorurteil."

Herder, Goethe, Schiller, Lessing u. a. haben den nationalen Fanatismus, der dem Rassenwahn sehr verwandt ist, gänzlich abgewiesen und ihr Bekenntnis zur Menschheit kundgetan. Diesen Zeugnissen ließen sich noch viele andere anfügen. Insbesonders eine Teilerscheinung des Rassenglaubens, der Antisemitismus, ist von den Größten der modernen Kultur verurteilt worden[1]).

[1]) Vgl. besonders die Äußerungen Theodor Mommsens in Hermann Bahr, Der Antisemitismus, 1894, S. 26 ff. Andere Zeugnisse finden sich zusammengestellt in den sehr inhaltsreichen Sammlungen „Antisemitenspiegel" (3. Aufl. 1911), Schrattenholz, Antisemitenhammer, eine Anthologie aus der Weltliteratur, 1894, und „Deutscher Geist und Judenhaß", 1920.

KAPITEL II

Die körperlichen Verschiedenheiten der Menschenrassen in ihren Beziehungen zum Geistesleben

Der Begriff „Rasse"

Rasse ist ein naturwissenschaftlicher Begriff. Er bezeichnet eine Unterteilung der Art (Spezies), die ihre Merkmale vererbt. Zu derselben Art werden Lebewesen gewöhnlich dann gerechnet, wenn sie sich fruchtbar kreuzen und auch ihre Mischprodukte unbegrenzt dieselbe Fähigkeit haben. Doch ist auch diese Definition heute erschüttert, man kennt verschiedene Arten, die fruchtbare Kreuzungen eingehen und deren Bastarde ebenfalls fruchtbar sind. Selbst zwischen Arten liegen also keine unüberbrückbaren Klüfte, geschweige denn zwischen Rassen derselben Art.

Schon Lamarck hat gesagt: „Die Einteilungen sind künstliche Mittel; die Natur hat wahrlich weder Klassen noch Ordnungen, weder Familien noch Gattungen, noch Arten gegebildet." Auch Kant betont den Unterschied von Natureinteilung und Schuleinteilung[1]). Daß insbesondere die Rasseneinteilung großenteils künstlicher Art ist, geht schon daraus hervor, daß die bedeutendsten Anthropologen hierüber stets der verschiedensten Meinung waren. So nahmen Cuvier und Quatrefages an, daß die Menschheit in 3 Rassen zerfalle; Linné und Huxley unterscheiden 4, Blumenbach 5, Buffon 6, Prichard, Hunter und Peschel 7, Agassiz 8, Desmoulins und Pickering 11, Haeckel und Fr. Müller 12, Bory St. Vincent 15, Malte Brun 16, Topinard 18, Morton 32,

[1]) Vgl. die drei Abhandlungen „Von den verschiedenen Racen der Menschen", 1775; „Bestimmung des Begriffes einer Menschenrace", 1785, und „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie", 1788, in I. Kant, Werke (Hartenstein), 1839, X. Band.

Crawfort 60, Burke 62, Gliddon 150 verschiedene Menschenrassen[1]); wobei aber auch die gleiche Zahl nicht die gleiche Einteilung bedeutet. Tatsächlich könnte man ebensogut 1000 oder mehr Rassen annehmen; bildet doch eigentlich jede Familie eine Rasse, deren Typus sich vererbt. Selbst zwischen den entferntesten Rassen bestehen zahllose, fast unmerkliche Übergänge. Immerhin haben Begriffe wie „Art“ oder „Rasse“ für die Naturwissenschaften große denkökonomische Bedeutung.

Folgerichtig lehnen es manche Vertreter der Geisteswissenschaft überhaupt ab, sich des Begriffes „Rasse“ zu bedienen, da er ausschließlich der Naturwissenschaft vorbehalten sei. Herder hat gegen jede Anwendung des Wortes „Rasse“ auf Menschen Einspruch erhoben[2]).

In der Folge haben zahlreiche Forscher, wie Friedrich Müller, Friedrich Ratzel, Paul Topinard, Rudolf Martin, Karl Schuchhardt, betont, daß sich die Anthropologie mit Rassen, die Ethnologie mit Völkern befasse; doch wurde dies nicht immer streng durchgeführt. Nachdrücklich erklärt ein führender Ethnologe der Gegenwart, Pater W. Schmidt, daß vom naturwissenschaftlichen Rassebegriff ausgehende Erörterungen in der Völkerkunde als Geisteswissenschaft solange nicht am Platze seien, als wir über den Zusammenhang von Körperlichem und Geistigem nichts wissen[3]). Hierbei kann er sich auch auf W. Wundt berufen, der die Anerkennung der Eigennatur und Eigengesetzlichkeit des geistigen Lebens fordert[4]). Einer der größten Anthropologen und Ethnologen, Luschan, meint, man würde das Wort „Rasse“ am besten ganz aufgeben, wenn man ein weniger vieldeutiges finden könnte.

Es ist daher ein methodischer Rückschritt und eine petitio principii, wenn Professor Eugen Fischer die Rasse von vorn-

[1]) Vgl. M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, 1909, I, S. 268.

[2]) Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, IV, 5 und VII, 1. — Herders Begründung dieses Standpunktes sieht weit in die Zukunft.

[3]) Vgl. W. Schmidt, Die moderne Ethnologie (Anth. 1906, I), S. 320, 332, 356ff.

[4]) Vgl. zusammenfassend Edm. König, W. Wundt als Psycholog und als Philosoph, 1909, S. 105ff.

herein als größere Gruppe mit angeborenem körperlichen und geistigen Habitus definiert[1]). In einem Lehrbuch der Anthropologie (im heutigen Sinne) ist dies eine Kompetenzüberschreitung. Kant allerdings mochte in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" den angestammten und anerzogenen Volkscharakter behandeln, weil er unter Anthropologie noch etwas ganz anderes verstand als wir, nämlich „Erkenntnis des Menschen als Weltbürger"[2]), also praktische Psychologie oder Menschenkenntnis. Mit der „physiologischen Anthropologie", wie er sie nennt, befaßt er sich gar nicht.

Fragestellung

Ist es nun von diesem Standpunkt aus nicht überflüssig, naturwissenschaftliche Erörterungen zu pflegen, wo es sich um Kultur, also um ein Geistiges handelt? Keineswegs, denn es genügt nicht, den unkritischen Materialismus der Rassenlehre aus philosophischen Gründen abzulehnen. Es läßt sich vielmehr zeigen, daß seine grundlegenden Behauptungen selbst naturwissenschaftlich ganz oder teilweise unhaltbar sind, abgesehen von den falschen Folgerungen auf den Geist. Hauptsächlich stützen oder stützten sich die Rassentheorien auf folgende Behauptungen oder auf einzelne von ihnen. Manche von ihnen haben übrigens heute schon an Kredit verloren:

1. Die körperlichen Unterschiede zwischen den Rassen sind so tiefgehend und beharrend, daß man eigentlich von verschiedenen Arten der Menschen sprechen sollte.

2. Diese verschiedenen Arten oder Rassen sind auch verschiedener Herkunft (Polygenismus) oder doch seit den ältesten Zeiten streng geschieden.

3. Ein Hauptargument hierfür liegt in der großen Tierähnlichkeit oder in primitiven Merkmalen gewisser Rassen.

[1]) Anthropologie, hrsg. v. Schwalbe und Fischer, 1923, S. 122; Rudolf Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 1914, beschränkt sich dagegen korrekterweise auf die physische Anthropologie.

[2]) I. Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 6. Aufl., hrsg. v. K. Vorländer, S. 4.

4. Anderseits sind Kultur oder Kulturschöpfung, Genie und Talent an bestimmte körperliche Rassenmerkmale geknüpft. (Nordische Rasse allein kulturschöpferisch.)

5. Vermischung von Rassen führt zu Unfruchtbarkeit, Degeneration, Kulturzusammenbruch (Untergang der Antike.)

6. Körperliche oder geistige Umänderung der Rassen ist unmöglich, außer durch Selektion. Umwelt und Erziehung sind unwirksam; insbesondere gibt es auch keine Vererbung erworbener Eigenschaft.

7. Änderung des Typus geht also immer auf Rassenänderung zurück und zieht geschichtlich bedeutsame geistige Wandlungen nach sich. (Zurückdrängung des nordischen Typus.)

8. Zur Gesundhaltung der Rasse ist der schärfste Kampf ums Dasein, die rücksichtslose Ausmerzung aller Minderwertigen erfordert, somit sind Demokratie und Sozialpolitik schädlich.

Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts. — Primitive Formen

Vor einigen Jahrzehnten herrschte ein lebhafter Kampf um die „Einheit des Menschengeschlechtes", worunter man bald die Frage verstand, ob die Menschenrassen „selbständige Arten" oder „Varietäten einer Art" seien, bald die nicht identische, ob alle Rassen aus einer Urrasse hervorgegangen seien oder nicht[1]). Unsere heutige Annahme von der Verwandtschaft alles Lebenden läßt diese Fragestellung weniger wichtig erscheinen. Doch sei bemerkt, daß die hervorragendsten Naturforscher stets auf Seite der Einheit gestanden sind. Der bedeutende Anatom Ranke sagt zusammenfassend: „Es erscheint uns als eine besonders wichtige Eigenschaft der modernen darwinistischen Naturphilosophie, daß dadurch der Annahme einer gemeinsamen Abstammung des Menschenge-

[1]) Historisch bedeutungsvolle und wichtige Erörterungen dieser Fragen findet man in dem berühmten Werk von J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes (deutsch 1840), 2. Buch, und in Darwin, Entstehung der Arten (Ges. Werke, 1875, Band V); ferner wären viele neuere Schriften zu erwähnen, vgl. Hoernes I, S. 204 ff.

schlechtes, die unter den auf ernsthafte und eigene Studien bauenden anatomischen Anthropologen von jeher die leitende war, ganz allgemein auch unter den Teilen des Publikums Bahn gebrochen worden ist, welche sich durch anatomische Beweise, die sie in ihrer Tragweite nicht verstehen können, auch nicht überzeugen lassen."

Der moderne Halbgebildete hat sich allerdings den Darwinismus meist so zurechtgelegt, daß die allen Menschen zukommende Tierähnlichkeit lediglich anderen Rassen zugeschoben wird. Alle Sklavenhalter und ihre oft „hochgebildeten" Klopffechter haben erklärt, der Neger sei ein Tier. Bei Ausbruch des Weltkrieges nannte man in Deutschland die Japaner „gelbe Affen", obwohl man sie erst kurz vorher bejubelt hatte, solange man auf ihre Bundesgenossenschaft hoffte, und die nationalistische Karikatur aller Länder hat dem Gegner stets abschreckend tierische Züge verliehen.

Der Glaube, daß bestimmte Rassen den Tieren körperlich und seelisch näher stünden als andere, findet in der Anthropologie und Entwicklungslehre keine Stütze. Der holländische Anatom Kohlbrugge hat diese Frage zusammenfassend dargestellt[1]). Es ergibt sich, daß vor allem große Unsicherheit darüber herrscht, was eigentlich als „primitiv" aufzufassen sei; ja es finden sich fünf verschiedene Auffassungen des Primitiven, wobei bald die Ähnlichkeit mit Affen oder mit niederen Tieren, bald mit embryonalen Formen usw. als Maßstab genommen wird. Schon Cuvier wußte, daß der jugendliche Affenschädel menschenähnlicher ist als der alte, die Differenzen treten erst allmählich stärker hervor. Dasselbe gilt auch für die Schädel von Europäern und Negern, die beim Kinde ganz gleich sind; später entfernt sich dann der Negerschädel von der gemeinsamen Form. Auf Grund des biogenetischen Gesetzes wäre also anzunehmen, daß gerade der menschliche Typus (und in ihm wieder der europäische) älter und primitiver sei. Man hat auch hieraus geschlossen, daß der Mensch nicht von affenähnlichen Wesen herstammen könne. Hervorragende Naturforscher nahmen sogar an, daß eher

[1]) J. H. F. Kohlbrugge, Die morphologische Abstammung des Menschen, 1908.

die Affen und andere höhere Tiere sich aus mehr menschenähnlichen Formen entwickelt haben[1]), doch wird dies von anderen (Schwalbe, Martin) abgelehnt.

Kohlbrugge kommt zu dem Ergebnis: „Es kann nicht genug wiederholt werden, daß höher differenziert im anatomischen Sinne nichts mit der gleichen Bezeichnung im geistigen Sinne zu tun hat." Ja es zeigt sich sogar, daß gerade die Völker, die sich primitive kindliche Formen bewahrt haben, wie die Kaukasier, Mongolen, Hindus, Malaien, die höchste geistige Entwicklung aufweisen; aber auch die Eskimos und Feuerländer sind hierher zu rechnen.

Bezüglich der übrigen tierischen Züge, die man bei den Naturvölkern finden wollte, sagt Weißbach, einer der vorzüglichsten Kenner dieser Frage, daß die Affenähnlichkeit sich keineswegs bei dem einen oder anderen Volke konzentriere, sondern jedes Volk mit irgendeinem Erbstück dieser Verwandtschaft bedacht sei und selbst wir Europäer durchaus nicht beanspruchen dürften, ihr völlig fremd zu sein. Ganz ähnlich äußert sich Martin (S. 593). Es wurde ferner nachgewiesen, daß manche niedrige Formen bei den Weißen sogar häufiger vorkommen als bei den Farbigen, und schließlich, daß die typischen Züge dieser oft gerade in der prägnanten Ausbildung solcher Merkmale bestehen, die den Menschen vom Affen unterscheiden, wofür die Bezeichnung „exzessiv-menschliche Bildung" in Gebrauch ist.

Entstehung und Wandelbarkeit der Rassenmerkmale

Es kann heute wohl kaum mehr ernsthaft bestritten werden, daß die äußeren Verschiedenheiten der Menschenrassen Anpassungen an die Naturbedingungen sind. Meinungsverschiedenheiten herrschen eigentlich nur über die Wege und die Schnelligkeit der Anpassung. Eine eingehende Erörterung der Theorien über Rassenbildung ist hier nicht am Platze, da wir ja nur die geistige Bedeutung der Rasse zu behandeln

[1]) Vgl. insbesondere Joh. v. Ranke, Über die individuellen Variationen im Schädelbau des Menschen (Kbl, 1897). Ähnliche Ansichten bei Kollmann, Klaatsch, Kohlbrugge, Stratz, Mehring, Aeby, Snell, Bölsche, van den Brock.

haben. Die größere oder geringere Wandelbarkeit der Rassenmerkmale wäre für uns vielleicht dann von Bedeutung, wenn feststünde, daß es große Unterschiede der geistigen Anlagen gibt, wofür aber noch nie ein Beweis geliefert wurde. Die Frage der geistigen Differenzierung der Rassen gehört ausschließlich in das Gebiet der Geisteswissenschaften. Da nun das Suchen nach geistigen Rassenunterschieden bisher gänzlich negativ verlaufen ist, entfällt für dieses Problem ein praktisches Interesse an der Frage, ob die im wesentlichen einheitliche Geistesanlage der Menschheit veränderlich ist und ob in kurzer oder langer Frist. Wohl aber kann die Frage der körperlichen Modifizierarbeit auch für Kulturfragen von Bedeutung sein, wenn es sich etwa darum handelt, ob beträchtliche Veränderungen des äußeren Typus, wie sie in historischen Zeiten bei uns vorgekommen sind, einen Rassenwandel oder Umänderung derselben Rasse durch die Umwelt bedeuten.

Wir streifen also nur ganz kurz die große Streitfrage der modernen Biologie, ob die Umwandlung der Arten und Rassen nur durch Auslese von Keimvariationen zustande komme (Weismann) oder ob die durch direkten Natureinfluß (Geoffroy) oder durch Gebrauch und Nichtgebrauch von Organen (Lamarck) erzeugten Organänderungen vererbt werden können. Der Lamarcksche Satz von der „Vererbung erworbener Eigenschaften" begünstigt offenbar die Annahme, daß Rassenunterschiede sich rasch ändern, während das strenge Ausleseprinzip für das Zustandekommen von Änderungen sehr lange Zeiträume voraussetzt. Die Rassentheoretiker nehmen fast durchwegs den Standpunkt ein, daß Rassenmerkmale sich unter dem Einfluß der Umwelt nicht ändern, wohl aber durch Vernichtung nicht angepaßter Typen und Überleben der angepaßten. Ein beachtenswerter Gedanke Lapouges ist es, daß nicht nur die natürliche, sondern auch die soziale Umwelt auslesend wirkt, so daß die sozialen Verhältnisse das Aussterben oder Überleben bestimmter Typen befördern. Nun haben aber schon auf rein naturwissenschaftlichem Gebiet kritische Forscher schwerwiegende Einwände gegen das einseitige Ausleseprinzip erhoben und es ganz unzulänglich befunden, die Entwicklung der Arten allein zu er-

klären[1]). Auch hat einerseits die Übertreibung der Rassenkonstanz durch extreme Mendelisten (Johannsen), anderseits die Annahme großer, sprungweiser Änderungen der Typen (Mutationen, de Vries) vorübergehend sogar dazu geführt, den Gedanken der Entwicklung, diese Grundlage der modernen Naturwissenschaft, überhaupt zu bezweifeln. Neuere mendelistische Gedankengänge sehen aber gerade in der Rassenkreuzung, also in der Neukombination der relativ konstanten Einzelmerkmale und in der Mutation, die durch Einwirkung der Umwelt auf den Keim zustande kommt, Wege rascher Evolution neuer Formen. Der Kern des Lamarckschen Prinzips, das übrigens auch Darwin nicht ablehnte, wird jetzt in geläuterter Form von maßgebenden Forschern mit gewichtigen Gründen vertreten[2]). Die Tierzüchter, die über große, seit Generationen angehäufte Erfahrungen verfügen, hielten stets an der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften fest, wie ein bedeutender Fachmann konstatiert[3]). Von den heutigen Anthropologen sagt Kohlbrugge, sie seien fast alle Lamarckianer und keine Darwinianer. Hierzu kam dann in neuerer Zeit das biologische Experiment, das schon jetzt starke Belege für einen modifizierten Lamarckschen Standpunkt zu liefern scheint. Man versetzte die verschiedensten Tierarten unter abnorme Bedingungen, indem man starke Hitze oder Kälte, Feuch-

[1]) Vgl. die ausgezeichnete Darstellung bei A. Wagner, Geschichte des Lamarckismus als Einführung in die psychobiologische Bewegung der Gegenwart, 1909.

[2]) Vgl. besonders die überaus klare und inhaltsreiche Darstellung der neuesten Theorien in dem Werk von Hugo Iltis: G. J. Mendel, Leben, Werk und Wirkung, 1924, S. 344—373.

Vgl. ferner für das Folgende: Paul Kammerer, Allgem. Biologie, 2. Aufl. 1920; Richard Semon, Das Problem der Vererbung „erworbener Eigenschaften", 1913; Przibram, Experimentalzoologie 1910, III. Band; Lehmann, Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre, 1913; Julius Bauer, Vorlesungen über allgemeine Vererbungs- und Konstitutionslehre, 2. Aufl. 1923, bes. S. 53ff. Den Standpunkt des strengen Selektionismus vertritt das Werk von E. Baur, E. Fischer und F. Lenz, Grundriß der menschlicheu Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 2. Aufl. 1923, 2 Bände.

[3]) So Wilsdorf, Tierzüchtung, S. 37. Auch Prof. Keller betont, daß die praktischen Züchter auf dem Boden des Lamarckismus stehen und schließt sich diesem Standpunkt an. Vgl. C. Keller, Stammesgeschichte unserer Haustiere, 2. Aufl. 1919, S. 24, 32.

tigkeit oder Trockenheit, Licht und Dunkelheit, veränderte Nahrung u. dgl. auf sie einwirken ließ. Es entstanden deutliche Abweichungen vom normalen Typus und es gelang z. B. durch Licht, Wärme, Feuchtigkeit an Schmetterlingen und anderen Tieren Variationen zu erzeugen, die den in heißen Gegenden beobachteten entsprechen. In manchen Fällen vererbten sich nun diese erworbenen Eigenschaften selbst nach Wiederherstellung normaler Bedingungen. Besonders bedeutungsvoll waren die Experimente Paul Kammerers, der z. B. die Brutinstinkte einer Krötenart durch Temperatursteigerung änderte und erblich fixierte. Ferner brachte derselbe Forscher schwarzgelbgefleckte Salamander teils auf gelben, teils auf schwarzen Boden. Die Salamander wurden in dem einen Fall überwiegend gelb, in dem anderen überwiegend schwarz, und ihre Nachkommen behielten diese Änderung, auch wenn sie wieder auf anderen Boden gebracht wurden. Anderen Forschern gelang es, Instinkte von Weichtieren und Insekten, und zwar den Nahrungstrieb, die Art der Eiablage, der Verpuppung, den Brutinstinkt usw. in so nachhaltiger Weise zu ändern, daß die Änderung der Vererbung übertragen wurde, trotzdem die modifizierenden Umstände wieder weggelassen wurden. (Schroeder, Pictet u. a.)

Man mag über die Deutung einzelner dieser Versuchsergebnisse noch verschiedener Deutung sein. Viele Biologen nehmen an, daß nur sprunghafte Keimänderungen (Mutationen) der Ausgangspunkt neuer Rassen werden können. Aber auch solche Keimänderungen sind schließlich auf Umweltswirkung zurückzuführen, und für den Keim bildet ja auch der übrige Körper, dessen Modifizierbarkeit durch die Außenwelt ja keinem Zweifel begegnet, „Umwelt". Nur angedeutet sei schließlich, daß man in neuester Zeit der inneren Sekretion großen Einfluß auf die Ausbildung menschlicher Rassenmerkmale zuschreibt[1]).

Anderseits darf man aber nicht erwarten, daß sich menschliche Formen in kürzester Frist veränderten Verhältnissen an-

[1]) Jul. Bauer, a. a. O., bes. S. 152, 159, 161, 168, 172, 176, 177, 179, 186, 209; Jens Paulsen, Wesen und Entstehung der Rassenmerkmale, in AA, 1921.

passen, denn der Mensch kann nicht unter den einfachen Verhältnissen des Experiments umgezüchtet werden. Unsere Erfahrungen aus der Kolonisation überseeischer Länder, der Verpflanzung von Negern nach Nordamerika usw., erstrecken sich erst auf wenige Generationen, da die Europäer in den Tropen sich fortwährend aus den Mutterländern neu ergänzen und Negersklaven wegen der geringen Zahl weiblicher Sklaven, Unfruchtbarkeit durch Promiskuität usw. sich wenig vermehrten und stets neu importiert werden mußten. Nach manchen Angaben soll sich aber bei reinblütigen, seit Generationen in tropischen Gegenden ansässigen Europäern (Kreolen) eine deutliche Wandlung des Typus zeigen. Zu beachten ist, daß der Europäer, der in die Tropen geht, großenteils sein europäisches Milieu, seine ganze Lebensweise mitnimmt; er ist den Naturbedingungen keineswegs so stark ausgesetzt wie die Eingeborenen. Dennoch macht sich oft der Nachteil seiner rassenmäßigen Unangepaßtheit in erhöhter Sterblichkeit geltend[1]). Es scheint, daß sich in den Tropen europäische Rassen auf die Dauer nur halten können, wenn sie sich mit Eingeborenen vermischen, also einen Teil der natürlichen Angepaßtheit der Lokalrasse erwerben. Kollmann, der die Meinung vertritt, daß sich die Rassenmerkmale mindestens seit dem Diluvium (also vielleicht seit 10000 Jahren) nicht geändert haben[2]), erklärt dies folgendermaßen: „Wenn der Mensch einem Naturgesetze, das für alle übrigen Wesen rücksichtslos Geltung hat, seit dem Diluvium nicht unterworfen gewesen ist, so hat das seinen Grund wohl zunächst darin, daß er die Nachteile der geographischen Lage überwindet, weil er sich ein künstliches Klima schafft. Und dies tut er durch die Kleidung, durch die Wohnung und durch eine Nahrung, die er mit Hilfe des Feuers für seinen Organismus leicht assimilierbar macht, so daß er

[1]) Vgl. bes. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 1877, I, 2. Aufl., S. 147ff.; ferner Ch. Pearson, National life and character, 1893; Kohlbrugge im ARG, VII, 1910, S. 564ff.; Dr. Külz, Regierungsarzt in Kamerun, weist ebenda (S. 557) auf die enorme Sterblichkeit des Negers hin, wenn er in ein anderes Milieu versetzt wird, dem er nicht angepaßt ist.

[2]) Vgl. die Aufzählung seiner diesbezügl. Arbeiten im Kbl, XXXI. Jahrg., 1900, S. 5. Dazu kommt noch seine Abhandlung über die „Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale", AA, Bd. 1902, S. 91.

unter allen Breitegraden unter nicht allzu verschiedenen Bedingungen lebt[1]). Dieses „künstliche Klima" ist der Domestikation der Haustiere zu vergleichen, die ja auch nebst der Zuchtwahl große Umänderungen bewirkt hat. Übergang vom wilden zum zahmen Leben scheint stärkere Variation zu begünstigen, ebenso Bastardierung. Schon ältere Anthropologen (John Hunter, Prichard) haben ferner beobachtet, daß Pflanzen und Tiere durch Zähmung ihre dunkle Färbung verlieren und dies zur Erklärung der hellen Rassenfärbung bei Menschen benutzt, was in neuerer Zeit Eugen Fischer eingehender begründete, der auch andere Rassenmerkmale des Menschen mit Domestikationserscheinungen der Tiere vergleicht[2]).

Nicht vergessen darf auch werden, daß die Naturbedingungen, die geologischen und klimatischen Zustände, die Ausdehnung des Festlandes, die Verbreitung von Tieren und Pflanzen in vielen Teilen der Erde früher ganz andere waren als jetzt. Dies mußte auf die Rassenbildung stark einwirken[3]). So haben in unserem Weltteil tropisches oder warmes Klima und Eiszeiten abgewechselt. Seit Penka und Moritz Wagner wird häufig die These vertreten, die arische Rasse oder die Germanen seien das Ausleseprodukt der Eiszeit. Die Menschen lebten ferner in alter Zeit in kleineren, voneinander durch weite Räume isolierten Gruppen, was der Züchtung eines festen Typus förderlich war. So konnten sich in langen Reihen von Jahrtausenden allmählich bestimmte Rassenmerkmale herausbilden und befestigen, deren Ursprung wir heute, bei ganz veränderten Verhältnissen, nicht mehr aufklären können. Hätte diese Isolierung angedauert, so wäre die Menschheit vielleicht in verschiedene Arten auseinandergefallen. Aber gewaltige Klimaänderungen zwangen die Menschen, sich neue Wohnsitze mit günstigeren Nahrungsbedingungen zu suchen

[1]) Vgl. Kollmann, „Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker" im AA, XIII, 1881, S. 82.

[2]) Eugen Fischer, ZMA, Bd. 18; Festschrift für Schwalbe, S. 479, Anat. Anz., Bd. 46, Ergänzungsheft 2. (Verhandlungen d. anat. Gesellschaft Innsbruck, 1914), Festschrift für Ed. Hahn, 1917.

[3]) Vgl. Friedrich Ratzel, Der Ursprung der Arier in geographischem Licht in „Kleine Schriften", 1906, II. Band, S. 392.

und lösten zahllose Völkerwanderungen aus, die die Rassen durcheinander mischten. So mögen Isolierung und Reinzucht, Bewegung und Mischung wiederholt abgewechselt haben.

Den Einfluß sozialer Lebensverhältnisse auf den Körper hat besonders Joh. Ranke nachgewiesen[1]). Das allgemeinste Wachstumsgesetz ist, daß die vorwiegend benutzten Organe stärker ausgebildet werden. Der Naturmensch, der oft einen besonders anstrengenden Kampf ums Dasein zu führen hat, steht in seinen Körperproportionen den mechanisch Arbeitenden der Kulturrassen am nächsten und am weitesten ab vom Menschenaffen, dem sich die körperlich nicht Arbeitenden (z. B. Gelehrte) am meisten nähern. Zusammenfassend führt Ranke aus, daß die Differenzen in den Körperproportionen an und für sich gering und zwischen den einzelnen Rassen nicht größer sind als zwischen den verschiedenen sozialen Typen einer Rasse. Eine niedrigere Stellung der Naturvölker läßt sich aus ihnen nicht ableiten.

Schädelform

Lange Zeit glaubten die Rassentheoretiker den Schädelindex, nämlich das Verhältnis der Breite zur Länge, als Maßstab der Kulturbegabung verwerten zu können. So sprach Chamberlain von dem germanischen Langschädel, „den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert". Nun haben aber gerade die Neger, Australier, Zigeuner, Eskimos usw. lange Schädel, während der größte Teil der Deutschen, insbesondere in den hochkultivierten Gebieten Süddeutschlands sowie andere Kulturvölker einen

[1]) Vgl. Ranke, Der Mensch, 2. Aufl., 2. Bd., 1894, S. 13, 46, 53, 72, 101, 130. Vgl. ferner L. Bolk, Über die Körperlänge der Niederländer und deren Zunahme in den letzten Dezennien, ZMA, Bd. 18, S. 15; Pfitzner, Sozialanthropologische Studien, ZMA, Bd. 4, 1902, S. 31ff., besonders S. 75. Vgl. auch die vielen Beispiele Buschans (Menschenkunde, 1909, S. 46) und Finots (Le préjugé des races, 1905, S. 151, 159, 217). Pittard, Les races et l'histoire 1924, S. 17, erklärt die größere Statur der Amerikaner aus der Verbreitung arbeitsparender landwirtschaftlicher Maschinen. In Europa ist die Bevölkerung des Landes und der Gebirge infolge von harter körperlicher Arbeit, verkürztem Schlaf usw. kleiner. — Die Statur wirkt aber auch auf die Schädelform. Natürlich bewegen sich diese Veränderungen zunächst innerhalb des Rassenspielraumes.

breiten Schädel aufweisen. Die Anthropologie hat heute die Vorstellung, daß der Langschädel eine edlere Geistesart anzeige, gänzlich aufgegeben. Mannigfache Versuche, einen anderen Index als Gradmesser der Begabung aufzufinden (z. B. Reches Hinterhauptindex), sind ergebnislos geblieben[1]).

Entgegen manchen früheren Zweifeln (Nyström, Jörgensen u. a.) wird heute ganz überwiegend angenommen, daß die Schädelform ein Rassenmerkmal darstellt und vererbt wird. Allerdings können aber äußere Einflüsse vor, bei und nach der Geburt, sowie die Lebensverhältnisse den Schädel umformen, so daß er im Einzelfall keinen sicheren Schluß auf die Rasse zuläßt[2]).

Aus dem großen Tatsachenmaterial bezüglich der Verteilung der Schädelformen ragen drei Tatsachen besonders deutlich hervor: Erstens verdrängt im Verlauf der Geschichte fast überall die Rundköpfigkeit die lange Schädelform. Zweitens sind Gebirgsbewohner meist überwiegend rundköpfig. Drittens scheinen in vielen Gebieten die Städter etwas langköpfiger zu sein als die Landbevölkerung[3]). Die Frage erfordert unsere Beachtung, weil an diese Verschiebungen weitreichende Folgerungen in geistiger und geschichtlicher Hinsicht geknüpft wurden.

Die Rassentheoretiker erklären die beiden ersten Tatsachen im Zusammenhang. Sie nehmen nämlich an, daß

[1]) Die neuere Literatur hierüber ist angeführt bei Szombathy, Über relative Schädelmaße, MWAG 1918/19, S. 177. — Szombathy gibt selbst eine verfeinerte Methode der Schädeltypisierung an.

[2]) Solche Einflüsse sind z. B. die Lage bei der Geburt, Hydrocephalie, Rhachitis, Deformationen usw. Schon der Begründer der modernen Anatomie Vesalius (1543) meint, die Deutschen hätten meist flachen Hinterkopf und breiten Schädel, da die Kinder in der Wiege auf dem Rücken liegen, während in Belgien die Schädel länger seien, weil die Kinder auf der Seite liegen. In neuester Zeit hat Walcher gezeigt, daß sogar eineiige Zwillinge, die also genau dieselbe Erbanlage haben, durch verschiedene Lagerung, bzw. durch hartes oder weiches Kopfpolster, ganz verschiedene Schädelform annehmen (Korrbl. 1914, vgl. auch ebenda 1916, S. 68). Doch darf diese Beobachtung nicht überschätzt werden, vgl. Martin, S. 684, Luschan, S. 81.

[3]) Eine fortschreitende Zunahme der Rundköpfigkeit wurde bisher festgestellt für Altägypten, Kreta, Griechenland, Deutschland, England, Frankreich, Schweden, Holland, die Alpenländer, Böhmen, Mähren, Polen, Bosnien, Rußland, Japan usw.

ursprünglich eine rundköpfige Rasse im ganzen Lande gesessen sei, dann vor den eindringenden erobernden Langköpfen sich teilweise in die schützenden Gebirge geflüchtet hätte, wohin ihnen diese nicht folgen konnten. Schließlich aber sei die edle langköpfige Rasse durch ihre kriegerischen Neigungen zusammengeschmolzen und sei von den fruchtbaren Kurzköpfen, die als Unterworfene zurückgeblieben waren, an Zahl wieder überflügelt worden. Die dolichocephale Tendenz der Städter, (die übrigens zweifelhaft ist,) erklären sie mit einer Art natürlicher Auslese, indem die geistig regsameren Langköpfe das flache Land und die weniger günstigen Gebiete zu verlassen streben und sich in den Städten ansammeln[1]). Diese Selbstselektion muß natürlich dazu beitragen, daß die unfruchtbaren Gegenden, Gebirge usw., von woher die Abwanderung besonders stark ist, einen immer höheren Index aufweisen, da ja nur die schwerfälligen Breitköpfe zurückbleiben. Der aufreibende Kampf ums Dasein in den Städten rottet den edlen nordischen Langkopf immer mehr aus. Lapouge, Ammon, Beddoe u. a. knüpfen hieran düstere Ausblicke in die Zukunft, die aber natürlich ganz hinfällig wären, wenn es sich gar nicht um Rassenverdrängung, sondern um die Umänderung derselben Rasse durch die Umwelt handeln sollte.

Dies ist es, was die Milieutheoretiker behaupten. Sie erklären es für unwahrscheinlich, daß überall langköpfige Rassen den kurzköpfigen gefolgt seien. Es sei eher anzunehmen, daß der Langkopf sich unter äußeren oder inneren Einwirkungen in einen Kurzkopf verwandelt habe. Einen direkten Einfluß des Gebirgslebens hat vor allem Ranke vertreten. Man denkt hierbei auch daran, daß der breite Schädel vom breiten Brustkorb, wie er durch das Gebirgsleben bedingt wird, abhänge, so daß die schmale Form der Städter

[1]) Vgl. Vacher de Lapouge, Race et milieu social, 1909 und frühere Werke desselben Autors. Die dolichocephale Tendenz der Städte scheint aber nur in brachyzephalen Ländern zu herrschen; in manchen dolichocephalen ist die entgegengesetzte festgestellt worden. Daher hat Niceforo, Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen, 1910, diese Tendenz einfach als Folge der größeren Freizügigkeit der oberen Klassen erklärt (zitiert nach Robert Michels, Wirtschaft und Rasse, GS I, S. 142).

vielleicht mit der Brustverengung zu erklären sei. Johannsen hat auf den Zusammenhang zwischen Langköpfigkeit und Statur hingewiesen[1]). Weiter wird die Zunahme der Brachycephalie auch mit besserer Ernährung, Übergang zu leichter kaubarer vegetabilischer Nahrung, zum Milchgenuß usw. und vor allem mit dem einem gesteigerten Geistesleben entsprechenden stärkeren Gehirnwachstum in Zusammenhang gebracht. Für den Einfluß der Ernährung sprechen die Resultate der Tierzüchtung, indem, wie Lissauer mitteilt, durch Experimente an Schweinen und Wölfen festgestellt sei, daß bessere Ernährung eine Verbreiterung und Erhöhung des Schädels bewirke. Ferner hat Iwanowsky durch ausgedehnte Messungen gefunden, daß der Einfluß der letzten großen Hungersnot in Rußland sich in wesentlichen Veränderungen der Körperproportionen, Schädelform, Pigmentierung und inneren Sekretion ausdrückte. Er nennt die „Unbeweglichkeit anthropologischer Typen eine Sage" und betont die „Allmacht des Einflusses der Umwelt"[2]).

Regnault, Nyström u. a.[3]) erklären die Dolichocephalie mit dem durch bestimmte Beschäftigungen und vorgebeugte Haltung vermehrten Zug der Nackenmuskeln. Bei progressiver Atrophie der Nackenmuskeln und Aufhören des Zuges flacht sich der Schädel ab und wird oft hochgradig brachycephal. Die Dolichocephalie der niederen Rassen ist vielleicht durch den Zug ihres schweren Gesichtsschädels bedingt, die der Städter durch die überwiegend vorgebeugte Haltung in

[1]) Johannsen im ARG IV, S. 171.

[2]) Vgl. Lissauer in VBG, 1901, S. 373ff. Iwanowsky im AA 1923 „Anthropometrische Veränderungen russischer Völker unter dem Einfluß der Hungersnot". Zweifellos haben auch die geologischen Verhältnisse, von denen die Bodenfruchtbarkeit, die Ernährungsverhältnisse usw. abhängen, einen großen Einfluß auf den ganzen Körperbau und das geistige Wesen des Menschen. Finot (S. 217/18) bringt hierfür interessante Belege aus Frankreich. In einem Departement finden sich z. B. sowohl bei Menschen als Haustieren übereinstimmende Besonderheiten, je nachdem ob sie der Urgesteins- oder Kalkzone entstammen.

[3]) Regnault, Variation de l'indice céphalique sous l'influence du milieu in BSAP, 1901, S. 147ff. — Nyström, „Formenveränderungen des menschlichen Schädels", AA, 1902. Vgl. auch Ranke, a. a. O., S. 232/33.

der Schule, bei der Arbeit usw.[1]). Thomson nimmt an, daß lange Wirbelsäule und starke Backenknochen, wie sie durch die grobe Nahrung wenig zivilisierter Völker ausgebildet werden, Langköpfigkeit befördern. Pittard hält die langschädlige Tendenz der Städter für eine Folge ihrer höheren Statur. Die Rachitis, an der in den großen Städten fast ein Drittel aller Kinder leidet, bewirkt häufig Schädeldeformationen, da die Fontanellen lange offen bleiben und die Knochen so weich sind, daß sie durch Druck beim Liegen beeinflußt werden. Die rachitische Anlage ist übrigens vielleicht erblich[2]). Nyström hat die Vorbedingungen einer Veränderung der Schädelform experimentell festgestellt. Auch nach der Schließung der Nähte bleibt der Schädel durch Resorption von Knochenmasse an der Innenfläche und Ablagerung neuen Stoffes außen, lange Zeit erweiterungsfähig[3]). Wie Nyström durch Versuche bewies, sucht das Wachstum des Gehirns und der Blutdruck, der durch geistige Anstrengung vermehrt wird, den Schädel nach dem Pascalschen Prinzip in die Breite zu drängen. Tatsächlich fand Nyström durch Messungen an 500 Schweden, die doch der dolichocephalsten germanischen Rasse angehören, daß die höheren und gebildeten Klassen einen viel größeren brachycephalen Prozentsatz haben, als die niederen und ungebildeten. Auch stellte Nyström fest, daß die Brachycephalen in größerer Menge aus den niederen in die höheren Stände übergehen; natürlich kann man auch sagen, daß sie bei diesem Übergange erst brachycephal werden. Nach den Rassentheorien sollen gerade die höheren Stände die edlere germanische, dolichocephale Form aufweisen, was hierdurch widerlegt wird. Wie wir später zeigen werden, sind große Männer oft auffallend brachycephal. Andere Untersuchungen scheinen übrigens wieder anzudeuten, daß der Schädel der

[1]) A. Thomson, Factors concerned in the production of man's cranial form, JAI, 1903.

[2]) Da die Rachitis vorwiegend die unteren Klassen befällt, kann durch ihre Wirkungen allein schon der Anschein einer Rassenverschiedenheit zwischen höheren und niederen Ständen erzeugt werden.

[3]) Vgl. hierüber auch Baelz und Virchow, VBG. 1901, S. 211ff.

Gebildeten gerade mehr in die Länge wächst als in die Breite[1]).

Das reichste Material über die Verteilung der Schädelformen in Europa enthält das große Werk Ripleys[2]). Hiernach scheinen für den Zusammenhang zwischen dem Leben im Gebirge und Rundköpfigkeit nicht bloß die Tatsachen eines großen Teiles von Europa, sondern auch die extreme Brachycephalie auf dem Himalayaplateau, in den Anden und den Rocky-Mountains zu sprechen (S. 52). Dagegen sind im Isel-, Ziller- und Kalsertal Tirols gerade die Höhen langköpfiger als die Täler (S. 292), was Ripley so erklärt, daß die in der Völkerwanderungszeit einwandernden breitköpfigen Slawen die langköpfigen Germanen in die schwer zugänglichen Höhen drängten. Die in den Pyrenäen lebenden Basken sind langköpfig, die in der französischen Ebene lebenden breitköpfig (S. 192). Die Bergschotten sind extrem langköpfig, von besonders hoher Statur und leicht pigmentiert. Die sehr starke Brachycephalie Rußlands läßt sich weder durch die Einflüsse geistiger Arbeit noch durch Gebirgsleben oder reichliche Ernährung erklären. Die geistig hoch entwickelten angelsächsischen und mediterranen Völker sind sehr langköpfig. Die kleinen, heute noch deutsche Sitte und Sprache bewahrenden germanischen Elemente Norditaliens (Sette communi) haben den alpinen Rundkopf angenommen, wie sie denn auch sonst von den anderen Italienern nicht zu unterscheiden sind (S. 256). Dagegen weist die Region um Lucca eine ganz unvermittelte und mit dem Milieu im Widerspruch stehende Langköpfigkeit auf (S. 259). Die Bergalbanesen, die vor 400 Jahren in Apulien sich niederließen, haben in einer sehr langköpfigen Umgebung ihren Rundkopf und relative Blondheit bewahrt (S. 414)[3]).

[1]) Vgl. drei Aufsätze im Journal of Political Economy, hrsg. von der Universität Chicago 1897/98, S. 77 u. 90; 1895/96, S. 262; 1899, S. 248. — Die Aussagen dieser Messungen sind sehr verschieden.

[2]) William Z. Ripley, The Races of Europe. 1900. (Als Anhang ausführliche Bibliographie über die Rassenverhältnisse Europas.)

[3]) V. Giuffrida-Ruggeri, Homo sapiens, 1913 (deutsche Ausgabe), S. 37, führt aber nach Pittard an, daß diese Albanesen eine deutliche Wandlung von Brachycephalie zu Mittelköpfigkeit und von großer zu kleiner Statur zeigen.

Vielleicht wird auch die Schädelform unter Umständen leichter erworben als verloren? Gegen Ranke wendet Ripley ein, daß er selbst an Fabrikskindern gezeigt habe, wie die schlechte Ernährung eine Verschmälerung des Schädels (durch Verhinderung des Schläfenwachstums) bewirke, was mit der Erklärung der alpinen Schädelform aus Nahrungsmangel in Widerspruch stehe. Im Gegenteil behauptet Buch, die Neigung zur Dolichocephalie bei den Westfinnen sei mit Bestimmtheit auf ihre gegenüber den breitköpfigen Lappen bessere Ernährung zurückzuführen. Deniker weist darauf hin, daß in Zentraleuropa die Gebirge, in Südeuropa die Ebenen die breiteren Schädel aufweisen[1]).

Das Problem ist somit keineswegs geklärt. Aufsehenerregende Untersuchungen über die Änderung des Schädelindex an Kindern von Einwanderern in Amerika hat Fr. Boas veröffentlicht. Sie sprechen stark für eine rasche Wirkung der Umwelt auf die Schädelform[2]). Eugen Fischer (Erblichkeitslehre, S. 88) hält auch eine Modifizierung des Schädels durch die Umgebung für wahrscheinlich und führt ein interessantes Beispiel (großes Walsertal, Vorarlberg) an. Martin (S. 688) nimmt dagegen an, daß Änderungen der Schädelform in erster Linie auf geänderte Rassenzusammensetzung und nur in geringerem Maße auf Umwelteinflüsse zurückgehen.

Gesichtsschädel

Alle Rassentheorien neigen zu physiognomischen Deutungen, die schon aus den Gesichtszügen die Geistesart herauslesen wollen. Nun ist die Bildung des Gesichtsschädels wohl äußeren Einflüssen unterworfen; vor allem die Kaumuskulatur und

[1]) JAI 1904, S. 206. — Auch in Kordofan (Afrika) sind übrigens die Gebirge breitköpfig, die Ebenen langköpfig, vgl. ZE, 1920/21, S. 167.

[2]) Fr. Boas, Changes in bodily form of descendants of immigrants 1912; vgl. auch Boas, Kultur und Rasse, 1914, S. 61ff. — Während Retzius noch 30% der erwachsenen Schweden langköpfig und nur 13% rundköpfig fand, waren nach Stevenson unter 100 schwedischen Kindern in Amerika keine Langköpfe mehr und 61% Kurzköpfe. Stevenson glaubt trotzdem an Konstanz; Ranke nahm eher an, daß sich die Schädelform in Amerika verändert habe. AA 1915, S. 141.

die Art des Kauens kommt hier in Betracht[1]), wie Engel, Langer, Virchow u. a. nachgewiesen haben. Der Naturmensch, der rohe und zähe Nahrung mit den Zähnen bewältigen muß, wird die Spuren davon im Antlitz tragen.

Der auffälligste Zug des Gesichtsschädels, der häufig zum Beweise der Tierähnlichkeit der niederen Rassen gebraucht wird, ist die Prognathie, die das Vorspringen des Gebisses bewirkt. Wenn sie auch bei vielen niederen Rassen besonders häufig vorkommt, fehlt sie doch den höheren keineswegs. Der Unterschied liegt nur in der Häufigkeit. Kollmann[2]) sagt im Anschluß an eine Tabelle Welckers, die den Grad der Prognathie bei verschiedenen Völkern angibt: „Die Neu-Italiener tragen ihren Stempel, die Holländer müssen sich gefallen lassen, neben Brasilianern und den Hottentotten genannt zu werden, und dicht vor den welterobernden Rittern des alten Roms marschieren auf der Seite der Dolichocephalie die Eskimos auf. Auf der Seite der Brachycephalie sehen wir nicht minder seltsame Gruppierungen: Die Tataren und Kalmücken stehen, was die edle Stellung der Kiefer betrifft, weit über den Deutschen und Italienern, und die letzteren befinden sich in bedenklicher Nähe der Alfurus, denn nur zwei Dezimalen trennen sie." Schon unter den Schädeln der germanischen Völkerwanderungszeit finden sich prognathe Formen. Kollmann vergleicht sie mit einigen Papua-Schädeln und hebt einen germanischen Schädel hervor, der um volle 8% prognather ist als einer der Papua-Schädel. Nach Messungen von Welcker an 30 normalen Männerschädeln deutscher Herkunft zeigten sich 43% prognath. Die beiden untersten Schädel waren noch stärker prognath als der Durchschnitt bei fünf von Welcker gemessenen Australnegern. Ein deutscher Anatom hat eine Sammlung von Rassenschädeln angelegt und dazu die charakteristischen Formen aus seiner anatomischen Sammlung genommen. Kenner haben bei Betrachtung dieses Kuriosums ihre Überraschung nicht unterdrücken können über die Neger- und Indianerschädel, welche die Umgebung

[1]) Vgl. Ranke, II, S. 239—248.

[2]) „Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker" (AA, XIII, 1881).

von Göttingen geliefert hatte[1]). Auch in Europa scheint Prognathie häufiger mit Langköpfigkeit als mit Brachycephalie zusammenzutreffen. Nach Kollmann (S. 101) hätten die Brachycephalen mit dunkler Haut in Europa einen edleren Gesichtswinkel als die hellen Langköpfe. Kollmann schließt: „Niemand wird leugnen, daß zwischen den farbigen und den hellen Völkern die prägnantesten Unterschiede im Gesichtswinkel hervortreten, und doch kenne ich kein Merkmal, das nicht auch bei den Kulturvölkern sich vorfindet", was im folgenden noch speziell für die Nase bewiesen wird. Wiederholt hat Virchow ausgesprochen[2]), daß selbst der geübteste Kraniologe nicht mit Sicherheit einen Schädel einer Rasse zuweisen kann, von dessen Herkunft er nichts weiß. Es ist daher nur ein für gewisse Kreise allerdings typischer Beweis von Unkenntnis, wenn ein bekannter Professor der Philosophie schreibt: „Wenn man mir meine Deutschheit nicht auf den ersten Blick ansehen würde, so käme ich mir wahrhaft kümmerlich, von Mutter Natur im eigentlichen Sinne stiefmütterlich behandelt, vor. Ja wenn nach Generationen einstens mein Totenschädel einem Anthropologen vor die Füße rollen sollte, so würde er diesen wohl höhnend als einen Pfuscher in seinem Fache angrinsen, wenn er in ihm nicht gleich den Germanenschädel erkennen sollte"[3]).

Gesichtszüge

Auch hier sind einzelne Züge, die zur Rassencharakteristik verwendet werden, bei allen Rassen ver-

[1]) Eines Tages entdeckte man auf einem Pariser Friedhof ein Massengrab, von dem sofort das Gerücht entstand, es enthalte die Gebeine der 1814 in Paris verstorbenen Soldaten aus dem Heere der Verbündeten. Ein berühmter Kraniologe untersuchte die Schädel und bestimmte den einen als finnischen, einen anderen als baschkirischen, kalmückischen usw. Im russischen Heer waren ja alle Völker vertreten. Leider wurde bald festgestellt, daß an dem Ort ausschließlich Frauen begraben lagen, die 1832 an der Cholera gestorben waren. — Bean fand unter den Philippinen sämtliche europäischen Schädeltypen, AA 1915, S. 80.

[2]) Vgl. Virchow, Rassenbildung und Erblichkeit, in Festschrift für A. Bastian, 1896, S. 25. Derselbe in Kbl, 1882, S. 210 usw.

[3]) So Prof. Bruno Bauch in den Kant-Studien, XXI, 1917, „Vom Begriff der Nation".

breitet[1]). Das geschlitzte Mongolenauge wird bekanntlich durch das Vorhandensein der Mongolenfalte bedingt. Ranke und Drews haben ihr Vorkommen bei der altbayrischen Bevölkerung Münchens nachgewiesen. Unter den Erwachsenen, Männern und Frauen, fanden sich ziemlich gleichmäßig 12%, unter den Neugeborenen bis zum sechsten Lebensmonat 33% mit deutlich ausgesprochener Mongolenfalte. Eine extreme Ausbildung fand sich in 1%, resp. 6% der Fälle. Eugen Fischer sieht die Mongolenfalte und den Mongolenfleck als Nachwirkung des mongolischen Einschlags in Europa an.

Bei den Weichteilen des Gesichts kommt übrigens noch eine umformende Kraft in Betracht, die an anderen Organen sich nicht betätigen kann, nämlich die der Nachahmung. Virchow hat auf dieses Problem aufmerksam gemacht, indem er ausführt, daß außer dem Einfluß der Kaumuskulatur auf das Gesicht „sicherlich noch ein anderer Einfluß in Wirksamkeit tritt, dessen Bedeutung am besten durch die jüdische Rasse erläutert wird. Ich meine den physiognomischen Einfluß, der hauptsächlich durch die Muskeln, in erster Linie durch die mimischen Muskeln bewirkt wird. Die Verschiedenheit der deutschen, der englischen, der spanischen, der polnischen Juden beruht sicherlich nicht allein auf einer fortschreitenden körperlichen Vermischung, obwohl eine solche gewiß auch mitwirkt, sondern vielmehr auf der Nachahmung und Anpassung der Muskelstellung und Muskelbewegung an volkstümliche Vorbilder. Wie weit die mimische Muskulatur aber die Gestaltung der Gesichtsknochen zu bestimmen imstande ist, das festzustellen wäre eine ganz neue Aufgabe, die bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen wurde, die ich aber hier in den ‚Crania ethnica americana' um so mehr betonen möchte, als das moderne Amerika das gegebene Feld für alle Untersuchungen über die mögliche Transformation der örtlichen Stammescharaktere darstellt".

Ebenfalls über Amerika sagt Bagehot: „Ein schwerfälliger Engländer eignet sich oft in wenigen Jahren den lebhaften

[1]) Vgl. auch Chr. Fetzer, „Rassenanatomische Untersuchungen an 17 Hottentottenköpfen", ZMA, 1914. Fetzer kommt zu dem Ergebnis, es gebe keine durchgreifenden Rassenverschiedenheiten.

amerikanischen Blick an; ein Irländer oder Deutscher erlernt ihn gleichfalls, selbst mit allen englischen Eigentümlichkeiten[1]). Dilke bemerkt: „Es ist sicher, daß die englischen Familien, die schon lange im Lande sind, die Gesichtszüge der ausgerotteten (indianischen) Rasse tragen". Diese vielfach aufgestellte Behauptung wird übrigens auch bestritten, so von Ripley[2]). Jüdische Familien, die schon mehrere Generationen nicht mehr im Ghetto wohnen und den wohlhabenden Kreisen angehören, haben überall sich dem Aussehen der anderen Bevölkerung ihres Standes genähert. Kenner der Juden, wie Zangwill und Bloch, bestätigen solche Tendenzen für verschiedene Länder; vor allem aber die genauen Untersuchungen Fishbergs[3]), die in dem Satz gipfeln, daß der jüdische Typus ein vorwiegend sozial-psychischer ist, durch die Schicksale und Lebensweise der Juden bedingt. In China sind die Juden von Chinesen kaum zu unterscheiden, in Afrika sind sie negerähnlich, im germanischen Nordeuropa ähneln sie dem nordischen Typus, in Rußland dem russischen, wie man an vielen guten Porträts bei Fishberg sehen kann. Es ist ein großer Irrtum, den Typus des Witzblattjuden als den verbreitetsten anzunehmen, in der Natur findet er sich ebenso selten wie der Leutnant oder Professor der Karikatur. Beim größeren Teil der gebildeten und wohlhabenden Juden wird in Ländern, die überhaupt dunkel gemischt sind, selbst ein guter Beobachter nicht mit voller Sicherheit die Abstammung aus dem Äußeren feststellen können — der kleinere Teil fällt aber eben mehr auf als die Majorität. Allerdings ist auch Rassenmischung dabei im Spiel.

Wie Buntaro Adachi bemerkt, nehmen die Europäer in Japan japanische Gesichtszüge an[4]) und auch Japaner, die längere Zeit in Europa leben, gleichen sich an. Gützlaff war nach seiner Rückkehr aus China „chinesisiert". Lomer hat kürzlich von zwei reinblütigen norddeutschen Familien be-

[1]) Vgl. Walter Bagehot, Ursprung der Nationen, 1874, S. 44.

[2]) Ch. Dilke, Greater Britain, 6th ed. 1872, S. 223ff. Ripley in JAI, 1908, S. 222.

[3]) Vgl. M. Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, 1913, S. 228, ferner Bloch in BSAP, 1909.

[4]) Vgl. ZMA, 1903, VI, S. 28/29.

richtet, deren in China gezeugte Kinder etwas chinesenähnlich wurden, d. h. mit leicht geschlitzten Augen usw.[1]). Annäherungen von Europäern an den indianischen und australischen Typus wurden ebenfalls berichtet. Daß Naturvölker mit der Annäherung an europäische Kultur europäische Züge annehmen, so daß sie in manchen Fällen von Europäern gar nicht zu unterscheiden sind, wird reich belegt[2]).

Schopenhauer bemerkte, die Vornehmen gehörten gar nicht zum Volk, sie wären in der ganzen Welt gleich. Hervorragende Männer bewirken an zahlreichen Nachahmern eine auffällige Änderung des Gesichtstypus. Emerson sagt: Jede religiöse Sekte hat ihren Gesichtsausdruck. Die Methodisten haben ihr Gesicht, die Quäker ihr Gesicht, die Nonnen das ihrige. Ein Engländer wird den Freidenker an seinem Betragen erkennen. Beruf und Gewerbe graben ihre eigenen Linien auf Gesicht und Form usw.[3]).

Physiognomische Deutungen lassen sich schwer von nationalen Vorurteilen und traditionellen Schönheitsidealen freihalten und sind daher meist sehr fragwürdig. So sind viele Japaner und Juden nach nordischer Auffassung gewiß nicht hübsch zu nennen; mit ihrem Seelenleben und ihrer Kulturbedeutung hat dies aber nichts zu tun. Die Japaner haben sich nicht nur die europäische Kultur in kürzester Zeit angeeignet, sondern diese auch sowohl wissenschaftlich als künstlerisch um wertvolle Bestandteile bereichert, während die Germanen anderthalb tausend Jahre brauchten, um die antike Kultur in derselben Weise zu verarbeiten. Die „hochbegabten"

[1]) Mediz. Klinik, VI, Nr. 46.

[2]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 1877, I. Bd., S. 70, 71, 79, 80, 81, 83, 135.

[3]) Alfred Manes, Der soziale Erdteil, 4. Aufl. 1914, gibt einige gute Porträts von Maoris, den Eingeborenen Neuseelands, die noch vor wenigen Jahren Menschenfresser waren, heute aber den Engländern gänzlich gleichgestellt sind und den Beweis völliger Kulturfähigkeit erbracht haben. Man sollte es kaum für möglich halten, daß diese tätowierten „Wilden" (S. 106ff.) derselben Rasse angehörten, wie der auf S. 108 abgebildete Minister Ngatha, ein Vollblutmaori, der ganz das Gesicht eines gebildeten europäischen Gentleman zeigt. Emerson, English traits, chap. IV. — Vgl. ferner W. Hellpach, Das fränkische Gesicht (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie d. Wissenschaften, Abt. II, 1921).

Mandingo gehören zu den häßlichsten Negern. Die Kru-Neger sind trotz ihres niedrigeren Gesichtstypus und ihrer großen Häßlichkeit zivilisiert und dem europäischen Handel durch ihren Fleiß und ihre Intelligenz unentbehrlich[1]). Anderseits haben viele sehr wilde Rassen sogenannte edle Züge, die sich dem kaukasischen Typus oft in überraschendem Maße nähern[2]). Von den Kurden wird berichtet, sie seien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare so wenig von den nordischen, besonders deutschen Rassen verschieden, daß man sie leicht für Deutsche nehmen könne. Dabei sind sie aber ein wildes Räubervolk, dessen Kulturstand sich seit den Tagen Xenophons nicht wesentlich verändert hat.

Gehirn

Unterschiede in der geistigen Entwicklungsfähigkeit der Rassen müssen sich wohl zunächst am Gehirn nachweisen lassen. Nun haben zahlreiche Untersuchungen gezeigt, daß viele Naturvölker allerdings im Durchschnitt einen kleineren Schädelinhalt bzw. ein geringeres Gehirngewicht haben als Europäer. Hierbei ist aber zu beachten, daß die Gehirngröße mit der Größe der Statur bzw. der Körpermasse im Zusammenhang steht. Ein Vergleich, der die verschiedene Größe der Völker nicht beachtet, hat daher keinen Wert. Der kleine

[1]) Vgl. Ratzel, II. Bd., S. 363, 513ff.

[2]) Ratzel nennt als Negerrassen, deren Gesichtsbildung edlere „kaukasische" Formen aufweist, z. B. die Nubier, Abessinier, Galla und Somal, die Fulbe, Wahuma, Sandeh, Mangbattu, Herero und andere. Hieran reihen sich viele Polynesier und Australier und die Ainos. Während bei den Japanern Prognathie stark verbreitet ist, fehlt sie vielen Australiern, den Patagoniern, Feuerländern, Kalmücken, Kanaken und anderen (vgl. Ranke, II, S. 278, 325, 344, 350, 362ff.). Kollmann sagt: „Von urteilsfähigen Beobachtern habe ich wiederholt bei den Schaustellungen der Lappländer oder der Indianer das Urteil gehört, das seien einfach maskierte Schwaben oder Bayern, obwohl die Echtheit, von den berufensten Ethnologen festgestellt, außer Zweifel war. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, wie auffallend gering der Unterschied selbst sehr differenter sog. Rassen ist" usw. Und Livingstone sagt, der in unserer Vorstellung lebende häßliche Negertypus existiere nur auf den Schildern der Tabakläden. Über die große Häufigkeit „edlerer" europäischer Züge bei den Negern belehrt eine lange Aufzählung bei Waitz, a. a. O., S. 236—240.

Japaner hat gewiß ein geringeres Gehirnvolumen als der große Patagonier — doch welcher Unterschied in der geistigen Entwicklung! Es wäre also ganz falsch, wenn man z. B. aus manchen Tabellen, in denen so kleinwüchsige Rassen wie Buschmänner, Weddahs, Andamanesen usw. mit hochgewachsenen Völkern zusammengestellt erscheinen, weitgehende Schlüsse ziehen wollte. Nach Welcker soll die Differenz des Schädelinhalts zwischen europäischen Ariern und Negern etwa 100 ccm betragen, nach Morton 170 ccm, nach Waldeyer 155 ccm. Dagegen wird der Unterschied zwischen Mann und Frau derselben Rasse für England auf 203 ccm, für Paris auf 221 ccm, für Europäer überhaupt von Waldeyer auf 185 ccm, von Fischer und Mollison auf 150 ccm angegeben. Bei derselben europäischen Bevölkerung überragt ferner, nach Matiegka, der höhere Beamte oder Arzt den Taglöhner um 90 g Hirngewicht, was ungefähr 100 ccm entspricht, also etwa dem Abstand zwischen Europäern und Negern (nach Welcker). Die Unterschiede der Gehirngröße zwischen Negern und Weißen sind also nicht größer, teilweise sogar kleiner, als die Differenzen zwischen weißen Männern und Frauen, Gebildeten und Ungebildeten! Diese Differenzen sind offenbar teils der Auslese, teils der Übung zuzuschreiben; genau so wie ein Schmied kräftigere Muskeln haben wird, hat eben ein Gelehrter im allgemeinen ein stärker entwickeltes Gehirn. Ausnahmen kommen übrigens vor; einzelne Genies hatten sehr kleine Gehirne (z. B. Leibniz, Schiller) und das schwerste bisher bekannt gewordene Gehirn (2850 g) war jenes eines Idioten.

Nach der von Martin (S. 642) mitgeteilten Tabelle haben z. B. Ostasiaten, Polynesier, Indianer, Kaffern, Kameruner ungefähr ebensoviel Gehirn als der Durchschnitt der Europäer (1450 ccm), ja die Javaner (mit 1510 ccm) sogar mehr[1]), und die untersetzten Eskimos überragen mit 1563 ccm Schädelinhalt den Durchschnittseuropäer um fast ebensoviel als

[1]) Fischer und Mollison geben den Javanen allerdings nur 1437 ccm. Überhaupt finden sich zwischen Angaben verschiedener Autoren bei der großen Variation des Gehirns oft Unstimmigkeiten; auch liefern verschiedene Methoden (z. B. Messung mit Schrot oder Wasser) verschiedene Ergebnisse. Obige Angaben beziehen sich auf Wassermessung.

dieser die weniger entwickelten Neger (1330 ccm[1]). Selbst die sehr kleinen und äußerst kulturarmen Buschmänner bleiben übrigens hinter den letztgenannten mit 1324 ccm kaum zurück. Besonders kleine Rassen haben natürlich kleine Gehirne, doch stehen von ihnen z. B. die Hindus — gewiß ein hervorragendes Kulturvolk — zwischen Weddahs und Andamanesen, also zwei der tiefsten Rassen. Die geringste Gehirnmasse weisen Australier und Papuas auf, die aber im Durchschnitt den europäischen Frauen ungefähr gleichkommen. Auch innerhalb der großen Rassengruppen haben nicht immer die geistig höchstentwickelten die größten Gehirne; bei Europäern stehen z. B. die Auvergnaten und Basken an der Spitze, während die Tiroler den Negern sehr nahe gerückt sind. Nach Fischer und Mollison beträgt das mittlere Gehirngewicht des Mannes bei Chinesen 1428 g, bei Europäern[2]) 1361 g, bei Negern 1316 g, bei Australiern, Weddahs, Buschmännern 1200—900 g. Wenn also das Gehirngewicht mit Sicherheit höhere Geistesgaben anzeigen würde, so wären die Chinesen den Europäern weit mehr überlegen als diese den Negern! — Auch die oft vorgebrachte Behauptung, das Negergehirn sei nicht entwicklungsfähig, weil im Zusammenhang mit früherem Eintritt der Geschlechtsreife die Schädelnähte früher verwachsen, hat sich als unbegründet erwiesen[3]).

[1]) Schillers Schädel, den Froriep wieder auffand, hat bloß 1410 ccm Kapazität, was einem Gehirngewicht von etwa 1300 g entspricht — also noch etwas unter dem von Fischer und Mollison angegebenen Gewicht des Negergehirns. Vgl. AA 1914, S. 79 (nach der Welckerschen Tabelle bei Martin, S. 640, ergeben sich 1311 g). — Robertson zitiert eine interessante Stelle aus George Eliots Tagebuch, wonach der Bildhauer Rauch ihr sagte, Schiller habe eine „miserable Stirne". Eliot selbst konstatierte an ihm eine auffällige Kleinheit der Vernunftzone und kränkte sich, daß Schillers Bilder und Büsten der Wahrheit nicht entsprächen.

[2]) Marchand hat auf Grund von 1169 Gehirnwägungen in Hessen ein Durchschnittsgewicht des männlichen Gehirns von 1400 g, des weiblichen von 1275 g festgestellt (Abhandlungen der sächs. Akademie der Wissenschaften XXVII, 1902). Handmann fand in Sachsen ein Durchschnittsgewicht von 1370 g bzw. 1250 g (Archiv für Anatomie u. Physiologie, 1906).

[3]) Vgl. die eingehende Untersuchung bei Erich Franke, Die geistige Entwicklung der Negerkinder, 1915, S. 116ff., die zu einem negativen Resultat führt; ferner Martin, S. 632. — Die Behauptung, daß farbige Rassen früher

Nun hat man behauptet, daß die Rassenanlage mehr im Bau als im Gewicht des Gehirns zum Ausdruck komme. Aber auch hier ist die Forschung zu einem entgegengesetzten Resultat gelangt. Vor allem muß ein größeres Gehirn aus rein mechanischen Gründen faltenreicher sein[1]). Ferner sind die individuellen Variationen sehr stark, so daß selbst Eugen Fischer, der fest an geistige Rassenunterschiede glaubt, konstatiert, daß an den Rindenwindungen und Furchen „keinerlei Rassenunterschiede feststellbar sind" (Erblichkeitslehre S. 95). Stieda, Buschan, Kollmann, Topinard, Landau, Poynter u. a. kommen ebenfalls zu negativen Ergebnissen. Kohlbrugge untersuchte[2]) 130 Gehirne von Südseevölkern auf das genaueste und fand Resultate, die für die Annahme der Rassentheorie geradezu vernichtend lauten. Absolute Rassenmerkmale am Gehirn gebe es nicht, Unterschiede in der Häufigkeit gewisser Variationen seien sehr unwahrscheinlich und Rassendiagnosen ausgeschlossen. Derselbe Forscher sagt[3]), daß es nach jahrelang fortgesetzten, sehr detaillierten Untersuchungen in Seziersälen Niederländisch-Indiens nicht gelang, auch nur den geringsten Unterschied zwischen dem Gehirn des Eingeborenen und des Europäers nachzuweisen. Dasselbe gelte auch für andere anatomische Verhältnisse. Zu demselben Resultat kam Mall durch Untersuchungen an zehn Europäer- und Negergehirnen. Weder in bezug auf Größe noch Windungsreichtum ergaben sich Unterschiede. Hrdlicka hat das Gehirn eines 45jährigen Eskimos untersucht und fand es schwerer als das eines Europäers von gleicher Statur. Auch Zahl, Ausdehnung und Tiefe der Windungen waren beträchtlicher als

geschlechtsreif werden, wird heute ebenfalls sehr bezweifelt, vgl. Franke, S. 104ff., Bälz in VBG, 1901, S. 211. Eugen Fischer in der Anthropologie, herausgegeben von Schwalbe und Fischer.

[1]) Fischer und Mollison, S. 41. — Für das Folgende vgl. ferner R. Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen (HVPs I), S. 153, wo weitere Literatur angeführt wird, die mir nicht zugänglich war. Vgl. auch Buschan, Menschenkunde, S. 160, 206; Buschan, Gehirn und Kultur, 1906.

[2]) Vgl. Kohlbrugge, in den Verhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam (Referat in den Jahresberichten für Anatomie, 1911, III/2, S. 868ff.), ferner Malls Untersuchungen ebenda und Anth. V, 1910, S. 280.

[3]) Kohlbrugge im ARG, 1910, VII, S. 564.

durchschnittlich bei Weißen. Ähnliche Ergebnisse fand er bei drei weiteren Gehirnen. Virchow, der einige Feuerländer, die gewöhnlich als die allerniedrigste Rasse hingestellt werden, untersucht hat, hebt die sehr beträchtliche Größe ihres Schädels hervor, und Martin sagt in bezug auf Wägungen ihres Gehirns: „Absolut genommen, stellt dieses Gewicht die als halb tierisch verschrieenen Pescheräh an die Seite der Europäer, und relativ zur Körpergröße ist das Verhältnis eher noch ein günstigeres." „In Beziehung auf den Windungstypus", sagt Seitz, „stehen die Gehirne auf gleicher Höhe wie die gewöhnlichen Europäergehirne." Jakob hat vier Gehirne von Feuerländern und Araukaniern untersucht und kommt zu dem Ergebnis, daß sie sich „vollständig auf gleicher Höhe mit dem mittleren Entwicklungszustand der Europäergehirne befinden"[1]). Kollmann lehnt die Annahme von Rassenverschiedenheiten am Gehirn gänzlich ab. Auch ein von Bolk untersuchtes Papuagehirn war zwar windungsarm, zeigte aber „keine Erscheinung im Furchensystem, die nicht schon bei Europäergehirnen konstatiert wurde". Sergis Untersuchungen an Hererogehirnen ergaben ein ähnliches Resultat.

Färbung von Haut, Haaren, Augen

Seit den ältesten Zeiten hat kein Rassenmerkmal so die Aufmerksamkeit und Erklärungslust erregt, wie die verschiedene Pigmentierung, welche die Farbe von Haut, Haaren und Augen bedingt. Die populäre Vorstellung sieht in den Unterschieden der Färbung den tiefen Wesensunterschied der Menschen offen zutage liegen. Der Symbolisierungstrieb erblickt in der dunklen Färbung der Haut auch das Anzeichen eines dunkleren Seelenlebens, das sich nie zu den lichten Höhen der helleren Menschenart erheben kann. Niemand wird freilich behaupten, daß zwischen rot- und blaublühenden Erbsen oder zwischen Schimmeln und Rappen eine unüberbrückbare Wesenskluft liege. Beim Menschen aber genügen schon geringe Gradunterschiede zur Entstehung des

[1]) Vgl. Kollmanns Bericht hierüber in ZE, 1905, S. 601.

lächerlichsten Rassendünkels[1]). Tatsächlich handelt es sich hier stets nur um Gradunterschiede. Das Mikroskop zeigt, daß die so mannigfaltige Färbung der Menschenrassen nur durch die quantitativ verschiedene Anhäufung und Lagerung desselben Farbstoffes bewirkt wird[2]). Das körnige Pigment besitzt eine gelbbraune Färbung und erzeugt alle Schattierungen von „Weiß" bis Tiefbraun. Aber selbst der lichteste Europäer hat Pigment und gehört eigentlich zur gelben Rasse, was besonders an Leichen hervortritt, wo nicht mehr das durchschimmernde Blut die Färbung verändert. Allgemeine Pigmentarmut äußert sich in dem verbundenen Vorkommen von lichtem Haar, lichter Haut und lichten Augen. Die Entstehung des Pigments ist trotz der eifrig betriebenen Forschung noch nicht allseitig aufgeklärt. Trotzdem ist ein gewisser Zusammenhang zwischen der Stärke der Färbung und dem Klima so augenfällig, daß er seit den ältesten Zeiten bemerkt wurde. Seit jeher hat man die dunkle Färbung der südlichen Rassen auf die große Hitze ihrer Heimat zurückgeführt. Doch die größte Hitze und tiefste Dunkelheit fallen nicht zusammen, Polarvölker sind auch dunkel gefärbt, vielfach weichen benachbarte oder unter derselben Breite wohnende Rassen sehr voneinander ab. Jedenfalls dürfte auch die Luftfeuchtigkeit mitwirken. Als die Hauptsache der Pigmentbildung werden aber heute die chemisch wirksamen Lichtstrahlen, nicht die Wärmestrahlen betrachtet[3]). Das Pigment ist ein wesentliches Schutzmittel gegen die schädlichen Folgen der starken Belichtung. Nach den allgemeinen bekannten Erfahrungen absorbiert zwar gerade die dunkle Farbe die Wärmestrahlen besser, dafür ist sie aber für die chemischen Strahlen undurchdringlich, und außerdem bewirkt das gehäufte Pigment eine stärkere Transpiration,

[1]) Luschan meint, es sei schwer zu bestimmen, was eine „farbige" Rasse sei. Ein europäischer Gouverneur in Afrika erließ einmal eine Verordnung, was „Neger, Araber, Hindus, Portugiesen, Griechen und andere farbige Leute" bei Begegnung eines „Weißen" zu tun hätten.

[2]) Abgesehen wahrscheinlich von den roten Haaren, bei denen es sich um ungelösten Farbstoff handelt, der neben dem körnigen Pigment vorkommt. Dagegen meint neuestens Fischer, daß das Pigment bei verschiedenen Rassen verschieden sei (Erblichkeitslehre, S. 98).

[3]) Vgl. besonders Bälz in den VBG, 1901, S. 204ff.

durch welche die Negerhaut beständig feucht ist, was auch die Wärmewirkung mildert. Mit Staunen heben die Reisenden hervor, wie der Neger mit Vorliebe ungeschützt oft stundenlang in der heißesten Sonne liegt, was bei jedem Europäer binnen zehn Minuten Hitzschlag verursachen würde. Schmädel[1]) hat experimentell gezeigt, daß die chemischen Strahlen selbst durch mehrfache Stoffschichten, ja sogar durch Knochenmassen hindurch wirken. Daher hat der oft erhobene Einwand, die bedeckten Körperteile seien dunkler als die dem Lichte ausgesetzten, keine Beweiskraft. Überdies muß daran erinnert werden, daß das Pigment wandert und daher verschiedene Gründe sehr wohl stärkere Pigmentanhäufungen gerade an Stellen erzeugen können, wo das Pigment nicht entsteht. Infolge der zweifellosen Schutzwirkung des Pigments läßt sich also die Entstehung der dunklen Rassen durch Anpassung und Auslese leicht erklären. Schwieriger ist die Frage, ob Pigmentmangel im gemäßigten Klima einen Vorteil darstellt. Vielleicht wird die dunkle Färbung leichter erworben als verloren. Daher hielten Buffon und Blumenbach Weiß für die Urfarbe der Menschheit. Doch ist durch reichliche Belege ein gewisses Abblassen der Neger im gemäßigten Klima festgestellt. Einzelne Individuen wurden binnen kurzem so licht, wie an leichter Gelbsucht leidende Europäer[2]). Es scheint ferner Gegenden zu geben, die ohne besonderen Lichtmangel doch pathologische Pigmentlosigkeit (Al-

[1]) In Kbl. 1900, S. 49ff. Über Hitzeertragen der Neger vgl. A. Basler, Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie 1925, S. 39, 48.

[2]) Ranke, a. a. O., S. 166, 370/71. Vgl. ferner Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893, S 268. Dort wird unter anderem der Fall eines Negers zitiert, der in Europa so weiß wurde wie ein Europäer. Der Fall, daß Europäer die Negerfarbe annahmen, ist mehrfach und gut belegt. Vgl. besonders Waitz, a. a. O., S. 51ff., ferner die Beispiele Finots, a. a. O., S. 235, 244, 452. Von den lichten (weizengelben) Kashmir-Brahmanen sind manche Familien vor einem halben Dutzend Generationen nach Süden gewandert und dort ganz schwarz geworden, so daß sie von den Einheimischen nicht zu unterscheiden sind. Dabei sind sie höchst exklusiv und Mischung kommt nicht in Frage. W. Crooke, The stability of caste and tribal groups in India JAI, 1914, S. 270, Myers (JAI, 1908) führt das gleiche von den Kopten an, die seit 1300 Jahren nur unter sich heiraten. Doch hat eben selbst die strengste Kastentrennung auf die Dauer Mischungen nie ganz verhüten können, auch kann Auslese mitspielen.

binismus) begünstigen[1]). Verschiedene Individuen besitzen in verschiedenem Ausmaße die Fähigkeit der Pigmentbildung. Gänzlich fehlt sie nur vollkommenen Albinos. Unter den Weißen sind die Brünetten befähigt, viel schneller und vollständiger zu bräunen als helle Personen. Virchow berichtet, daß er in Ägypten in sechs Wochen ebenso braun geworden sei wie die Fellachen. Seine Haut war von Natur gelblich. Manche meinen, daß auch aus diesem Grunde die Brünetten Europas als abgeblaßte Nachkommen einer dunklen Rasse aufzufassen seien. Die Negerkinder sind bei der Geburt so hell wie etwa Südeuropäer (Italiener oder Griechen) und erlangen ihre dunkle Farbe erst im Laufe einiger Wochen. Nach dem phylogenetischen Grundgesetz müßte also die dunkle Farbe des Negers als erst im Laufe der Entwicklung erworbene Eigenschaft gelten. Auch bei der gelben und braunen Rasse ist der Einfluß einer schwächeren oder stärkeren Besonnung stark. Die höheren Stände und die Frauen sind oft lichter, die in der Sonne Arbeitenden bedeutend dunkler. Die ägyptischen und kretischen Darstellungen zeigen daher die Frauen viel heller. Eine wichtige Tatsache ist, daß auch die helleren, gelb pigmentierten Hottentotten und Buschmänner Südafrikas bei weitem mehr den Schädlichkeiten ihres Klimas unterliegen als die dunklen Neger[2]). Beide Völker beschmieren sich dafür dick mit Fett und Ruß, was offenbar das natürliche Pigment ersetzen soll. Dieselbe Gewohnheit haben viele andere afrikanische aber auch polare Völker. Diese künstliche Pigmentierung hat übrigens viele falsche Angaben über die Färbung der Rassen verursacht. Dasselbe Mittel gebrauchen auch Touristen und Polarvölker, indem sie sich gegen den starken Reflex des Schnees und des Eises durch Beschmieren mit Ruß und Fett schützen[3]).

[1]) Poesche versetzt die Entstehung der blonden Arier in eine bestimmte Sumpfgegend Rußlands, von der er behauptet, daß dort alle organischen Gebilde, Menschen, Tiere und Bäume, die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus zeigen. Pribram (Experimentalzoologie, III. Bd., 1910) gibt Belege dafür, daß extreme Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade an Tieren Albinismus hervorrufen.

[2]) Vgl. Ratzel, Bd. II, S. 681, 695.

[3]) Die unzähligemal vorgebrachte Behauptung, die Neger hätten stets eine eigentümliche, widerliche Hautausdünstung, trifft für die in sozial

Auch die Frage, weshalb die Indianer lichter gefärbt sind als die unter derselben Breite wohnenden Neger, scheint nicht unlösbar. Tatsächlich sind die Indianer nicht rot und die Neger nicht schwarz, sondern es handelt sich um verschiedene Nuancen von Braun und Gelb[1]). Der tiefbraune Neger ist keineswegs die Regel. Die meisten Neger mögen keine dunklere Farbe aufweisen, als auch bei Indianern vorkommt. Amerika erstreckt sich nach Norden und nach Süden viel weiter als Afrika. Die fortwährenden Wanderungen mußten eine Ausgleichung der Rasseneigentümlichkeit herbeiführen. Merkwürdigerweise hören wir öfters von sehr hellen Indianern Südamerikas, die in der Hautfarbe Spaniern und Portugiesen, ja selbst Deutschen völlig gleichen, ohne daß an Mischung zu denken wäre[2]).

Virchow bezeichnet die von ihm untersuchten nordamerikanischen Indianer als schmutziggelb und bemerkt, daß ihr Ton weit entfernt ist von der roten Kupferfarbe, welche ihnen auf Abbildungen meist gegeben wird. Schon Prichard hat die im Vergleich zu den Negern hellere Hautfarbe der Indianer mit der starken Bewaldung Amerikas erklärt. Tatsächlich befinden sich gerade unter der Breite der dunkelsten Neger die Urwälder am Amazonenstrom und Orinoko. Daß

günstigeren Umständen lebenden Neger Nordamerikas nicht mehr zu. Der Geruch scheint, wo er vorkommt, einfach eine Folge von Klima, Nahrung und Lebensweise zu sein, so wie ja jedermann schon durch die Nase wahrnimmt, ob er sich in einer „Armeleutwohnung" befindet. Auch Max Weber bestreitet den Rassengeruch der Neger aus eigener Wahrnehmung entschieden. Im ganzen Mittelalter wurde den Juden ein widerlicher Geruch zugeschrieben. Übrigens finden viele asiatische Völker, daß die Europäer stinken, und man hat dies damit erklären wollen, daß die Europäer infolge ihres starken Fleischkonsums auf die Nasen vorwiegend vegetarisch lebender Völker einen ungewohnten Eindruck machten, vgl. auch Finot a. a. O., S. 205. — Ein bedeutender japanischer Anthropologe, Dr. Buntaro Adachi, beschreibt den für Japaner widerlichen Rassengeruch der Europäer eingehend. Vgl. hierüber O. Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. 1908, S. 812 ff.

[1]) Vgl. Dr. R. E. Ranke in ZE, 1898, S. 61—73.

[2]) Eine Fülle von Belegen gibt Waitz a. a. O., S. 50/51, 53, 55, 60, 71, 98, 135, 193, 246/47. Danach scheint hauptsächlich der Wald die Ursache zu sein. Kürzlich soll nach Zeitungsmeldungen in einer Sumpfgegend Mexikos eine weiße, blonde und blauäugige Indianerrasse aufgefunden worden sein.

das Waldleben die Hautfarbe aufhellt, wird aus allen Weltteilen berichtet. Auch in Afrika finden sich in der nächsten Nähe des Äquators in den Urwäldern am Kongo die hellen Zwergvölker[1]), deren Farbe Gelb ist. Es kommt hier nicht nur die Wirkung der Beschattung in Betracht, sondern wohl auch der Umstand, daß die grüne Farbe des Laubes die chemischen Strahlen besonders stark absorbiert. Jedermann weiß, daß es ermüdeten Augen wohltut, auf grüne Flächen zu blicken. Jackmann behauptet, daß die Pigmentierung vor allem ein Schutzmittel gegen gewisse Mikroben im Zusammenhang mit den chemischen Strahlen bilde, was auch aus der Immunität der Eingeborenen gegen bestimmte Infektionen hervorgehe. Die verschiedene Rassenfärbung erkläre sich daher als Selektionswirkung unter der kombinierten Wirkung von Mikroorganismen und Strahlung[2]). Ein starker Beweis für die Entstehung der Rassenfärbung durch lokale Anpassung ist auch die Übereinstimmung zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen. Unter der Wirkung der Tropensonne und eines feuchtwarmen Klimas sowie im Gebirge nimmt jedes Lebewesen eine intensivere Färbung an[3]).

Mit Ausnahme des roten Haares bewegt sich auch die Haarfarbe der gesamten Menschheit in den verschiedenen Abstufungen von Braun. Dabei ändert sich beim einzelnen Menschen die Haarfarbe mit dem Lebensalter. Die Kinder in Neuguinea zeigen anfangs helles, goldrotes Haar, welches aber später braun oder schwarz wird. Auch die Negerkinder haben anfangs kastanienbraunes, seidenartiges Haar, das erst später kraus wird. Die meisten Kinder unserer Zone werden blond geboren und dunkeln dann nach. Pfitzner[4]) weist nach,

[1]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde, I, 710ff., II, 271ff. Es gibt jedoch in der Nähe des Äquators auch einige Rassen, wie die Waganda, Sandeh usw., deren hellere Färbung nicht durch den Einfluß des Waldes erklärt werden kann.

[2]) Jackmann im ARG, 1909, S. 754ff.

[3]) Vgl. weitere Beispiele bei Lyde, Climatic control of skin colour in Papers on Interracial questions, 1911, S. 104ff.

[4]) Vgl. ZMA, Bd. I, 1899, S. 343 und Bd. III, S. 507. Nur etwa ein Viertel der Individuen behält zeitlebens die Haarfarbe, die sie in den beiden ersten Lebensjahren aufweisen, bei etwa drei Viertel wandelt sie sich von blond zu brünett.

daß die Haarfarbe erst vom vierzigsten Jahre an konstant ist und als Rassenmerkmal benützt werden kann. Die tiefstehenden Australier haben oft seidenartig welliges, feines Haar, das schöne Locken bildet.

Das Trugbild reiner Rassentypen, Rassenmischung

Die Schwierigkeit der Rassenscheidung vermehrt sich, wenn man nicht nur einzelne Merkmale, sondern mehrere in Betracht zieht, weil die vielfältigsten Kombinationen vorkommen. Otto Ammon[1]), selbst einer der rührigsten Apostel der Rassentheorie, hat in interessanter Weise mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung gezeigt, wie gering die Wahrscheinlichkeit reiner Rassentypen in einer gemischten Bevölkerung ist. Unter der Voraussetzung, daß zwei Rassen A und B im Verhältnis $^1/_3$ zu $^2/_3$ gemischt wurden, wird (bei Fehlen jeder künstlichen Beschränkung) die Zahl der reinen Typen von A und B nach n Generationen gleich $\left(\frac{2}{3}\right)^{2n}$ resp. $\left(\frac{1}{3}\right)^{2n}$ sein. Schon in der vierten Generation betragen die Mischlinge über $96\,^0/_0$, in der fünften nahezu $100\,^0/_0$ der Bevölkerung. Ammons Folgerungen sind: In einer seit mindestens drei Jahrhunderten gekreuzten Bevölkerung gibt es keine oder nur vereinzelte, ungemischte, reinrassige Individuen, etwas mehr vielleicht in abgeschlossenen Ständen, die zugleich Rassen darstellen und die Ehegemeinschaft mit unterhalb stehenden verbieten. Das Auffinden rassenreiner Individuen in einer gekreuzten Bevölkerung (sog. Typen) beruht auf einer Täuschung der Anthropologen. Man könnte ebensogut von jeder beliebigen Kombination der Merkmale eine gewisse Anzahl von Mischlingen auffinden und diese als Typen betrachten. Tatsächlich: warum soll man einen Menschen mit prächtigem blonden Haar, blauen Augen, langem Schädel aber „mongolischen" Backenknochen oder „semitischer Nase", weniger als Mischling betrachten, als einen mit germanischem „Normalgesicht", aber schwarzem Haar und rundem Schädel?

[1]) Vgl. Ammon in der ZMA, Bd. II, S. 279ff.

Relativ reine Typen kommen natürlich vor, insbesonders, da ja traditionelle Schranken vielfach völlig freie Durchmischung hindern. Die neueste Vererbungsforschung zeigt ferner, daß bei Mischung tatsächlich wieder eine gewisse „Entmischung" stattfindet, indem die einzelnen Merkmale (nicht die Gesamttypen) sich wieder heraussondern, also z. B. aus Mischung entstandene Mittelfarbe bei den Nachkommen sich wieder spaltet. Da ferner manche Merkmale „dominant" zu sein scheinen (z. B. die dunkle Farbe über die helle), so wird auch angenommen, daß schon die Beimengung eines dunklen Typus genügt, um eine überwiegend helle Bevölkerung dunkel zu färben[1]), die dann gewissermaßen „versteckte" Blonde wären. Aber es fehlt auch nicht an der Behauptung, daß z. B. in Südamerika ein Negerelement in einer hellen Bevölkerung binnen einiger Generationen völlig aufgesaugt wurde, so daß es gar nicht mehr erkennbar ist. Da wären also gerade die hellen Merkmale dominant.

Mit diesen Fragen steht auch das Problem in Zusammenhang, ob durch Mischung neue Rassentypen entstehen oder lediglich ein Mosaik der verschiedenen Merkmale, das immer wieder neu durchgewürfelt wird, ohne eine völlige Verschmelzung einzugehen. Viele Beobachtungen sprechen für letztere Annahme, so die Forschungen Luschans in Vorderasien, jene Eugen Fischers an den südwestafrikanischen Bastards usw. Nach den Ergebnissen experimenteller Rassenkreuzungen an Pflanzen und Tieren sollte man aber annehmen, daß sich im Laufe längerer Zeit bei gründlicher Mischung und Anpassung an die Umwelt allmählich ein einheitlicher Typus herausbilden muß. Das spanische Volk soll z. B. eine große Gleichförmigkeit zeigen, trotzdem es doch historisch sehr gemischt erscheint. Besonders offenbar sind die zahlreichen Rassenmischungen in Ägypten, da schon die ältesten Denkmäler die Verschiedenheit der Rassentypen wunderbar charakterisieren. Doch die heutige ägyptische Bevölkerung zeigt eine große

[1]) Blauäugigkeit soll daher Reinheit des Typus (in bezug auf dieses Merkmal) anzeigen, auch findet sich die Angabe, daß zwei blauäugige Eltern kein braunäugiges Kind haben können. Aber Jörgensen hat auf den Faröern gefunden, daß von 38 Fällen, in denen beide Eltern blauäugig waren, in 14 Fällen die Kinder braune Augen hatten.

Gleichförmigkeit des Typus und verrät keineswegs die vielen, historisch bezeugten Rassenmischungen, wie Ch. Myers auf Grund ausgedehnter Messungen entgegen seiner ursprünglichen Meinung feststellte[1]).

[1]) Flinders Petrie, The races of early Egypt, in JAI, 1901, S. 248 (mit besonders schönen Rassendarstellungen); derselbe Migrations, JAI, 1906, S. 189. Ed. Naville, Origin of Egyptian civilisation, in JAI, 1907. Myers, Contributions to Egyptian Anthropology; Zusammenfassung: JAI, 1908, S. 99. — Von Entmischung hat zuerst Luschan gesprochen, und zwar noch vor der Wiederbelebung Mendels. Vgl. Luschan, S. 132, ferner ebenda S. 59, 60, 69, 77, 93 über Auslese nichtangepaßter Typen.

KAPITEL III

Rasse und Seelenleben

Die psychologischen Grundlagen der Rassentheorien

Die Grundannahme jeder Rassentheorie bildet der ererbte Rassencharakter. Ausgegangen wird davon, daß das ganze geistige Leben des Menschen, ebenso wie etwa seine Hautfarbe, durch Vererbung von vornherein bestimmt ist, daß also Erziehung und Umgebung keinen maßgebenden Einfluß ausüben. Die Möglichkeit der Höherentwicklung wird verneint. Doch ist damit allein die Rassentheorie noch nicht gegeben. Es könnten ja auch Familiencharaktere und individuelle Erbeinheiten den Ausschlag geben. Man könnte annehmen, daß innerhalb jeder physischen Rasse die allerverschiedensten seelischen Individualanlagen in annähernd gleicher Verteilung erblich übertragen werden, was also das Bestehen differenter Rassencharaktere ausschließen würde. Erst die Behauptung, daß jeder physischen Rasse eine ganz bestimmte seelische Eigenart zukomme, ergänzt die Vererbungsthese zur Rassentheorie.

Diese zwei Voraussetzungen sind streng auseinanderzuhalten, denn ihre Vermengung bildet einen der beliebtesten Trugschlüsse „wissenschaftlicher" Rassentheoretiker. So führt das derzeitige Hauptwerk dieser Richtung[1]) eine Anzahl von mehr oder weniger sicheren Fällen individueller Vererbung an und glaubt vermutlich damit bereits das Bestehen eines erblichen Rassencharakters erwiesen zu haben, für den dann noch einige ganz unkritische Beispiele gegeben werden.

[1]) Erwin Baur, Eugen Fischer, Fritz Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 2. Aufl., 1923, 2 Bde.

Eine weitere Quelle von Fehlurteilen ist die Unklarheit darüber, was als vererbbar angesehen werden soll und wieweit die Beharrungstendenz geht. Ohne weiteres darf als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß die elementaren psychischen Funktionen, Empfinden, Fühlen, Streben, Erinnern, Assoziation usw. bei den einzelnen Individuen Unterschiede der Stärke, Geschwindigkeit, Nachhaltigkeit aufweisen und daß solche individuelle Anlagen vererbt werden. Wesentliche rassenmäßige Verschiedenheiten dieser Art sind aber bisher nicht festgestellt worden[1]). Wenn sich ferner nachweisen ließe, daß manche dieser Anlagen in fester Verknüpfung übertragen werden, so wären auch kompliziertere seelische Dispositionen als vererblich anzusehen. Schon hier aber läßt uns die Erfahrung gänzlich im Stich; es ist ebenso möglich, daß die einzelnen geistigen Elemente im Erbgang genau so zufällige Neukombinationen eingehen, wie dies für viele körperliche Merkmale als Regel exakt festgestellt ist.

Eine solche Übertragung elementarer psychischer Anlage schließt eine sehr weitgehende Beeinflussung durch Umwelt und Erziehung keineswegs aus, vorausgesetzt, daß nicht geradezu pathologisch minderwertige Fälle vorliegen. Selbst auf körperlichem Gebiet können schwächliche Konstitutionen durch planmäßige Abhärtung und Übung zu erstaunlicher Leistungsfähigkeit gebracht werden, wie zahlreiche Anekdoten von berühmten Männern beweisen, während prächtige physische Anlagen völlig verkümmern mögen. Der Geist ist aber doch noch weit plastischer und anpassungsfähiger als der Körper. Viele Vererbungstheoretiker leugnen nun die Bildungsfähigkeit gänzlich oder fast ganz. So beruft sich einer der wissenschaftlichen Vertreter dieser Schule, Fritz Lenz[2]), auf die Behauptung von W. Peters, daß die Umwelt, häusliche

[1]) Zahlreiche Versuche wurden gemacht, die Schärfe der Sinnesempfindungen bei Naturvölkern exakt festzustellen. Sie fielen aber höchst verschieden aus und lassen keinen einheitlichen Schluß zu. Vgl. Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen (in HVPs, I), S. 168, 172; ferner vgl. Basler S. 89ff.

[2]) In Baur, Fischer, Lenz, a. a. O., Bd. I, S. 385, 396, ferner W. Peters, Über Vererbung psychischer Fähigkeiten, 1915.

Erziehung usw. auf Schulleistungen nur geringen Einfluß hätten und meint sogar, daß solche Leistungen zu mindestens neun Zehnteln durch die Erbmasse bedingt seien! An anderer Stelle sagt er: „Es ist völlig hoffnungslos, durch Erziehung und Übung das Menschengeschlecht dauernd heben zu können."

Insbesonders ist allen Rassentheorien die Anschauung eigentümlich, daß die geistigen und moralischen Anlagen der Rassen starr, nicht entwicklungs- und bildungsfähig seien; alle suchen den Einfluß von Umwelt, Zeit, Tradition, Erziehung möglichst zu verneinen oder herabzusetzen. Im übrigen variieren die Anschauungen. Manche betrachten elementare geistige Dispositionen als angeboren, andere selbst fertige Ideen, ja ganze Weltanschauungen. Nicht nur in populären Schriften, sondern selbst in wissenschaftlichen Arbeiten z. B. in der Geschichtsschreibung, werden fortwährend höchst komplizierte geistige Gebilde, wie etwa die Vorstellungen von Gott, Freiheit, Pflicht, Treue, Privateigentum, Eigenschaften wie Familiensinn, Staatsgefühl, rechtsbildende Kraft, Organisationsgabe, Kunstsinn usw., als rassenmäßige Anlagen hingestellt. Vergeblich scheinen Locke und Kant den Unfug der angeborenen Begriffe aus der Psychologie verbannt zu haben[1]). Selbst der unkritische Rationalismus früherer Jahrhunderte hat übrigens nie angenommen, daß die angeborenen Ideen rassenhaft verschieden seien. Erst der materialistische Rassenglaube unserer Tage hat die Analogie zwischen Körper und Geist so weit getrieben, daß er annahm, einer dunklen Hautfarbe müsse auch eine dunkle Seele entsprechen. Hierbei wirkt natürlich auch die Reaktion gegen Oberflächlichkeiten der Umwelttheorie und des Evolutionismus mit, hauptsächlich aber handelt es sich um große politische Gegensätze, die weltanschaulich fundiert werden sollen. Tatsächlich haben ja der Empirismus und der soziale Evolutionismus eine demokratische Tendenz; sie lehren die Gleichheit aller Menschen, deren tatsächliche

[1]) Vgl. die Geschichte der Lehrmeinungen bei Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 2. Aufl. 1904, I. Bd., S. 36 und II. Bd., S. 183 (Artikel „Angeboren" und „Rationalismus").

Unterschiede nur als Ergebnisse von Umweltverschiedenheiten oder als verschieden hohe Entwicklungsstufen aufgefaßt werden. Dem tritt nun die Rassentheorie als Verfechterin von Geburtsvorrechten scharf entgegen; die angeborenen Ideen sollen die angeborenen Rechte begründen, die edle Rasse hat ein Recht, die minderwertige zu beherrschen. So bekennt z. B. Graf Gobineau ganz offen, daß seine Theorie dem Kampf gegen Umsturz und Liberalismus dienen soll. Er sagt auch, sein Werk sei der Ausdruck der Instinkte, die er bei der Geburt mitgebracht habe. Tatsächlich suchen alle Rassentheoretiker die Rolle der Vernunft als möglichst gering, den Einfluß der Instinkte als unwiderstehlich herrschend hinzustellen.

Instinkt und Vernunft — Geistige Vererbung

Instinkthandlungen nennt man zweckmäßige, angeborene, unwillkürliche Reaktionen. Sie berühren sich einerseits mit den niederen Reflexen, anderseits mit automatisch gewordenen Bewußtseinshandlungen (z. B. mechanischem Klavierspielen oder Gehen)[1]. Es gibt nun eine Richtung in der Psychologie, die unter dem Eindruck der modernen Vererbungsforschung geneigt ist, erblichen Dispositionen im menschlichen Seelenleben einen sehr breiten Raum einzuräumen[2]). Diese Dispositionen unterscheiden sich kaum von Instinkten, abgesehen von der hinzutretenden Zweckvorstel-

[1]) Vgl. Th. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie, 1908, S. 8ff.; W. Wundt, Grundriß der Psychologie, 1907, S. 343ff. — G. Kafka, Tierpsychologie, 1922, S. 19, betont, daß Reflex und Instinkt sich nicht inhaltlich, sondern nur durch die kausale bzw. finale Betrachtung scheiden. Vgl. ferner H. Bergson, Schöpferische Entwicklung, 1912.

[2]) So sagt G. Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung, 2. Aufl. 1919, S. 20, daß die Art und Reihenfolge des ganzen organisch-psychischen Ablaufs, von der Wiege bis zum Grab, vererbt werde. In Amerika betont besonders W. Mac Dougall, Introduction to Social Psychology, 17. Aufl. 1922, die überragende Bedeutung der Instinkte und hat in seinem Buch The Group Mind, 1921, auch rassentheoretische Anschauungen vorgebracht. — Dagegen erklärt Friedrich Jodl, Lehrbuch der Psychologie, 1903, I. Bd., S. 192: „Beim Menschen verschwindet dasjenige, was er als ererbten Besitz mitbringt, gegen dasjenige, was er sich im Laufe des Lebens aus den überlieferten Schätzen der Gattung aneignet."

lung, von der wir ja nicht wissen, ob sie nicht doch irgendwie beim Tier anklingt. Die Vernunft wird derart auf eine höchst bescheidene Rolle beschränkt, das ganze Handeln des Menschen erscheint als triebhaft, automatisch. Hiernach wird der Charakter des Menschen schon im Moment der Befruchtung durch die Kombination der Erbanlagen vorherbestimmt.

Diese Auffassung wird auf wirkliche (oder vermeintliche) Beobachtungen gestützt, wonach die verschiedensten seelischen Eigenschaften sich bei den Nachkommen oft mit großer Zähigkeit erhalten[1]). In manchen Fällen läßt sich dies tatsächlich aus der Vererbung erklären, so das Auftreten psychischer Defekte, mancher Reflexe. Aber auch die musikalische Anlage und vielleicht noch einiges andere dürfte erblich bestimmt sein. Die Vererbung elementarer geistiger Anlagen ist mindestens sehr wahrscheinlich. Doch die meisten dieser Studien begehen zwei schwere Fehler. Sie überschätzen den Grad der Sicherheit, der auf diesem Gebiet möglich ist[2]) und ziehen z. B. schon aus kleinen, möglicherweise zufälligen statistischen Verschiedenheiten weittragende Schlüsse. Ferner gehen sie meist vom Glauben an die Allmacht der Vererbung aus und berücksichtigen daher die Wirkung der bewußten und unbewußten Beeinflussung durch

[1]) Vgl. über das ganze Gebiet außer den schon angeführten Werken von Baur, Fischer, Lenz, Sommer und Peters hauptsächlich Francis Galton, Genie und Vererbung, deutsch von Neurath, 1910; Th. Ribot, Hérédité psychologique, 10. Aufl. 1914 (auch deutsch); ferner Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie. Zeitschr. f. Psychologie, Bd. 41, 43, 46, 47, 1906ff.; K. Bühler, Geistige Entwicklung des Kindes, 3. Aufl. 1922, S. 36. Einen guten Überblick über die Literatur dieser Frage gibt das Sammelreferat von Robert Ambros, Die Vererbung psychischer Eigenschaften, im Literaturbericht des Archiv f. d. ges. Psychologie, Bd. XXVIII, 1913, Beilage, S. 1—33. Die neuesten Forschunsgergebnisse bietet der Bericht über den VIII. Kongreß für experimentelle Psychologie in Leipzig, herausgegeben von K. Bühler 1924, der eine Reihe wichtiger Referate, insbesondere ein solches von W. Peters „Vererbung und Persönlichkeit", enthält (zitiert als „Kongreßbericht").

[2]) Vgl. G. Udney Jule in JAI, 1901, S. 325: On the influence of bias and of personal equation in statistics of ill-defined qualities. Jule zeigt gegen Galton und Pearson experimentell, daß Versuche, nicht genau bestimmbare Umstände (z. B. geistige Eigenschaften) statistisch zu erfassen, sehr großen Fehlern ausgesetzt sind.

Erziehung und Beispiel viel zu wenig. Dies gilt auch für die geistreichen Forschungen Francis Galtons, des Begründers dieser Richtung. Es beruht doch oft gewiß nicht bloß auf Vererbung, wenn ein Sohn sich im gleichen Beruf bewährt wie sein berühmter Vater; sondern sehr häufig ebnet ihm das Ansehen des Vaters den Weg, sein Beispiel und sein Einfluß spornen ihn an. So werden die Nachkommen hervorragender Politiker, Juristen, Gelehrten es oft im gleichen Beruf weit bringen, ohne daß dies vorwiegend auf Vererbung des Talents beruhen muß[1]). Die Macht der Tradition ist ungeheuer. — Überzeugend wäre nur, wenn man an nichtpathologischen Kindern, die nie unter dem Einfluß ihrer Eltern und deren Umgebung getanden sind (also z. B. an Doppelwaisen in Waisenhäusern) zeigen könnte, daß in ihnen seelische Eigenschaften der Eltern prägnant zum Durchbruch kommen.

Insbesonders mit der Anwendung mendelistischer Formeln auf psychische Tatsachen sollte man sehr vorsichtig sein. Kommen unter Verwandten Ähnlichkeiten vor, so wird dies als Beweis der Vererbung angeführt. Fehlen solche oder zeigen sich sogar starke Gegensätze, so wird dies mit dem Einfluß eines Vorfahren, der in den Eltern latent war, oder mit zufälliger, anderer Würfelung der Erbmassen erklärt. Es ist doch eine arge Zumutung, wenn R. Sommer in einer viel gerühmten Studie über „Goethe im Lichte der Vererbungslehre" (1908) behauptet, Goethe habe seine Vorliebe für die Natur, besonders für Botanik, von einem 1550 geborenen Vorfahren, namens Lindheimer, ererbt, dessen Begabung dann wieder in einem fünfzig Jahre nach Goethe geborenen Botaniker dieses Namens zutage getreten sei!

Die schrankenlose Erklärung aller seelischen Erscheinungen aus vererbten, unabänderlichen Instinkten verneint die ganze menschliche Entwicklung, ja sie steht selbst mit der Tierpsychologie in Widerspruch. Weder sind die Instinkte der Tiere unabänderlich, noch sind sie die einzigen bewegenden Kräfte. Bienen, Ameisen, Vögel passen ihre ererbten Ge-

[1]) Legionen von Gelehrten haben Gelehrtentöchter geheiratet, ohne daß hieraus eine besonders begabte Menschenart sich entwickelt hätte — eher das Gegenteil.

wohnheiten der Umwelt an, ja ändern sie gelegentlich in sehr auffälliger Weise[1]). Der Vogel ererbt zwar seinen Gesang; so stellten sich bei jungen Täuberichen, die in vollkommener Isolation aufgezogen wurden, ihre normalen Lautäußerungen ein[2]). Aber Spatzen, die von Kanarienvögeln aufgezogen werden, nehmen den Gesang der Kanarien an; wenn sie sodann in Spatzenumgebung versetzt werden, passen sie sich dieser an, um bei neuerlicher Umgebungsänderung wieder zu wechseln. Kanarien erlernen von Nachtigallen deren Schlag und geben ihre stammeseigenen Lautäußerungen gänzlich auf[3]). Vor allem aber beweist das große Gebiet der Zähmung der Haustiere eine fundamentale Instinktänderung. Aus dem mutigen wilden Rind, Schaf oder Schwein entwickeln sich die zahmen Formen, die ein kleines Kind auf die Weide treibt. Der wilde Wolf wird zum gutmütigen Hund. Ob dies bloß auf Selektion zurückgeht, ist zweifelhaft. In Bauernhöfen sieht man, wie Katze, Hund und Geflügel allen Instinkten zuwider friedlich beieinander leben, und dies hat doch mit Selektion gewiß nichts zu tun. Höhere Tiere zeigen zweifellos Vernunftäußerungen, wenn auch beschränkter Art.

Beim Menschen tritt nun der Instinkt von Anfang an ganz zurück, und diese Armut zwang ihn wohl gerade zur Ausbildung der Intelligenz. Das neugeborene Kind bringt nur sehr wenig mit, selbst das Verstehen von Raum und Zeit erwirbt der Säugling erst allmählich[4]). Auch in der Folge sehen wir nirgends ein spontanes Hervortreten ererbter Anlagen in fertiger Ausbildung. Wenn das geistige Leben auf Instinkt beruht, warum ist dem Menschen das Sprechen in seiner Muttersprache nicht ebenso angeboren, wie dem Tier seine Lautäußerung? Tatsächlich nehmen ja alle Vererbungsgläubigen an, daß das Gehirn besondere rassenhafte Anlagen für die stammeigene

[1]) Wundt, Grundriß der Psychologie, 8. Aufl. 1907, S. 345.

[2]) Kafka, Tierpsychologie, S. 123. — Noch Kant nahm das Gegenteil an. Vgl. Kant, Anthropologie (Hartenstein, X, S. 365).

[3]) Vgl. die interessanten Experimente des Kanarienzüchters Karl Reich in „Mitteilungen aus der Vogelwelt", 1922.

[4]) Giese, Allgemeine Kinderpsychologie, S. 342.

Sprache hat, in deren Feinheiten Rassenfremde nie eindringen können. Dies ist aber bestimmt falsch. Negerkinder erlernen Englisch, Deutsch oder Französisch genau so gut und rasch, ja eher noch schneller wie Europäer.

Anlage oder Umwelt?

Der Streit, ob angeerbte Anlage oder Umwelt stärker sind, drückt sich auf naturwissenschaftlichem Gebiet in dem großen Gegensatz zwischen den Jüngern und Weiterbildnern der Lehren Lamarcks und Weismanns aus. In der Pathologie, Medizin, Hygiene wird um die Bedeutung der inneren Konstitution und der äußeren Krankheitsursachen gekämpft. In bezug auf das Seelenleben finden wir denselben Gegensatz in der Charakterologie, Sexual-, Kinder-, Kriminalpsychologie, Pädagogik, Kriminalistik, Psychopathologie, in Geschichtsphilosophie und Sozialwissenschaft.

Sehr bemerkenswert ist, daß einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet geistiger Vererbung, W. Peters, der oft als Hauptzeuge für die Einflußlosigkeit der Umwelt angeführt wird, in seiner neuesten Arbeit sich über die Anwendung der Vererbungstheorien auf das Seelenleben wiederholt mit großer Vorsicht äußert und die Bedeutung der Umwelt mit auffallendem Nachdruck betont[1]).

Gewiß darf auch die Macht der Umwelt, der Erziehung und anderer Einwirkungen nicht übertrieben werden. Milieu und Erziehung können nicht wirken, wenn nicht eine Disposition, eine Empfänglichkeit vorhanden ist. Der Hauptfehler gewisser Vererbungsfanatiker besteht darin, daß sie die Anlagen für viel zu eng begrenzt ansehen. Diese Auffassung ist selbst auf rein naturwissenschaftlichem Gebiet heute nicht mehr haltbar. So erklärte A. von Tschermack 1916: „Fast jede Körperzelle kann, wenigstens bei zahlreichen Tieren und Pflanzen, viel mehr, als sie im normalen Verbande zeigt.“ „In jedem einzelnen Organismus schlummert für gewöhnlich noch eine Fülle anderer Ausgestaltungs- oder wenigstens Funktionsmöglichkeiten.“ Hueppe und

[1]) W. Peters, Vererbung und Persönlichkeit (in „Kongreßbericht“), S. 57, 58, 73, 75, 135, 139.

andere halten daher selbst eine Vererbung erworbener Eigenschaften im Sinne eines Manifestwerdens schon vorhandener, latenter Eigenschaften für möglich. Die Seele des Menschen ist nun gewiß noch viel reicher an Entfaltungsmöglichkeiten als physische Organismen.

Eine der schwersten Selbsttäuschungen der Rassentheoretiker besteht in der Auffassung komplizierter, zweifellos geschichtlich entstandener Sozialgebilde als Rassenanlagen. Wer übersieht, daß etwa Treue, Pflichtgefühl, Toleranz, Staatsbewußtsein in der Menschheitsgeschichte nicht von Anfang da waren, sondern in langsamer, leidensvoller Entwicklung erworben wurden, gibt sich als historischen Analphabeten zu erkennen. Manche derartigen Eigenschaften sind genau ebenso historische Ergebnisse, wie eine bestimmte Art, sich zu kleiden, Brillen zu tragen oder den Bart zu stutzen, und wenn man solche Modifikationen als erblich erklärt, so bedeutet dies ein Bekenntnis zur „Vererbung erworbener Eigenschaften", vor dessen Kraßheit wohl der überzeugteste Lamarckianer zurückschrecken würde.

Wenn die Rassenanlage stärker wäre als die historischen Schicksale, wie erklären sich dann die bedeutenden Charakter- und Kulturdifferenzen bei Völkern, die rassenmäßig nahezu identisch sind, z. B. bei Schweizern und Tirolern, Tschechen und Slowaken, den Polen in Rußland und Galizien, Engländern, Dänen und Norddeutschen[1])?

Man kann auf den verschiedensten Gebieten nachweisen, daß — abgesehen von pathologischen Fällen — die Umwelt meist stärker wirkt als die Anlage. Selbst der Geschlechtscharakter, der doch gewiß eine fundamentale, naturgegebene Tatsache ist, macht hiervon keine Ausnahme. Fast allgemein wird vorausgesetzt, daß Mann und Weib ganz verschiedene psychologische Wesenheiten darstellen, daß das Weib insbesonders jede Genialität, ja selbst jede Anlage zu höherer geistiger Betätigung vermissen läßt. Die vorurteilslose Forschung zeigt aber, daß dies Vorurteile sind, die einfach die

[1]) Schon in früher Zeit weisen z. B. die drei nordischen Nationen deutlich verschiedene Charaktertypen auf. So A. Bugge, Die Wikinger, 1906, S. 26, 37.

männliche Vorherrschaft rechtfertigen sollen, wie die Rassentheorien bestimmt sind, die Unterdrückung bestimmter Völker oder Schichten „wissenschaftlich" zu rechtfertigen. Es läßt sich unwiderlegbar feststellen, daß viele als spezifisch „weiblich" angesehenen Qualitäten das Ergebnis historisch-sozialer Bedingungen, also Umweltprodukt, sind. Unter anderen Bedingungen ändert sich das Bild vollkommen, ja es erscheinen angeblich „weibliche" Eigenschaften eher als männliche und umgekehrt[1]).

Die Kriminalstatistik liefert im wesentlichen dasselbe Resultat. In früheren Zeiten wurden Kolonien häufig mit Verbrechern und allerlei Gesindel besiedelt, so ein großer Teil Australiens und Brasiliens. Der Sträflingsexport nach Neusüdwales dauerte bis 1848, nach Tasmanien bis 1853, nach Westaustralien bis 1868; insgesamt wurden 140000 Sträflinge dorthin deportiert. Dazu kam noch der Zustrom der Goldgräber, die auch vielfach sehr rohe Gesellen waren. Natürlich gab es auch bessere Einwanderer. Jedenfalls ist im australischen Volkscharakter eine Nachwirkung der minderwertigen Elemente keineswegs zu bemerken. Haycraft behauptet freilich, daß dies dem Umstand zu danken sei, daß sich die Verbrecher zu Tode gesoffen hätten[2]). Aber wir möchten doch eher annehmen, daß sich die Ausgestoßenen in der neuen Welt bei harter Arbeit gebessert haben; es sollen tüchtige Leute von Deportierten abstammen. Ich glaube, Mark Twain bemerkt irgendwo, es verstoße in Australien in der besten Gesellschaft gegen den guten Ton, jemanden nach seinem Großvater zu fragen. Vom niederen Volk Brasiliens, das überdies sehr mit Farbigen vermischt

[1]) Vgl. bes. O.Weininger, Geschlecht und Charakter, und die Gegenschrift von Grete Meisel-Heß, Weiberhaß und Weiberverachtung, 1904. In umfassender Weise wird diese Frage erörtert bei Rosa Mayreder, Zur Kritik der Weiblichkeit, 1905, und Dr. M. Vaerting, Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib, 2 Bde, 1923. Daß es gewisse Unterschiede gibt, ist experimentell festgestellt. Vgl. W. J. Ruttmann, Die Hauptergebnisse der modernen Psychologie, 1914, S. 302—348. Solche Unterschiede sind aber nicht durchgreifend.

[2]) John B. Haycraft, Natürliche Auslese und Rassenverbesserung, 1895. Über die australischen Verbrecherkolonien vgl. A. Manes, Der soziale Erdteil, 1914, S. 27, 57.

ist, sagt ein genauer Kenner, er halte es für das glücklichste Völkchen auf Erden, und schildert es in sehr freundlichem Lichte[1]).

Kasten, Adel

Wenn ferner persönlicher Wert von Rassenzucht abhängen würde, so hätten die Erfahrungen mit Kasten, Adel, Zünften günstig lauten müssen[2]). In Wirklichkeit haben sie bei strenger Exklusivität stets nur zu geistiger Sterilität und Verknöcherung geführt. Der Hochadel hat überall versucht, eine Kaste zu bilden, und meist Heiraten nur innerhalb des Standes zugelassen (Ebenbürtigkeitsprinzip). Übrigens geht der Hochadel in seinen Anfängen oft auf Unfreie zurück, die durch königliche Gunst im Kriegs- und Friedensdienst emporstiegen (Ministeriale). Auch später konnte das Prinzip der Rassenreinheit nie strenge gewahrt werden, Neigung und materielle Beweggründe haben die Schranken der Ebenbürtigkeit oft durchbrochen. Ferner fühlte sich der Adel stets als internationale Kaste, er betrachtete zwar die Ehe mit Bürgerlichen seiner eigenen Nation als Mißheirat, keineswegs aber eine solche mit Adeligen anderer Völker. Bemerkenswert ist nun, daß der glänzendste und kulturell verdienstvollste Adel der Welt, die englische Adelsklasse, welche heute noch trotz aller Demokratisierung sowohl den konservativen als den radikalen Parteien hervorragende Führer liefert, das rechtliche Ebenbürtigkeitsprinzip nie gekannt hat; selbst englische Könige haben früher wiederholt Bürgerliche geheiratet. Der englische Adel hat stets zahlreiche, durch Talent, Verdienst und Geld emporgekommene Bürgerliche in sich aufgenommen, deren Abkömmlinge die Mehrzahl im Oberhaus bilden; anderseits treten die jüngeren Söhne des Adels in den Bürgerstand; von Ausnahmen abgesehen, erbt nur der Älteste Titel und Vermögen. So bildet der englische Adel ein lebendiges Glied im Volksganzen und konnte eine politisch mächtige und kulturell wertvolle Rolle spielen, während der kontinentale Adel, der nach dem Ebenbürtigkeitsprinzip „Rassenzucht"

[1]) M. Lamberg, Brasilien, Land und Leute, 1899, S. 32.
[2]) Vgl. eingehend C. Bouglé, Essais sur le régime des Castes, 1908.

trieb und nach manchen Rassentheoretikern die spezifisch germanischen Merkmale, sowohl in Deutschland als in den romanischen Ländern, besonders rein erhalten haben soll, zum großen Teil einen auffallenden Kontrast politischer Verständnislosigkeit für jeden Fortschritt und kultureller Sterilität bildet, insbesonders in Deutschland, wo Kastenstolz und Ebenbürtigkeitswahn auf die Spitze getrieben wurden[1]).

Genie, Vererbung und Umwelt

Besondere Bedeutung messen die Vererbungsanhänger den Tatsachen bei, die das Genie als Produkt der Vererbung erklären sollen. Nun ergibt sich aber mit geradezu überwältigender Evidenz, daß das eigentliche Genie sich fast nie vererbt. Dies ist schon den Alten aufgefallen[2]). Daß in der näheren oder weiteren Verwandtschaft von Genies begabte und geistig regsame Menschen vorkommen oder daß der Sohn eines Gelehrten oft dem Beruf des Vaters folgt und es durch seinen Einfluß und Namen natürlich leicht hat, vorwärtszukommen, hat mit Vererbung kaum etwas zu tun. Die Vererbungsrabulistik erklärt die unbequemen Tatsachen damit, daß Genie nicht eine einfache Anlage sei, sondern aus einer besonders glücklichen Kombination einer Anzahl von Qualitäten enstehe, wobei die Erbfaktoren selbst entfernter Vorfahren immer wieder mitspielen. Wenn also ein Genie mittelmäßige oder unterwertige Kinder hat, so war eben die zufällige Kombination der Erbeinheiten ungünstig, im gegenteiligen Fall aber wird der Fall triumphierend als Beweis der Vererbung angeführt. Eine derartige Methode ist offenbar Selbstbetrug.

[1]) Die glanzvolle Kulturrolle des englischen Adels kann man z. B. aus dem Material Fr. Galtons, Genie und Vererbung, entnehmen; vgl. ferner A catalogue of the royal and noble authors of England with lists of their works. New edition, Edinburgh, 1796, 339 S. Über Adel und Rasse vgl. das sehr interessante Buch von Rob. Michels, Probleme der Sozialphilosophie, 1914, S. 132ff., dort auch treffende Bemerkungen über die kulturelle Sterilität besonders des deutschen Adels (S. 143). Über das oft behauptete Aussterben adeliger Familien vgl. Ribot, S. 370, Michels, a. a. O.

[2]) Vgl. Platon, Protagoras X.

Man kann natürlich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß bei der Bildung von Genie und Talent der Erbfaktor eine Rolle spielt, daß also (primitiv ausgedrückt) der besonders Begabte ein entwicklungsfähigeres Zentralnervensystem mitbekommen hat, seelisch und körperlich irgendwie besser ausgestattet ist[1]). Falsch sind nur die Schlüsse, daß 1. die Vererbung alles, die Umwelt nichts bedeutet, und daß 2. die kompliziertesten geistigen Züge erblich übertragen werden. — Die Unrichtigkeit der ersten Annahme ergibt sich vor allem aus der bisher kaum gewürdigten Tatsache, daß Genies meist gruppenweise auftreten. Jedes Volk hat sein „geniales Jahrhundert", dessen Glanz seinen höchsten Stolz bildet. Bei den Griechen war es das 5. Jahrhundert (nebst Ausläufern), später kam die Zeit Christus und Augustus, der Kreuzzüge, der Renaissance, der Aufklärung. Stets waren dies weltbürgerliche Epochen, in denen verschiedene Kulturkreise in fruchtbare Berührung und Mischung traten, in denen Glaube, Aufklärung, Befreiung, Humanität überall Begeisterung erweckten, in denen der Wetteifer jüngerer, aufsprossender Kulturen, die gereiftere fremde Vorbilder vor sich hatten, alle Kräfte anspornte. Meist fanden auch weitzügige räumliche Völkerbewegungen und Rassenmischungen statt, obwohl ich in der physischen Mischung keine unmittelbar bewegende Kraft sehe. — Diese Erscheinung, die ich an anderer Stelle näher würdigen werde, zeigt doch, daß das Genie von der Umwelt nicht isoliert werden kann, wie es die Vererbungshypothesen wollen. Keinesfalls ist es glaubhaft, daß es gerade auf einer wunderbaren Häufung der glücklichen Kombination von Erbeinheiten beruhte, daß im 18. Jahrhundert in allen Kulturländern eine so riesige Zahl von Sternen erster Größe aufging[2]). Eine biologische Erklärung dieses geistigen Frühlings wäre ebenso wissenschaftlich als

[1]) Über die wahrscheinliche Bedeutung des Großhirns, Kleinhirns und des Sympathikussystems für die Begabung, vgl. Sommer S. 38, 40, 89.

[2]) Sommer (Kongreßbericht, S. 30), hat die Renaissance aus der Kreuzung zweier Typen, nämlich des toskanischen Adels und des aufsteigenden Bürgertums, erklären wollen. Aber die Renaissance war nicht auf Italien beschränkt (Shakespeare!). Und welche Kreuzung kann das 18. Jahrhundert erklären?

eine astrologische aus der Konstellation der Gestirne. Vielmehr liegt die wichtigste zulässige Erklärung, in der Beachtung der Zeitumstände, die mehr Talenten als je zuvor freie Bahn schufen und sie zum Höchsten anspornten.

Nachfolgende Liste von bahnbrechenden Genies und Talenten des 18. Jahrhunderts könnte leicht auf das Dreifache erweitert werden, wenn man Namen hinzufügen würde, die unbedingt zur selben Epoche gehören, obwohl das Leben ihrer Träger nicht ins 18. Jahrhundert fällt, oder wenn man andere große, aber doch weniger allgemein bekannte Namen einschließen würde. Im 18. Jahrhundert wirkten u. a.:

a) Dichter und Schriftsteller: Swift, Pope, Defoe, Smollett, Sterne, Fielding, Goldsmith, Gottsched, Haller, Gellert, Klopstock, Bürger, Fenelon, Voltaire, Rousseau, Diderot, Beaumarchais, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller, Jean Paul, Goldoni, Alfieri, Metastasio, Sheridan, Burns, Hebel, Claudius, Voß, Hölderlin, Schlegel (2), Tieck, Coleridge, Wordsworth, Stael, Chateaubriand;

b) Philosophen, Gelehrte, Theologen, Erfinder: Newton, Leibniz, Malebranche, Vico, Berkeley, Toland, Shaftesbury, Thomasius, Halley, Réaumur, Celsius, Stahl, Boerhaave, Linné, Buffon, Cassini, Euler, Bernoulli (mehrere), Johnson, Hume, Leuwenhoek, d'Alembert, Swedenborg, Condillac, Wesley, Zinzendorf, Montesquieu, Turgot, Condorcet, Franklin, Winkelmann. Herder, Hamann, Lavater, Kant, Quesnai, Adam Smith, Mably, J. Möser, Ferguson, Robertson, Gibbon, Bentham, Cook, Mendelssohn, Joh. Müller, Niebuhr (2), Pestalozzi, Basedow, Campe, Franke, Laplace, W. Jones, Eichhorn, Champollion, Grotefend, Heyne, Wolf, Adelung, Cartwright, Watt, Galvani, Jussieu, Sprengel, Blumenbach, Herschel, Lavoisier, Humboldt (2), Fichte, Schelling, Schleiermacher, Herbart, E. Darwin, Beccaria, Sonnenfels, Geoffroy, St. Hilaire, Saussure, Lamarck, Gauß, Buch, Bessel, Gall.

c) Musik, bildende Kunst: Watteau, Greuze, Reynolds, Hogarth, Gainsborough, Blake, Bach, Händel, Rameau, Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Weber, Goya, Thorwaldsen, Schinkel, Chodowiecki, Tiepolo, Mengs;

d) Politiker: Walpole, Bolingbroke, Marlborough, Prinz Eugen, Ludwig XIV., Pitt (2), Fox, Burke, Mirabeau, Friedrich II., Josef II., Katharina II., Kaunitz, Necker, Sieyès, Danton, Napoleon, Washington, Gentz, Freiherr vom Stein, ferner viele andere große politische und militärische Führer der Revolutionszeit und napoleonischen Epoche, wie Wellington, Gneisenau usw.

Noch in das 18. Jahrhundert ragen ferner hinein einerseits: Dryden, St. Evremond, Bossuet, Abraham a Santa Clara, Bourdaloue, Locke, Bayle, Mabillon, Vauban, Lesage und anderseits eine große Zahl von Talenten, die erst im 19. Jahrhundert zu voller Wirksamkeit kamen.

Die Auffassungen vom Rassencharakter

Alle diese Erwägungen zeigen, daß der Umwelt ein viel größeres Gewicht beizumessen ist, als die Rassentheoretiker zugeben. Nunmehr ist aber ihr zweiter Hauptsatz zu untersuchen, nämlich die Annahme eines einheitlichen vererblichen Rassencharakters. Unter den Auffassungen vom Rassencharakter lassen sich leicht mehrere, obzwar nicht streng geschiedene Typen feststellen. Erstens weichen die Ansichten darin voneinander ab, daß die Elemente des Rassencharakters verschieden vorgestellt werden, nämlich entweder als:

a) höhere Ideen, wie Gott, Freiheit, Pflicht, Ehre u. dgl. oder

b) die elementaren oder auch komplizierteren psychischen „Vermögen“ (um einen heute wissenschaftlich aufgegebenen Ausdruck zu gebrauchen), also Empfinden, Vorstellen, Fühlen, Streben, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Phantasie, Reflexion u. dgl. oder

c) Instinkte und Triebe, wie Sexualtrieb, Erwerbstrieb, Kunsttrieb u. dgl. oder

d) das Temperament; ein höchst umstrittener und unklarer Begriff, der aber offenbar irgendwie die Dynamik der Seele, die Besonderheit des Funktionierens ausdrücken soll, im Gegensatz zu den bisherigen, mehr statischen Auffassungen.

Ferner unterscheiden sich die Rassentheorien nicht nur in bezug auf das „Was“, sondern auch in bezug auf das „Wie“

der Verschiedenheiten. Man kann nämlich entweder eine qualitative oder eine bloß quantitative oder eine distributive Verschiedenheit der Rassenanlagen annehmen. Qualitativ ist etwa die Auffassung, daß eine Rasse idealistisch, die andere materialistisch veranlagt sei, quantitativ jene, daß zwar dieselbe Anlage da und dort vorkommt, aber in verschieden starker Ausprägung, distributiv endlich die Ansicht, daß in der verschiedenen Häufigkeit des Vorkommens bestimmter Typen die Differenz liege, daß also z. B. bei der Rasse A 80% Idealisten vorkommen, bei der Rasse B nur 5%.

Schließlich kann man die Anlagen entweder als praktisch unveränderlich starr ansehen oder als veränderlich, einer Entwicklung in Raum und Zeit fähig.

Hieraus ergeben sich nun sehr viele Kombinationen, die aber nicht alle wirklich vorkommen, ferner zahlreiche Übergänge.

Was nun zunächst die Verschiedenheit gewisser elementarer Anlagen anbelangt, so wäre diese an sich denkbar, wenn man annimmt, daß Rassen in Reinzucht aus einem hochbegabten oder minderbegabten Paar herstammen. Die Geschichte zeigt aber, daß dies wohl nirgends der Fall ist. Überall haben große Mischungen stattgefunden, mit Ausnahme etwa kleiner, isolierter, bedeutungsloser Stämme. Überall findet sich innerhalb jeder Rasse die ganze Stufenleiter menschlicher Begabungen, obwohl die höchsten Stufen nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen wirklich erreicht werden. Bloße Begabungsdifferenzen dürfen übrigens kaum als Rassenmerkmale bezeichnet werden, ebensowenig als etwa Variationen einer bestimmten Haarfarbe. Im folgenden besprechen wir die praktisch wichtigsten Typen von Theorien:

Der elementare Rassencharakter

1. Die primitivste These ist die Annahme elementarer Verschiedenheiten der Instinkte oder Ideen. Der Schwarze, der Weiße und der Gelbe sind seelisch ebenso verschieden wie ihre Hautfarben. Auf den ersten Blick ergibt sich der materialistische Charakter einer solchen Anschauung; doch ist sie stets ganz bedenkenlos auch idealistisch begründet

worden[1]). Der einen Rasse ist Treue, Gemüt, Idealismus angeboren, der anderen Falschheit, Oberflächlichkeit, Materialismus und so fort. Man kann also auch, wenn solch ein Zug vorliegt, auf eine bestimmte Abstammung schließen und umgekehrt. Die meisten Rassentheoriker gefallen sich darin, aus irgendeinem seelischen Zug einer historischen Persönlichkeit ihre Rasse zu bestimmen. Sie wissen z. B. genau, daß Jesus kein Jude gewesen sein kann, weil seine Geistesart ihrer Vorstellung vom Judentum widerspricht. Ein ritterlicher Held aber oder ein Bahnbrecher auf kulturellem Gebiet muß unbedingt arisches Blut in sich gehabt haben und wäre er unter Gelben oder Schwarzen geboren. Das Blut „schlägt durch". — Natürlich ist unter solchen Voraussetzungen eine Änderung des Rassentypus durch Selektion oder Anpassung schwer möglich, weil ja keine zahlreichen Variationen in der Richtung der Neubildung denkbar sind.

Diese ganze Ideologie ist blind gegen die einfache Tatsache, daß jedes Volk und jede Rasse mehrtypisch ist, aus ganz entgegengesetzten Charaktern besteht, ohne daß man sagen könnte, welcher der „richtige" sei. Ist Goethe der typische Germane oder Ludendorff, Herder oder Hitler? Prägt sich der englische Charakter in Lord Northcliffe[2]) aus oder in den Quäkern? Der französische in Jean Jaurès oder in den Chauvinisten? Je zwei dieser Typen heben sich, wie Schwarz und Weiß, voneinander ab; es ist unmöglich, daß beide dieselbe seelische Eigenart darstellen.

Ebensolche Widersprüche liegen in jedem Typus, ja in jedem Individuum. Wir sind z. B. leicht geneigt, bestimmten Völkern den Vorwurf angeborener Grausamkeit zu machen. Tatsächlich kommen bei Türken oder Chinesen allerlei Züge vor, die darauf hinzudeuten scheinen, so die Art der Kriegführung und Hinrichtungen, die Kindermorde usw. Bei genauerer Einsicht finden wir aber auch ganz entgegengesetzte

[1]) So sagt Schelling: „Unterschiede, wie die von Kaffern, Abyssiniern, Ägyptern gehen bis in die Ideenwelt zurück" (nach R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte, 1878, I. Bd., S. 115).

[2]) Die in Deutschland verbreitete Behauptung, Northcliffe sei jüdischer Abkunft gewesen, ist als völlig aus der Luft gegriffen erwiesen.

Züge. Es zeigt sich, daß etwa die Türken eine Abneigung gegen die Jagd haben, weil sie sie als Tierquälerei betrachten, daß sie gerne gefangenen Vögeln die Freiheit schenken (die daher zu diesem Zweck überall feilgeboten werden), daß sie ihre Sklaven meist viel menschlicher behandelten als die weißen Pflanzer. Die Chinesen haben einen großen Widerwillen gegen Blut, weshalb sogar Operationen verpönt sind, sie sind überaus friedliebend, ihre Familienliebe erscheint uns absurd übertrieben, sie sind sehr tierfreundlich, so sieht man überall Chinesen ihre Singvögel im Käfig an die Luft tragen, wie wir unsere Kinder spazierenführen. — So kann man über den Charakter eines jeden Volkes Berichte und Urteile der kompetentesten Beurteiler zusammenstellen, die einander völlig entgegengesetzt sind. Hieraus folgt also, daß es sich nicht um tiefwurzelnde Rassezüge, sondern um Gewohnheiten handeln muß, die unter bestimmten Umständen entstehen und vergehen.

Weiter lehrt jeder Blick in die Geschichte, daß Völker in oft kurzer Zeit ihren geistigen Habitus auffällig wechseln, ohne daß von einer Änderung der Rassengrundlage die Rede sein kann. Überaus häufig hat man die Schilderungen Cäsars und Tacitus von Galliern und Germanen herangezogen. um die Konstanz des Rassencharakters zu beweisen. Aber J. M. Robertson und W. D. Babington haben gezeigt, daß dieses Beispiel völlig haltlos ist[1]). Die alten Germanen auf ihren Bärenhäuten, die Arbeit für die größte Schande hielten, hätten nicht wenig über die Zumutung gelacht, den „deutschen Fleiß" als Rassentugend anzusehen. Ihren Nachkommen sind die Wandlungen vom extremen Individualismus zur stärksten Staatsvergötterung, vom Kosmopolitismus zum Nationalismus, vom „Volk der Dichter und Denker" zu nüchternsten Fabriken- und Kasernenmenschen nur allzu-

[1]) Lapouge (Race et milieu social, 1909, S. 53, 62) nimmt an, daß das gallische Element in Frankreich nahezu verschwunden sei. Wenn dies so ist, wird das von anderen behauptete Fortleben des gallischen Nationalcharakters ganz unerklärlich. Tatsächlich üben solche Legenden eine starke Suggestion auf den Nationalgeist aus. Unzählige Franzosen und noch mehr Deutsche haben sich bemüht, dem „nationalen" Charakterideal eines barbarischen Heroentums nachzueifern.

sehr geglückt. Wie Robert Michels berichtet, schrieb noch 1820 Genovesi, die Deutschen würden niemals einen Handel, eine Industrie und eine Bevölkerungsmenge aufweisen wie die Franzosen und Engländer, und ein Deutscher meinte, als die ersten Eisenbahnen gebaut wurden, sie hätten für Deutschland keinen Wert, da der deutsche Volkscharakter auf Gemächlichkeit gestimmt sei. Die Slawen, denen man unzähligemal Mangel an staatsbildender Kraft vorgeworfen hat, haben in einigen der neuen Staaten ganz bedeutende Staatsmänner und Verwaltungsleute hervorgebracht[1]). In der Bibel erscheinen die Juden auf bestimmten Stufen als kriegerisches und bäuerliches Volk, ohne jede Neigung zum Handel. Ihre Nachkommen unterscheiden sich sehr von den alten Makkabäern und Ölpflanzern; aber schon wenden sich viele Juden wieder bewußt alten Idealen zu, ja sie verfallen gelegentlich in Untugenden, die ihren bisherigen diametral entgegengesetzt sind[2]).

Die Angelsachsen fielen als kühne Seefahrer in England ein, aber in kurzer Frist hatten sie jede Neigung zur See verloren und bildeten sie erst viel später wieder aus. — Treitschke weist darauf hin, daß in England durch Jahrhunderte der gesittete Südosten fortschrittlich, der rauhe Nordwesten aber reaktionär war. Sobald man aber begann, im Nordwesten die Lager von Eisen und Kohle auszubeuten,

[1]) O. Henne am Rhyn (Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 3. Aufl., I. Bd., S. 54) sagt: „Die Geschichte lehrt, daß der Charakter der Slawen weichlich und weibisch ist. Soweit dieselben männliche Tatkraft üben lernten, dürfte dies auf germanischen, soweit sie aber solche mit Rohheit paarten, auf mongolischen Einfluß zurückzuführen sein." — Dieser Historiker vergißt ganz, daß die Hussiten das Deutsche Reich durch ihre Siege in Schrecken setzten, daß der Deutsche Ritterorden 1410 von Polen und Litauern gänzlich geschlagen wurde, daß die Hohenzollern Ostpreußen von 1525 bis 1657 nur als Lehen vom polnischen König innehatten und noch Friedrich Wilhelm I. 1641 dem polnischen König in Warschau den Huldigungseid leistete, daß der Polenkönig Joh. Sobieski 1683 entscheidend mithalf, das Deutsche Reich und die ganze Christenheit vor der Türkengefahr zu retten, daß die Kroaten die Kerntruppen Österreichs waren und die Südslawen überhaupt große kriegerische Tüchtigkeit bewiesen.

[2]) So verlegten sich jüdische Studenten in Wien mit solchem Eifer und Erfolg auf Säbelfechten, daß die „arischen" Studenten es höchst geraten fanden, zu erklären, daß Juden keine Satisfaktion gegeben werde.

woran sich die Industrialisierung dieses Gebietes schloß, kehrte sich das Verhältnis gerade um[1]). Zu den auffälligsten Tatsachen gehört die neuzeitliche Sterilität der Engländer in der Musik; ein begabter Publizist nannte sein Buch über England: „Das Land ohne Musik". Gerade Musik wird auch fast stets als sicheres Produkt einer Naturanlage angesehen, das nicht der Umweltwirkung verdankt wird. Das alte England aber war sehr musikalisch; in neuerer Zeit entdeckte man, daß die Musik in England sogar früher blühte als auf dem Kontinent. Erst puritanischer Zelotismus hat diese Kunst ausgerottet[2]). David Hume sagt[3]), die Engländer hätten vor einem Jahrhundert vor religiöser Leidenschaft gebrannt, während sie jetzt die kälteste Gleichgültigkeit gegen Religion unter allen Völkern der Erde zeigten. Als Hume dies schrieb, hatte John Wesley bereits seine religiöse Erweckungsarbeit begonnen, die bald wieder flammende Begeisterung erzeugte. Übrigens meint Hume auch, daß die Engländer unter allen Völkern der Erde am wenigsten Nationalcharakter hätten, weil die Verfassungsform jeder Klasse, Partei, Sekte vollste Entwicklungsfreiheit gewähre.

Für Frankreich hat Paul Seippel in einem gründlichen und wertvollen Buch gezeigt, daß sich verschiedene Geistestypen durch seine Geschichte ziehen[4]), die allerdings auch durch gemeinsame Nationaltradition gewisse Ähnlichkeiten aufweisen. Schließlich sei noch auf Billeters gediegene Arbeit über das Griechentum verwiesen[5]), worin zahllose Urteile der gelehrtesten Forscher über den griechischen Nationalgeist angeführt werden, die einander vielfach völlig widersprechen, weil eben auch bei den Griechen die allerverschiedensten Richtungen und Individualitäten (wie schon der alte Theophrast hervorhob) sich entfaltet hatten. Behauptungen, das

[1]) H. v. Treitschke, Politik, 1897, Bd. I, S. 210.

[2]) Vgl. die Kapitel über englische Musik in der großen Kulturgeschichte von H. D. Traill and I. S. Mann, Social England, 1902, Bd. II, S. 509; III., S. 147; IV, 548.

[3]) David Hume, Philosophical Works, ed. Green and Grose, 1875, vol. III, S. 244 (Essay, XXI).

[4]) Paul Seippel, Les deux Frances et leurs origines historiques, 1905.

[5]) G. Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums, 1911.

Wesen des Griechentums bilde die Kunst oder die Plastik oder die Harmonie oder dergleichen sind nur schöngeistiges Geschwätz. Hegel hat da sehr verwirrend gewirkt.

Schließlich kann selbst der Rassenglaube die Tatsache nicht ganz leugnen, daß alle Rassen der Welt unter sonst gleichen Umständen und auf gleicher Entwicklungsstufe die überraschendsten Ähnlichkeiten aufweisen, wie Völkerkunde, Soziologie und Geschichte in überwältigender Weise festgestellt haben.

Der distributive Rassencharakter

Daher wird jetzt immer häufiger eine Auffassung vom Rassencharakter vertreten, die man die distributive nennen kann[1]). Sie gibt zu, daß alle Anlagen bei allen Rassen teils entwickelt, teils latent vorkommen, aber in verschiedener Verteilung, so daß in einer Rasse der Typus A gehäuft auftritt, in der anderen der Typus B besonders zahlreich ist. Es gibt also Minoritätstypen, die selbst durch historische Selektion zum herrschenden Typus werden können, was also die Möglichkeit einer völligen Veränderung des Rassencharakters eröffnet. Es wird etwa angenommen, daß bei einem Volk durch große Kriege, Fehden, Revolutionen die kriegerische Aristokratie völlig ausgerottet wurde, so daß nur der friedliche Bodensatz der Rasse übrigblieb. Man kann dann natürlich nicht mehr aus einem individuellen Typus (etwa eines Genies) auf die Rassenabstammung schließen, denn jeder Typus kommt ja bei verschiedenen Rassen vor.

Diese Auffassung bedeutet eine Konzession an die Vielheit und die Veränderlichkeit der Typen. Sie steht aber mit dem Rassenbegriff der Biologie in Widerspruch, was sonderbarerweise noch nie bemerkt wurde. Kein Anthropologe wird etwa die Definition irgendeiner Rasse beginnen können: „Ihre Hautfarbe schwankt von weiß bis schwarz, ihre

[1]) Die Unterscheidung von elementar und distributiv hat Steinmetz gemacht, vgl. Vierteljahrschrift für wissenschaftl. Philosophie u. Soziologie, XXVI, 1902, S. 84ff. Dieselbe Auffassung findet sich eingehend dargelegt bei W. Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben, 1911, S. 303ff., 389ff.

Schädelform von extremer Langköpfigkeit bis zu extremer Breitköpfigkeit usw." Der Rassenbegriff läßt vielmehr der Variation nur einen sehr engen Spielraum. Wenn erheblich verschiedene Typen nebeneinander vorkommen, so nimmt daher der Biologe und Anthropologe an, daß ein Gemisch verschiedener Rassen vorliegt. In geistiger Beziehung aber finden wir bei demselben physischen Typus die allergrößten Differenzen. Unter den blonden, blauäugigen Langschädeln gibt es z. B. weiche, träumerische Gemütsmenschen und harte, nüchterne Geld- und Machtjäger[1]); genau so unter den anderen Rassentypen. Es ließen sich zahllose Beispiele hierfür beibringen. Die Annahme eines distributiven Rassencharakters bedeutet also die Aufgabe des Rassenbegriffs, wie ihn die moderne Naturwissenschaft ausgebildet hat.

Die Temperamentenlehre

Sehr alt und weitverbreitet ist ferner die Theorie vom Temperament als Rassenmerkmal. Sie unterscheidet sich von anderen Auffassungen darin, daß sie meist nicht komplizierte Ideen und fertige Charaktere als angeboren annimmt, sondern eine geistige Grundstimmung, die in physischen Tatsachen wurzelt, aber durch Kultur mit den verschiedensten geistigen Entwicklungen vereinbart werden kann. Ein Sanguiniker mag z. B. friedlich oder kriegerisch, hochgebildet oder primitiv, künstlerisch oder amusisch veranlagt sein. Hier ist ferner ebenfalls eine elementare und eine distributive Anschauung möglich. Übrigens hat man vielfach auch versucht, aus dem Temperament die ganze Charakteranlage und Ideologie eines Volkes zu erklären, wobei man vor den kühnsten Spekulationen nicht zurückschreckte[2]). Gegen

[1]) Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1922, S. 142, hebt diese Entfaltungsweite nordischer Art nachdrücklich hervor. Vierkandt, S. 324, spricht von der „Schattenseite arischer Völkerbegabung", nämlich der „Weichheit des Naturells", der „einseitigen Ausbildung der Phantasie", der „außerordentlichen Passivität des Volksgeistes" bei den Indern. Dies alles bildet doch aber den schroffsten Gegensatz zu der sonst üblichen Auffassung des arischen Charakters!

[2]) Besonders H. Taine hat hier gesündigt, aber doch auch viele feine Beobachtungen gemacht. Seine Temperamenttheorie wird treffend kritisiert

solche Übertreibungen sind dieselben Einwände angebracht, die bereits erörtert wurden. In der Regel aber wird das angeborene Temperament heute doch mehr als Gefühlshintergrund oder als Schattierung eines geistigen Habitus aufgefaßt. Auch findet sich die Temperamentenlehre meist in enger Verknüpfung mit der Umwelttheorie, und es ist oft gar nicht möglich, genau festzustellen, ob der Anlage oder dem Milieu mehr Einfluß zugeschrieben wird.

Die Temperamentenlehre ist uralt. Die Chinesen nehmen die Zusammensetzung des Weltalls aus einem weiblichen und männlichen Prinzip an, womit gewisse Vorstellungen vom Temperament verbunden werden. So glauben sie, daß das weibliche kalt und feucht, das männliche warm und trocken sei, was sich genau ebenso bei Heraklit und Hippokrates findet[1]). Auch in neuerer Zeit behaupten bekanntlich charakterologische Spekulationen eine Mischung von Geschlechtscharakteren in jedem Individuum, was sogar eine gewisse Bestätigung durch die Vererbungslehre und Embryologie findet[2]). Oft genug ist auch von männlichen und weiblichen, aktiven und passiven Rassen geredet worden. Bismarck äußerte einst[3]): „Die deutsche, die germanische Rasse ist sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht — befruchtend. Die keltischen und slawischen Völker sind weiblichen Geschlechts."

Als Begründer der Theorie vom Temperament ist Hippokrates anzusehen, dessen Lehre hauptsächlich von Galen fortgesetzt wurde. Man unterschied hiernach vier Temperamente, das sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische, und brachte sie mit den vier Körpersäften (Blut, Schleim, Galle und schwarze Galle), sowie mit den

bei Paul Lacombe, La psychologie des individus et des sociétés chez Taine historien des littératures, 1906, S. 43ff. Vgl. ferner H. Taine, Aufzeichnungen über England (franz. 1871, deutsch 1906) und E. Boutmy, Essai d'une psychologie politique du peuple anglais au 19e siècle 1903; Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben, 1911.

[1]) Handbuch der Geschichte der Medizin, hrsg. v. Neuburger und Pagel, 1902, I. Bd.; dort auch Näheres über die antiken Anschauungen.

[2]) Weininger, Geschlecht und Charakter; Jul. Bauer, Vorlesungen über allgem. Konstitutions- und Vererbungslehre, 1923, S. 116.

[3]) Moritz Busch, Tagebuchblätter, 1899, II. Bd., S. 118.

vier Elementen, den vier astrologischen Weltgegenden, den vier Krankheitsursachen in Zusammenhang. Platon nahm drei Seelenvermögen an, die in Gehirn, Brust (Herz) und Unterleib (Leber) lokalisiert wurden, mit deren Widerstreit das Auftreten von inneren Konflikten und Charakterschwankungen erklärt wurde[1]). Aristoteles lehrte, daß das Klima die Temperatur und Dicke des Blutes, die innere Wärme und damit die geistigen Anlagen bestimme[2]). Alle Nordländer hielt er wegen ihrer übergroßen inneren Hitze für ungeeignet zu höherer geistiger Tätigkeit und Staatsbildung. Galen stimmt ihm hierin bei; auch die Gestirne werden herangezogen.

Die vier Temperamente des Hippokrates blieben durch Jahrtausende hindurch in hohem Ansehen. Noch Immanuel Kant folgt ihm mit seiner Aufstellung des leichtblütigen (sanguinischen), schwerblütigen (melancholischen), warmblütigen (cholerischen) und kaltblütigen (phlegmatischen) Temperaments[3]). Er begründet diese Einteilung mit der Kombination von Temperamenten des Gefühls und der Tätigkeit und der Disposition zu Erregbarkeit und Abspannung der Lebenskraft. Kant neigt auch zur Annahme angeborener Tendenzen des Volkscharakters. Doch betont er, daß der erworbene Charakter das ererbte Temperament bezwingen könne. Linné teilte die Menschheit in vier Hauptrassen: die cholerischen Amerikaner, die sanguinischen Europäer, die melancholischen Asiaten, die phlegmatischen Afrikaner. Jeder dieser Rassen schrieb er besondere Charakterzüge, politische Tendenzen, ja selbst besondere Kleidungssitten zu. Auch W. Wundt kommt zu vier Temperamenten.

[1]) Hierüber zusammenfassend Hans Raeder, Platons philosoph. Entwicklung, 1905, S. 214. — Ähnliche Ansichten finden sich schon bei Naturvölkern, und die Idee, daß Rassenmischung einen Widerstreit im Individualcharakter erzeuge, wird heute noch oft vertreten, z. B. von A. Fouillée, Tempérament et caractère selon les individus, les sexes et les races, 4. Aufl. 1904, S. 340ff., und von W. Mac Dougall, The Group Mind, 1921, S. 243.

[2]) Vgl. Aristoteles, Pol. VII, 6, Probleme XIV, 1, 8—16; über die Teile der Tiere II, 2. — Ferner vgl. Oeuvres anatomiques, physiologiques et medicales de Galien, trad. par Daremberg, 1854, I. Bd., S. 47ff. (Abhandlung vom Einfluß der Temperamente auf die Sitten).

[3]) Im. Kant, Anthropologie in pragmat. Hinsicht, 1798 (Werke hrsg. v. Hartenstein, 1839, Bd. X, S. 318ff.).

Er faßt Temperament als Affektanlage, Charakter als Willensanlage auf. Das Temperament wird mit Stärke und Schnelligkeit der Nervenschwingungen in Zusammenhang gebracht. Das cholerische Temperament ist stark und schnell, das melancholische stark und langsam, das sanguinische schwach und schnell, das phlegmatische schwach und langsam. Jodl faßt das Temperament als Reaktionstempo des Handelns auf gegebene Motive auf, bemerkt aber, daß Temperament überhaupt eine mehr volkstümliche als wissenschaftliche Ausdrucksweise sei[1]). Andere Darstellungen rühren u. a. von Herbart, Bahnsen, Ebbinghaus, Meumann, Elsenhans, Lipmann, Kerschensteiner, Ewald her[2]). Schließlich seien noch die Untersuchungen französischer Forscher, nämlich von Pérez, Ribot, Paulhan, Fouillée, Malapert u. a. erwähnt, die ihre Klassifikationen teilweise auf ganz neuen Grundlagen aufbauten[3]).

Trotz aller Bemühungen ist der Begriff des Temperaments doch recht unbestimmt geblieben und jeder Versuch praktischer Anwendung führt meist zu Widersprüchen, so wenn die Sensitiven von Ribot als grübelnde Pessimisten, von Fouillée als oberflächliche Optimisten geschildert werden. Infolgedessen wurde die ganze Lehre vom Temperament in neuerer Zeit meist als veraltet und unwissenschaftlich angesehen. Hierin scheint sich aber wieder ein Wandel zu vollziehen, der mit der Entwicklung moderner medizinischer Anschauungen zusammenhängt. Die angeborene Konstitution wird immer mehr als wichtiger Faktor bei Entstehung bestimmter Erkrankungen betrachtet und gleichzeitig kommt auch die alte Humorallehre des Hippokrates wieder insofern zu Ehren, als man dem Mischungsverhältnis gewisser Körpersäfte (Hormone der innersekretorischen Drüsen) großen Einfluß beimißt[4]). Es wurden verschiedene Einteilungen der

[1]) Fr. Jodl, Lehrbuch der Psychologie, 2. Aufl. 1903, II. Bd., S. 400.

[2]) Vgl. hierüber Näheres bei W. J. Ruttmann, Die Hauptergebnisse der modernen Psychologie, 1914, S. 266ff.

[3]) Paulin Malapert, Les éléments du caractère et leurs lois de combinaison, 1897, S. 7, 189ff., und das eben erwähnte Buch Fouillées.

[4]) Vgl. Jul. Bauer, Vorlesungen über allgem. Konstitutions- und Vererbungslehre, 2. Aufl. 1923, S. 144, 175; über Rassentypus und innere Sekretion ebenda, S. 152, 159, 161, 163, 168, 172, 176, 177, 179, 186, 209; und J. Paulsen im AA, 1921.

Konstitutionen vorgeschlagen, so wurde z. B. ein respiratorischer, digestiver, muskularer und zerebraler Typus aufgestellt, also etwa die Unterscheidung von Lungen-, Bauch-, Muskel- und Gehirnmenschen (Sigaud). Schließlich wurde auch versucht, diese Typen zur Rassencharakterisierung zu verwerten. Interessante Studien über Körperbau, Temperament und Charakter verdanken wir E. Kretschmer[1]). Er geht von der Psychiatrie aus und meint, daß den zwei großen Hauptgruppen geistiger Erkrankungen zwei Gruppen normaler Konstitutionen (Temperamente) entsprechen, die zyklothymen und schizothymen, die wieder in Untergruppen zerfallen und in zahlreichen Mischungen auftreten. Die Temperamenttypen sind wahrscheinlich vorwiegend humoral (durch die chemische Säftemischung) bedingt, sie drücken sich schon in Körperbau und Physiognomie aus. Die Zyklothymiker haben meist mittelgroße, gedrungene, „pyknische" Gestalten und breite Gesichter und sind behäbige, freundliche Genießer, tatkräftige Praktiker, Realisten, Empiriker, Humoristen usw. Dagegen gehören die Schizothymiker dem schlanken asthenischen oder dem muskulären Körpertypus zu, sie zeigen oft eigentümliche Profile (dünne, lange Nasen, zurückspringendes Kinn). Ihr geistiger Habitus ist jener der Idealisten, Schwärmer, Romantiker, Formkünstler, Expressionisten, Ironiker, Sonderlinge, Egoisten; es gibt unter ihnen heroische Aszeten, politische Fanatiker, Despoten, kalte Rechner. Von den Genialen zeigten z. B. Luther, Goethes Mutter, teilweise auch Goethe selbst, Gottfried Keller, W. Busch, A. von Humboldt zyklothymen (pyknischen) Typus; Schiller, Kant, Robespierre, Rousseau, Calvin, Savonarola, Friedrich der Große dagegen den schizothymen. — Die Ausführungen Kretschmers sind bestrickend, bedürfen aber noch sehr genauerer Prüfung. Mit Rassenverschiedenheiten befaßt sich Kretschmer nicht. Dagegen haben andere Autoren den pyknischen Typus mit der alpinen Rasse, den schizothymen mit der nordischen gleichgesetzt.

Es scheint, daß bei allen Völkern sehr verschiedene Temperamente vorkommen, wenn auch wohl in verschiedener Häufig-

[1]) Ernst Kretschmer, Körperbau und Charakter, Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten, 1921. Vgl. ferner P. Ewald, Temperament und Charakter, 1924.

keitsverteilung[1]). Es gibt doch Völker, wie die Holländer, Schweizer, Schweden, Deutschen, Engländer, die einen überwiegend phlegmatischen Eindruck machen, während etwa Italiener, Franzosen, Juden oft ein übersprudelndes Temperament aufweisen[2]). Das Temperament als seelisches Tempo aufgefaßt, kann zweifellos starke Antipathien auslösen, die als Rassenabneigung gedeutet werden. Langsame, schwerfällige und agile, nervöse Menschen wirken unter Umständen aufreizend aufeinander. Möglicherweise spielen sich auch die Denkfunktionen bei verschiedenen Typen ungleich rasch ab. — Leider wissen wir aber gar nicht, ob es sich hier wirklich um Rassenanlagen oder um tiefwurzelnde nationale Traditionen und Erziehungsprodukte handelt. Bei den phlegmatischen Deutschen und Engländern konnten oft ein neurasthenischer Nationalismus und exaltierte religiöse Schwärmerei beobachtet werden, während unter den nervösen Franzosen und Italienern der schwerfällige Spießertypus nach ihrer eigenen satirischen Literatur sehr häufig zu sein scheint. Dänen und Norweger sprechen dieselbe Sprache und sind der Rasse nach gewiß äußerst nahe verwandt. Das Temperament der Norweger aber wird als schwerfällig, grüblerisch, „urgermanisch" geschildert, während die Dänen fast französische Lebhaftigkeit zeigen sollen. Derartige Unterschiede, die innerhalb mancher Volksgemeinschaften zu bemerken sind, deuten doch auf Verschiedenheiten der wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Entwicklung hin. Oft auch wurde betont (so von Fr. Ratzel), daß bei fast allen Völkern der südlich

[1]) Ein sehr gewissenhafter Beobachter, Dr. W. Koppers (Unter Feuerlandindianern, 1924, S. 231), sagt: „Fragt man nach dem Temperament des Jaganvolkes, so meine ich, daß es im besonderen als eine fast gleichwertige Mischung von Melancholie und Sanguinismus zu kennzeichnen ist, wozu dann noch ein gutes Stück Phlegma sich hinzugesellt." Ein weniger freundlicher Beurteiler hätte wohl auch das bei einem Naturvolk gewiß nicht fehlende cholerische Temperament nicht vergessen, damit alle vier beisammen sind. Das Beispiel zeigt nur, daß mit den Temperamenten zur Rassencharakteristik auch nicht viel anzufangen ist.

[2]) Jaensch, Zur differentiellen Völkerpsychologie (Kongreßbericht, S. 177), will experimentell und strukturpsychologisch bei französischen Schülern eine besonders starke Ausprägung der „eidetischen Anlage" und des basedowoiden Typus gefunden haben.

lebende Teil ein lebhafteres Temperament aufweist als der nördliche. Auch Änderungen der Temperamente sind wahrnehmbar. Die zappligsten Juden lernen rasch, sobald sie es zu Vermögen und Zutritt zur „feinen Gesellschaft" gebracht haben, die lässigen Allüren und die affektierte Temperamentslosigkeit der Aristokraten nachzuäffen. Kurz, auch hier scheint viel auf Vorbilder und Erziehung anzukommen.

Die evolutionäre Auffassung

Die evolutionäre Auffassung besteht in der Annahme, daß zwar Verschiedenheiten der intellektuellen Begabung vorhanden sind, daß diese aber Entwicklungsstufen darstellen. Somit gäbe es keine absoluten, unbedingt trennenden Unterschiede, sondern nur graduelle. Die Rassen wären dann zwar nicht völlig gleich, aber doch fähig, im Laufe der Entwicklung gleich zu werden. Hierbei handelt es sich auch nicht um absolute, sondern um praktische Gleichheit, nämlich soweit es das menschliche Gemeinschaftsleben erfordert. Gerade in der Vielseitigkeit der menschlichen Charaktere liegen, wie Kant bemerkte, die großen Triebfedern des Fortschritts. Auch ist zu beachten, daß Eigenschaften, die man als minderwertig zu beachten geneigt ist, in gewisser Beziehung gerade Vorzüge sein mögen. Jede Rasse ist ja physisch und psychisch ein Anpassungsprodukt an Klima, Boden, Lebensweise. Somit erscheinen sie zwar nicht als gleich, doch als gleichwertig. Zweifellos wird ein Pygmäe aus den Urwäldern Zentralafrikas nicht imstande sein, eine Beethovensche Symphonie zu empfinden, was übrigens für viele Europäer auch gelten dürfte. Im Urwald aber ist wieder der Europäer ein elender Stümper im Vergleich mit ihm. Und es ist anzunehmen, daß, wenn nicht er selbst, so seine Nachkommen bei geeigneter Erziehung völliger Europäisierung fähig wären. Geschichte und Anthropologie scheinen tatsächlich zu beweisen, daß das geistige Wesen des Menschen unter gewissen Voraussetzungen überaus rasch anpaßbar ist. Man betont immer nur die Konstanz gewisser Rassenmerkmale, wie Schädelform oder Hautfarbe, die doch für den geistigen Wert keine Bedeutung zu haben scheinen. Dafür steht fest, daß die Gebildeten eines Volkes

größere Schädel und schwerere Gehirne haben als die Ungebildeten desselben Volkes. Sollte dasselbe nicht auch für die Rassen gelten? Warum soll ein Neger sein Gehirn nicht ebenso auszuweiten imstande sein, wie bei den Weißen der Sprößling aus kulturlosester Umgebung?

Diese Fähigkeit rascher Anpassung kommt aber häufig nicht zur Geltung und es zeigt sich nicht selten ein überaus starres Festhalten am Hergebrachten, das dann irrtümlich als Wirken des Rassencharakters aufgefaßt wird. Eine Untersuchung der Umstände, die das Vorwalten der einen oder anderen Tendenz bewirken, ist Sache der allgemeinen Soziologie.

Tradition als scheinbarer Rassencharakter

Die Tendenz zur Beharrung in der geistigen Entwicklung der Menschheit nennen wir Tradition. Sie ist sozial befestigte Gewohnheit, die tief in der Erziehung, den Institutionen, der ganzen Umwelt wurzelt. Ihre Macht ist ungeheuer und selbst ihre revolutionären Zertrümmerer erliegen oft unbewußt ihrem Zwang. Jakobiner und Bolschewiken wollten jede Spur der verhaßten monarchischen Tradition ausrotten; doch in ihrer Politik wirken die nationalen Züge des Absolutismus und Imperialismus fort. So zähe hängt der Mensch an seinen Gewohnheiten, daß er sie selbst beibehält, wenn sich schon jede Erinnerung an ihren einstigen Sinn verloren hat; er legt ihnen dann eben eine neue Deutung unter. Unser Geistesleben ist voll von unverstandenem Erbe uralter Zeiten. Warum sind Geschwisterehen verpönt, wie entstand der Kuß? Instinkt kann es nicht sein, wie viele historische und ethnologische Beispiele beweisen. Tradition spannt sich über ungeheure Zeiträume. Im zweiten Jahrtausend vor Christus stieg eine verschollene Rasse über die Alpen in die italienische Ebene herab und brachte die an den Alpenseen oder in Ungarn erworbene Gewohnheit mit, auf Pfahlbauten zu leben, die sie getreulich beibehielt, selbst als sie längst nicht mehr im Wasser siedelte, ja selbst auf Hügeln (Terramarekultur)[1]. Diese Zivilisation wurde die Mutter der römischen, der Pontifex

[1]) Vgl. V. Giuffrida-Ruggeri in JAI, 1918, S. 99ff.

hatte seinen Namen von der Brücke, die zu den Pfahlbauten führte, und heute noch führt der Papst zu Rom diesen uralten Titel. — Die Steinzeitmenschen Europas streuten rote Erde auf die Toten, um ihnen im Jenseits Blut, Leben, Kraft zu verleihen, wie es in Schillers Gedicht „Nadowessiers Totenklage" heißt: „Farben auch, den Leib zu malen, steckt ihm in die Hand; daß er rötlich möge strahlen in der Seelen Land." Der römische Triumphator mußte sich mit Mennige bemalen wie ein Indianerhäuptling, und wahrscheinlich liegt hier die Wurzel der Sitte, daß noch heute die Mächtigen dieser Erde, Könige, Kardinäle, Generäle, Purpur tragen[1]).

Die Angehörigen höherer Klassen ekeln sich vor Pferdefleisch, wenn sie es erkennen, ohne zu wissen, daß dies darauf zurückgeht, daß einst die Kirche den Germanen den Genuß von Pferdefleisch bei den heidnischen Opferfesten verboten hat. Aus ähnlichen Gründen haben die Juden das Verbot des Schweinefleisches. In der Beschneidung, der Kommunion usw. wirken höchst primitive Ideen nach. Ist es nicht seltsam, daß die im Mittelalter aus Spanien und Westdeutschland nach dem Osten Europas vertriebenen Juden heute noch an der spanischen bzw. deutschen Sprache in ihrer alten Form zähe festhalten? So ließen sich tausende Beispiele des Nachwirkens uralter Traditionen häufen.

Die Tradition würde zu völliger Versteinerung führen, wenn nicht die Menschen durch äußeren Anstoß, durch große geologische und klimatische Änderungen, durch Knappwerden des Nahrungsspielraums, durch Einfälle anderer Völker dazu gezwungen würden, neue Gewohnheiten zu entwickeln. Auch führt gerade die Tradition, da sie die Menschen selbst an unbeabsichtigte Folgen ihrer Handlungen bindet, zu Änderung von Gewohnheiten, so wenn die englischen Könige zuerst ihre widerstrebenden Untertanen zwingen mußten, zu Parlamenten zu erscheinen, um Steuern bewilligt zu erhalten, worauf diese dann allmählich auf den Geschmack der politischen Freiheit kamen und den Parlamentarismus dazu ausbildeten, den Königen jede Macht zu nehmen. Wundt sieht in dieser

[1]) Carl Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung, 1919, S. 22.

„Heterogonie der Zwecke" die große Triebfeder der sittlichen Entwicklung[1]). Mangel an Tradition mag auf gewisser Entwicklungsstufe dem Fortschritt höchst förderlich sein und wir verstehen Goethes Worte: „Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, das alte, hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte. Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit. (Zahme Xenien.) — Dennoch aber vollzieht sich Fortschritt auf höheren Stufen nur durch Anknüpfen an geistige Tradition, was freilich nicht mit geistloser Konservierung überlebter Formen zu verwechseln ist.

Alle Rassenlehren begehen nun den ungeheuren Fehler, Tradition und Instinkt zu verwechseln, die beharrende Kraft der Überlieferung dem naturgebundenen Trieb gleichzusetzen. Ein Beispiel mag dies klarmachen. Bis in das 18. Jahrhundert hinein galt französische Kultur den Deutschen mit Recht als unerreichtes Vorbild in Wissenschaft, Kunst, Literatur, Politik, dessen Überlegenheit selbst der deutschgesinnte Christian Thomasius ehrlich zugesteht[2]). Natürlich gab es schon im Mittelalter in Deutschland eine hohe Kultur, die aber in Minnesang und Ritterepos, in Scholastik und Gotik Frankreich stets als Führer anerkennt. Dieser Vorsprung ist nun uralt. Selbst die prähistorische Forschung, die mit Zehntausenden von Jahren rechnet, zeigt uns, daß das Gebiet Frankreichs schon in den ältesten bisher beobachteten Perioden menschlicher Gesittung kulturell weit voran war[3]). Offenbar war die Frühreife Frankreichs auch dem Umstande zuzuschreiben, daß es zur Eiszeit von Vergletscherung größtenteils frei blieb, die in den Alpenländern, Deutschland und Nordeuropa lange jede regere Entwicklung hemmte. Doch haben auch die günstige Verkehrslage, das Klima, die Fruchtbarkeit

[1]) W. Wundt, Ethik, 4. Aufl. 1912, I, S. 284 und oft. — Dort, S. 111, hebt auch Wundt den Unterschied von Tradition und Instinkt hervor, dessen Übersehen den Grundirrtum der Rassentheorien bildet.

[2]) Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen, 1687 (in Deutsche Literaturdenkmäler des 18. u. 19. Jahrh., hrsg. v. Sauer, 1894).

[3]) Vgl. H. Obermaier, Der Mensch der Vorzeit, 1912, S. 225, 260, 273; M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen; C. Schuchhardt, Alteuropa, 1919, passim.

und die historischen Schicksale Frankreichs, vor allem römische, italienische, arabische Kultureinflüsse mitgewirkt. Beschränkte, von Nationaleitelkeit erfüllte französische Schriftsteller haben nun das Zurückbleiben der Deutschen und Nordeuropäer häufig als Beweis der Rasseninferiorität gedeutet, wie ja schon Aristoteles allen Völkern des Nordens die Möglichkeit höherer Entwicklung aus klimatisch-physiologischen Gründen abgesprochen hatte. So bestritt im Jahre 1671 der französische Jesuit Dominique Bouhours, daß ein Deutscher Geist haben könne, weil das grobe Temperament und der massive Körperbau der Nordvölker ihnen dies verwehre. Gegen ihn schrieben der Akademiker J. Barbier d'Aucour, der ihm diese Beleidigung der Deutschen sehr verübelte, dann J. Fr. Cramer und Chr. Thomasius[1]). Zu Anfang des 18. Jahrhunderts fällte der berühmte Professor Walch in Jena in seinem philosophischen Lexikon unter „Naturell der Völker" ein sehr nachteiliges Urteil über die Schweden. Angeblich sollte die dicke Luft Schwedens jede höhere geistige Entwicklung unmöglich machen. Gegen ihn wandte sich u. a. Joh. Friedrich Krüger in einer Schrift, die den ganzen Rassenwahn scharf abtut[2]). Er bemerkt darin, daß die Schweden besonders in Deutschland und Frankreich für ganz barbarisch gehalten, ja förmlich als „unvernünftiges Vieh" angesehen wurden. Es wird ihm natürlich nicht schwer, diese törichte Überhebung zurückzuweisen.

Der ungeheure Aufschwung der deutschen Kultur im Aufklärungszeitalter hat den uralten Vorsprung Frankreichs rasch verschwinden lassen, ja in manchen Beziehungen Deutschland an die erste Stelle gerückt. Auch Schweden steht längst in der vordersten Reihe der Kulturnationen, ja man kann behaupten, daß es den großen Machtstaaten in mancher Hinsicht überlegen ist.

[1]) Dom. Bouhours, Entretiens d'Ariste et d'Eugène, 1671; J. Barbier d'Aucour, Sentimens de Cleanthe sur les entretiens d'Ariste et d'Eugène; J. F. Cramer, Vindiciae nominis germanici contra quosdam obtrectatores gallos, 1694.

[2]) Vgl. Joh. Friedr. Krüger, Untersuchung des Temperaments einer ganzen Nation usw. (Stockholm und Upsala, 1737.) — Dort wird weitere Literatur über diesen Streit aufgezählt.

Das Rassengefühl

Neben der Vorstellung vom Rassencharakter spielt auch die Annahme eines angeborenen Rassengefühls eine große Rolle. Angeblich soll das verwandte Blut sich instinktiv zueinander finden, während Rassenfremde einer instinktiven Abstoßung unterliegen. Der Rassenhaß wird auf diese Weise „wissenschaftlich" verklärt, als Naturgesetz hingestellt. Je unhaltbarer sich ferner die Rassentheorien im Licht der wissenschaftlichen Kritik erwiesen, desto mehr lieben es die Rassentheoretiker, sich auf ihre Intuition, auf die „Stimme des Blutes", zu berufen, die sie befähigt, ohne weiteres herauszufühlen, daß alle großen Genies Arier oder doch vorwiegend arisch bestimmt waren, selbst wenn wir von ihrem Aussehen und ihrer Abstammung nicht das geringste wissen. Ebenso riechen sie die fremde, feindliche Rasse heraus. Alle Rassentheoretiker, besonders auch Chamberlain, sprechen in dieser Hinsicht höchst geringschätzig von Vernunft und Wissenschaft und preisen dafür den unfehlbaren Instinkt.

Der Rassenhaß kein natürliches Gefühl

Selbst wenn nun ein Rasseninstinkt wissenschaftlich nachgewiesen werden könnte, so wäre dies noch keine Rechtfertigung des Rassenhasses, denn schließlich beruht jeder Kulturfortschritt auf Überwindung natürlicher Instinkte. Wahrscheinlich würden auch Menschenfresser versuchen, ihre Neigung als „Instinkt" zu rechtfertigen. Nun ist es aber klar, daß die Annahme einer angeborenen (nicht anerzogenen) Rassenerziehung und -abstoßung unhaltbar ist. Viel eher noch müßten da Eltern und Kinder oder Geschwister einander durch die Stimme des Blutes erkennen, was gewiß nicht der Fall ist. Auch bietet die Geschichte unzählige Beispiele dafür, daß rassenhaft sehr nahverwandte Völker in bittere Erbfeindschaft verstrickt waren, so Deutsche und Dänen, Deutsche und Engländer, Deutsche und Franzosen, Polen und Russen, Serben und Kroaten usw. Anderseits zeigt sich wieder, daß das einfache Volk, in das noch nicht Nationalitäts- und Rassenideologien künstlich hineingetragen wurden, solche Antipathien gar nicht kennt, und zwar oft selbst bei starker phy-

sischer Verschiedenheit. Obwohl doch die Hunnen als häßliche Teufel geschildert werden, finden wir bei den Germanen wenig Spuren eines rassenhaften Widerwillens gegen sie. Germanische Fürstentöchter heirateten hunnische Khane, das Nibelungenlied berichtet ja doch von König Etzels (Attilas) Heirat mit Kriemhild und schildert den Hunnenkönig, obzwar es den Gegensatz zwischen dem Heiden und der Christin betont, als edlen, ritterlichen Fürsten:

„Der Allerbesten einer, der je ein Königsland
Gewann mit vollen Ehren und Krone durfte tragen",

so nennt das Nibelungenlied[1]) den Hunnenkönig, und das Waltharilied faßt ihn ganz ebenso auf. Wir haben viele Belege, daß im Mittelalter zwischen Germanen und Arabern ein eigentlicher Rassengegensatz kaum empfunden wurde[2]). Oft werden zwischen christlichen und arabischen Rittern Blutsbrüderschaften geschlossen, es kommen Heiraten selbst zwischen Fürstengeschlechtern vor, es wird der Gedanke ausgesprochen, daß alle Menschen Brüder sind[3]). Eher finden wir Ausdrücke der Antipathie zwischen Deutschen und Italienern, Deutschen und Slawen, wobei von der einen oder anderen Seite hauptsächlich die Vorwürfe unkriegerischer Feigheit oder barbarischer Unkultur erhoben werden[4]). Die Araber, die den Christen an Tapferkeit gleich, an Kultur weit überlegen waren, wurden dagegen als ritterlich ebenbürtig angesehen. Im Orient gibt es bis heute keine Rassenabneigung gegen freie

[1]) Nibelungenlied, übersetzt von Simrock, 20. Abenteuer. Vgl. ferner Waltharius, lateinisches Gedicht des 10. Jahrh. mit deutscher Übertragung, hrsg. v. J. V. Scheffel und A. Holder, 1874.

[2]) Vgl. K. Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit, 1901, II. Bd., Abt. 2, S. 737.

[3]) Vgl. H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge, 1883, S. 26, 60, 68ff. In den Verhandlungen zwischen Richard Löwenherz und Sultan Saladin wurde geplant, daß die Schwester des englischen Königs, die verwitwete Königin von Sizilien, einen mohammedanischen Fürsten heiraten solle. Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Almalich Alnasir Saladins, Sultans von Ägypten, beschrieben durch Bohadin (deutsch 1790), S. 161. — Den rückkehrenden Kreuzfahrern schlossen sich viele Orientalen an; von solchen stammt z. B. die deutsche Gelehrtenfamilie Soldan ab (nach Basler S. 122).

[4]) Fr. G. Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls, 1893, I. Band.

Farbige, wohl aber gibt es zwischen rassenmäßig Nahverwandten scharfe ständische, kulturelle, religiöse, traditionelle Gegensätze (z. B. zwischen Ansässigen und Nomaden, Sunniten und Schiiten, deutschen und spaniolischen Juden), die oft ganz den Anschein fanatischen Rassenhasses bieten[1]). Für das moderne Amerika, in dem sich zahllose Völker mischen, und in dem doch durch den Gegensatz zu Schwarzen und Gelben starke Rasseninstinkte entzündet wurden, stellt W. Ripley fest, es gebe keine physische Antipathie zwischen verschiedenen Völkern. Widerstände gegen Mischheiraten zwischen Volksgruppen beruhen nach Ripley meist auf sozialen Verschiedenheiten[2]). Seine Beobachtungen beziehen sich allerdings hauptsächlich auf Einwanderer aus Europa.

Bezeichnend ist ferner, daß es innerhalb von Völkern oft zur Bildung von Ständen und Kasten kommt, die allgemeiner Verachtung ausgesetzt sind, ohne daß ein Motiv hierfür in fremder Herkunft entdeckt werden könnte. So gelten bei sehr vielen Naturvölkern etwa Schmiede oder Weber als minderwertig[3]), und im zivilisierten Europa hielt der Adel selbst den geistig höchststehenden und rassenhaft unverdächtigsten Nichtadeligen für „unebenbürtig", also „minderen Blutes". — Solche ständische Gegensätze führen dann leicht zu instinktivem Widerwillen. Indianer und Polynesier werden von den Europäern als ebenbürtig angesehen, ja, einen Einschlag indianischen Blutes sehen selbst rassenstolze Amerikaner als sehr vornehm an. Beimischung von Negerblut aber wird verdammt. Offenbar erklärt sich dies daraus, daß die Neger Sklaven waren, Indianer und Polynesier aber nicht, also aus ständischem Gefühl. Der große Soziologe Max Weber weist überzeugend nach, daß Rassengefühle häufig nur auf zufälliger Erlebnisgemeinschaft und ständischer Absonderung beruhen, kurz, auf der bloßen Einbildung miteinander ver-

[1]) F. von Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 59, 70, 111.

[2]) W. Ripley, The European population of the U. St. in JAI, 1908, S. 232.

[3]) Auch in Deutschland wurden lange Müller, Bader, Gerber, Leineweber als unehrbar verachtet. Vgl. H. A. Mascher, Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart, 1866, S. 74.

wandt und etwas Vornehmeres zu sein[1]). Mit Recht sagt er auch, daß überall gerade besonders radikale Nationalisten oft von fremder Abstammung sind. Renegaten und Konvertiten verfolgen meist ihre früheren Glaubens- und Stammesgenossen in heftigster Weise. Natürlich wird aber die auf ständischer oder religiöser Grundlage ausgebildete Antipathie durch wirkliche oder vermeintliche Rassenverschiedenheit oft noch wesentlich verstärkt, wofür die Stellung der Juden in vielen Ländern Europas einen guten Beleg bietet.

Stets haben sich Standesgleichheit, Reichtum oder geistige Wahlverwandtschaft stärker erwiesen als trennende „Rasseninstinkte". Wir könnten mehrere Fälle anführen, daß deutsche Gelehrte und Aristokraten Japanerinnen zu Gattinnen gewählt haben. Unzählige Aristokraten haben reiche Jüdinnen geehelicht. Ein Hamburger Großkaufmann und Patrizier Ruete heiratete eine Tochter des Sultans von Zanzibar, die durch ihren Geist später selbst am deutschen Kaiserhof eine Rolle spielte, mit der Kaiserin Friedrich befreundet war und ihr Leben selbst geschildert hat[2]). Peter der Große besaß einen Neger Hannibal, der es durch seine hohe Intelligenz zum Ingenieur, General und Großgrundbesitzer brachte und eine russische Adelige heiratete. Sein Enkel war der größte russische Dichter Puschkin[3]). Ein anderer Neger, Soliman, nahm in Wiener Hofkreisen des 18. Jahrhunderts eine sehr geachtete Stellung ein, sowohl er als seine Tochter heirateten vornehme Persönlichkeiten[4]). Diese Fälle sind bemerkenswert, weil sie zeigen, wie sehr sich seit hundert Jahren der Rassenhochmut gesteigert hat, denn heute wären sie kaum ebenso möglich Soll es doch in der anthropologischen Sektion eines der letzten Naturforschertage vorgekommen sein, daß ein Redner aus Norddeutschland die Einführung der öffentlichen Prügel-

[1]) Vgl. eingehend Max Weber, Wirtschaft u. Gesellschaft, 1922, S. 216ff., 627ff.

[2]) Emilie Ruete, Aus dem Leben einer arabischen Prinzessin.

[3]) Vgl. Emile Haumant, Pouchkine, 1911, S. 14ff.

[4]) Sein Leben findet sich geschildert in dem hübschen Buch von Dr. W. Bauer, Angelo Soliman, der hochfürstliche Mohr, 1922. Nach seinem Tode wurde er allerdings auf kaiserlichen Befehl trotz heftigen Widerstandes der Kirche ausgestopft und im Museum aufgestellt.

strafe für weiße Frauen verlangte, die ehelich oder außerehelich mit Negern verkehrten — ein Beweis, daß es wenigstens eine tief minderwertige Rasse in der Welt gibt, nämlich gewisse Rassengläubige.

Rassenhaß und Weltgeschichte

Eine gewisse Tendenz zur Abneigung gegen alles, was als fremdartig empfunden wird, scheint allerdings in der menschlichen, ja selbst in der tierischen Natur zu liegen. Tiere, die neu in eine Herde oder einen gemeinschaftlichen Käfig kommen, werden auch von ihren Rassengenossen zunächst oft sehr brutal behandelt, gelegentlich selbst getötet[1]). Doch legt sich diese Abneigung bald, ja es werden nicht selten bei Tieren, zwischen denen tatsächlich eine instinktive Abneigung oder sogar Freßneigung besteht (z. B. Hunden und Katzen, Katze und Vögeln), ganz merkwürdige Freundschaften und Sympathieäußerungen beobachtet[2]).

Manche Soziologen nehmen nun an, daß der Rassenhaß im Sinne ausbeutungsgieriger Feindschaft gegen alles Fremde ohne Rücksicht darauf, ob es sich um wirkliche oder vermeintliche Rassenverschiedenheit handelt, das treibende Motiv der Weltgeschichte sei. Hier ist besonders Ludwig Gumplowicz[3]) zu erwähnen. Ein großer Teil seines Werkes enthält den Versuch, die Annahme der Abstammung der Menschenrassen von einem oder wenigen Stammvätern (Monogenismus) zu widerlegen und die polygenistische Theorie zu befestigen. Die gegenwärtigen Rassen haben sich aus einer Unzahl von kleinen

[1]) Vgl. Arthur Keiths interessanten Vortrag über den Gruppengeist bei Tieren und Menschen in JAI, 1916, S. 10; ferner Köhler, Forschungen an Menschenaffen ZE 1920/21, S. 464.

[2]) Die „Mitteilungen über die Vogelwelt" berichteten über einen Fall, in dem vier kleine Stare auf einem Dachboden aus ihrem Nest in ein Katzenlager fielen. Die Katze beschnüffelte die Vögel und beleckte sie, und die kleinen Stare kuschelten sich behaglich in das warme Katzenfell. Wenn nun die Starenmutter kam, um ihre Jungen zu füttern, kletterten die Kleinen oben auf die liegende Katze und empfingen ihr Futter. Auch die Starenmutter wurde von der Katze nicht im geringsten behelligt. — Eine sehr schöne und bedeutende Äußerung Goethes über einen derartigen Fall in Eckermanns Gesprächen mit Goethe (8. Oktober 1827, gegen Schluß des Absatzes).

[3]) L. Gumplowicz, Der Rassenkampf, 1883, Grundriß der Soziologie, 1885.

Stämmen verschiedener Abstammung gebildet, in deren Amalgamierung der geschichtliche Prozeß besteht. Was heute als Rasse sich feindlich gegenübersteht, ist in kurzer Zeit vielleicht schon zu einer neuen Rasse verschmolzen und gegen andere in feindlichem Gegensatz, bis auch diese Rasse nach einiger Zeit einem Eroberervolk unterliegt und in den Schmelztiegel der Amalgamierung kommt. Denn die „Weisheit der Natur" hat vorsorglich das Gefühl des Rassenhasses in die Brust des Menschen gelegt. Der wichtigste Unterschied zwischen Tier und Mensch ist die nur dem letzteren in den verschiedensten Formen zukommende Fähigkeit der Beherrschung und Ausbeutung anderer[1]). Auf diese Ausbeutung anderer, sei es durch Auffressen, Versklavung oder durch Handel, Tribute usw. geht seit jeher das menschliche Streben aus, das heute noch dem Kriege zugrunde liegt. Der Kernpunkt ist aber, daß dieser Ausbeutungstrieb immer gegen die Fremden gerichtet ist, also als Rassenhaß auftritt und zur Unterwerfung der schwächeren Stämme und Staaten führt. Sobald der Sieger sein Ziel erreicht hat, sucht er diese Herrschaft zu festigen, der Staat, die Verwaltung, die Nationalidee sind nur Mittel zu diesem Zweck, wenn schließlich auch einiger Vorteil aus der Aufrechthaltung der Ordnung den Beherrschten zufällt. Auch die Klassen- und Berufsstellung geht nach Gumplowicz auf ursprüngliche Rassenverschiedenheiten zurück, die nur im Interesse der Herrschaftsbefestigung mit dem Schleier der Nationalität bedeckt wurden, meist indem der schlaue Sieger die Sprache der Besiegten annahm. Gumplowicz ist aber weit entfernt von der Heuchelei jener, die die Unterdrückung noch als Wohltat für die Bedrückten hinstellen wollen. Die moralische Beurteilung liegt ihm überhaupt ganz fern, alle Menschenrassen scheinen ihm gleich miserabel, roh, herrschgierig und von Rassenhaß beseelt. Aber dieser Haß ist das Werkzeug

[1]) Dies ist nicht richtig. Auch unter Tieren kommen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse vor, wie das Beispiel der Ameisen beweist. Anderseits findet sich aber auch schon im Tierreich oft soziales Zusammenleben und gegenseitige Sympathie, selbst zwischen artfremden Individuen, vgl. Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Deutsche Ausgabe, 1904. Kropotkin sucht zu beweisen, daß selbst im Tierreich altruistische, soziale Gefühle häufig stärker sind als der Kampf ums Dasein.

der Natur in dem großen Amalgamierungsprozeß, der Rassenkampf ist die Geschichte. Einen Zweck hat diese Amalgamierung freilich — für uns wenigstens — nicht. Ein wesentlicher Kulturfortschritt ist der Menschheit nicht beschieden, der ewige Kreislauf der Unterjochung und des Unterjochtwerdens ist ihre Bestimmung. Die pessimistische Weisheit des Predigers „Alles ist eitel!" erscheint denn auch Gumplowicz als die höchste dem Menschengeist erreichbare, als der wesentlichste Gewinn der Soziologie.

Man kann dieser mit kühnem Schwung und unbarmherziger Offenheit vorgetragenen Geschichtstheorie einen gewissen Wahrheitsgehalt nicht absprechen. Aber Gumplowicz übertreibt den Rassenhaß, er hält die Ausbeutungstriebe des Menschen für angeboren und immanent, während meist äußere Verhältnisse den Menschen zum Herren und Krieger machen. Solange der Lebensspielraum in Fülle vorhanden ist, liegt kein Grund zur Ausbeutung vor. Die Kämpfe der Naturvölker gehen um Weideland, Vieh, Sklaven, Weiber, Salz. Im dürren Australien ist es das Wasser, das die meisten Fehden verursacht, der Feind wird — angeblich aus Mangel an Wild — gefressen. Wenn aber der Bungabungabaum reichlich Früchte trägt, so daß Überfluß vorhanden ist, gestattet man auch fremden Stämmen mitzuessen.

Die Völkerkunde liefert zahlreiche Beweise dafür, daß gerade Naturvölker auf primitiver Kulturstufe ziemlich friedlich sind, ja oft Krieg gar nicht kennen. Erst der Übergang zu Ackerbau und Nomadismus, das Knapperwerden des Lebensspielraums bewirkt eine Zunahme kriegerischer Zusammenstöße. Ratzel[1]) sagt von den Verhältnissen Amerikas: „Der Rassenkampf ist vor allem ein Kampf um Land." „Es darf hervorgehoben werden, daß es auch friedliche Völker und friedliebende Herrscher unter Naturvölkern gibt. Vergessen wir nicht, daß die blutigsten und verderblichsten Kriege der Natur-

[1]) Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., 1894/95, I. Bd., S. 335, 468, 563. Auch Gräbner (in Schwalbe u. Fischer, Anthropologie, S. 550) betont, daß der primitive Mensch im ganzen nicht kriegerisch ist. Mutwilliges gegenseitiges Morden ist ihm fremd. Erst auf „höheren" Stufen entwickelt sich der kriegerische Geist. Vgl. auch Schmidt u. Koppers, Völker und Kulturen, I. Band, 1924, S. 188.

völker nicht die waren, die sie untereinander, sondern die, die sie mit den Europäern führten und daß nichts Gewalttätigkeit und Grausamkeit in so hohem Grade unter ihnen angefacht hat, als der durch die Gewinnsucht höher zivilisierter Fremden angeregte Sklavenhandel mit seinem schauderhaften Gefolge von Sklavenjagden." In den zahlreichen Kurganengräbern Rußlands fehlen Waffen ebenso, wie in manchen anderen prähistorischen Stätten. Die alten Slawen waren anscheinend sehr friedlich, wie aus einem byzantinischen Bericht hervorgeht. Die Eskimos in der Baffinsbai verstehen nach Roß gar nicht, was Krieg ist. Rasmussen dagegen fand auch äußerst feindliche und gewalttätige Eskimostämme. Von den sehr primitiven Weddas heißt es[1]): „Im Grunde seines Wesens ist der Wedda kein aggressiver, sondern ein defensiver Charakter, durchgehends still und friedsam, zur Sanftheit disponiert und so harmlos und friedliebend als möglich. Daher findet man bei ihm auch Gastfreundschaft und Mitleid gegen notleidende Fremdlinge." Auch die Feuerländer werden als relativ friedfertig geschildert. Nahezu überall schließlich werden schutzflehende Fremdlinge als unverletzlich angesehen[2]), und auch dies widerspricht der Annahme, daß Rassenhaß angeboren sei.

[1]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, 1909, I. Bd., S. 523 (nach Sarasin). — Dort Bd. II, S. 231 über die alten Slawen. Vgl. ferner Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen, S. 188, 190, 210.

[2]) Vgl. sehr viele Belege bei Westermarck, Origin and development of the moral ideas, I. Bd.

KAPITEL IV

Rassen und Sprachen in der Geschichte

Fragestellung

Die wissenschaftliche Bearbeitung des Rassenproblems kann aus sprachlichen Tatsachen vor allem auf folgende Fragen Antwort erwarten:

1. Läßt sich aus der Sprache und ihrer Geschichte auf die Rasse ihrer Träger schließen? Setzen insbesondere Sprachänderungen Rassenmischungen voraus und lassen sich solche aufdecken?

2. Gehen die verschiedenen Sprachen auf wenige Ursprachen oder gar auf eine ursprüngliche Einheit zurück?

3. Lassen die Sprachen Verschiedenheiten des Rassengeistes und Rassenwertes erkennen?

4. Wie weit kann man aus wurzelverwandten Wörtern, Lehnwörtern usw. frühere Kulturzustände und fremde Kultureinflüsse feststellen?

Allen voran steht hierbei das Indogermanenproblem, um das sich ja fast alle Rassentheorien im engeren Sinne drehen. Statt Indogermanen oder Indoeuropäer gebrauchen wir weiterhin dem populären Sprachgebrauch der Kürze halber folgend auch das Wort „Arier", obwohl dieses wissenschaftlich eigentlich nur für die alten Inder und Iranier verwendet wird[1]).

[1]) Über die Indogermanenfrage vgl. bes. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 1907, und die kleinere Schrift Schraders: Die Indogermanen, 1914; Herman Hirt, Die Indogermanen, 2 Bände, 1905/07; S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913, ferner die kleinere Schrift desselben Verfassers: Indogermanen und Germanen, 1914.

Das Indogermanenproblem

Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die große indoeuropäische Sprachverwandtschaft entdeckt wurde, schien sich plötzlich helles Licht über die Verwandtschaft der Rassen und die Entstehung unserer Kultur zu ergießen. Das arische Urvolk sollte von den Hochebenen Innerasiens herabsteigend nach und nach die verschiedenen Zweige der europäischen Völker entsendet haben. Alle Völker der indoeuropäischen Sprachfamilie wurden im wesentlichen als gleichen Blutes und Geistes aufgefaßt. So schrieb selbst ein H. Taine, daß die arische Rasse vom Ganges bis zu den Hebriden, in allen Klimaten, auf allen Zivilisationsstufen, nach dreißig Jahrhunderten von Umwälzungen doch in ihren Sprachen, Religionen und Philosophien die Gemeinschaft des Blutes und Geistes offenbare, die heute noch alle ihre Zweige verbinde[1]). Diese naive Gleichsetzung von Sprache und Rasse hat sich in weiten Kreisen bis heute erhalten, ja schlägt selbst in wissenschaftlichen Werken noch immer nicht selten durch[2]). Die Vorstellung, daß die ganze Kultur der Inder, Perser, Hellenen, Römer, Germanen, Romanen, Slawen einer einzigen Rasse entsprossen sei, ließ diese als die herrlichste Blüte der Mensch-

[1]) Paul Lacombe, La psychologie des individus et de sociétés chez Taine, 1906, S. 14.

[2]) Selbst ein so universaler und vorsichtiger Soziologe, wie Paul Barth, meinte in einer Jugendarbeit, daß die Perser als Arier mehr politische Fähigkeiten hätten als die Semiten, was die lange Existenz ihres Reiches beweise (Barth, Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer, 1890, S. 140). Aber die heutigen Perser sind ein aus iranischen, türkischen, mongolischen, semitischen, armenischen, kaukasischen Elementen zusammengesetztes Mischvolk, ihre Herrscher sind Türken und fast alle Soldaten der persischen Armee sind Türken (Ratzel, II, S. 573, 604, 608). In Barths eigener Zeitschrift (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, XXVI, 1902, S. 106) fragt der bekannte Ethnologe Steinmetz: warum äußerte sich der politische Sinn der Arier nie im jämmerlichen Konglomerat des persischen Reiches? — Bedenklich ist es auch, wenn Herman Hirt (Die Indogermanen, 1905, I, S. 105), Buddha als „vollen Arier" und seine Lehre als Verkörperung arischen Geistes in Anspruch nimmt. Wie läßt sich dies begründen? Und wie erklärt es sich dann, daß der Buddhismus heute fast nur mehr bei nichtarischen, hauptsächlich mongolischen Völkern vorkommt?

heit erscheinen, ja es konnte nicht ausbleiben, daß man versuchte, auch die noch übrigen fortgeschritteneren Rassen, wie Semiten, Sumerer, Ägypter, Etrusker, Finnen, Türken, Chinesen, Japaner, Malaien, Peruaner als Ableger der Arier hinzustellen, die ihre geistigen Errungenschaften nur der mehr oder minder großen Beimengung arischen Blutes verdanken sollten[1]).

Diese Hypothesen setzten das arische Urvolk unbedenklich der nordischen, germanischen Rasse gleich, und man suchte mit Hilfe der Sprachwissenschaft und Prähistorie nachzuweisen, daß der Ursitz der Indogermanen Norddeutschland oder Skandinavien gewesen und daß von hier auch die älteste Kultur ausgestrahlt worden sei. Daß nun die Ur-Indogermanen nordischer Rasse waren, wie Penka, Kossinna, Much, Wilser und viele andere behaupten, wäre an sich nicht unwahrscheinlich. Ein schwerwiegender Einwand ist aber, daß gerade das Germanische sich von der durch die Sprachwissenschaft erschlossenen Ursprache sehr weit entfernt hat, ja zum beträchtlichen Teil aus ihr gar nicht ableitbar ist, was doch große Rassenmischungen voraussetzt[2]). Wären die Germanen einfach die seit jeher in ihren Ursitzen unvermischt verbliebenen Arier, so wäre dies doch gar nicht erklärbar. Andere neuere Anthropologen und Linguisten, wie Sergi, Keane, Brinton, Feist, Braun, Michaelis sehen daher die Ur-Indogermanen als eine gemischte, vorwiegend brachycephale Rasse an, die aus Asien kommend den Europäern, also auch der nordischen Rasse, ihre indogermanische Sprache aufzwang.

Viele Vertreter der nordischen Herkunft verfechten ihre These mit großer Leidenschaft und verraten deutlich, daß nicht wissenschaftliche Gründe, sondern Nationaleitelkeit sie bewegen. Eigentlich ist ja hierzu gar kein Anlaß, denn selbst wenn die Ur-Indogermanen mit der nordischen Rasse identisch gewesen sein sollten, so zeigt doch die Geschichte, daß sie zunächst keineswegs als Kulturbringer, sondern meist als Zerstörer, als barbarische Eindringlinge aufgetreten sind und

[1]) So Gobineau, vgl. ferner Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 287 und zahlreiche Schriften von Wilser, Arldt usw.

[2]) Hirt, I, S. 175, 196; Feist, Kultur, S. 450, 466, 484/85, 510.

erst allmählich die höhere Kultur der Unterworfenen annahmen. Diese unbequemen Tatsachen werden aber von jenen Forschern möglichst geleugnet. Es sind dies leider ganz überwiegend Deutsche, die ein nationales Hochgefühl bei dem Gedanken empfinden[1]), daß die Germanen stets das treibende, kriegerische, staatenbildende Element in der Geschichte gewesen seien, daß alle Kultur von ihnen herstamme. Einer der neuesten Verfechter dieser Theorie erblickte in seinem während des Weltkrieges erschienenen Werk auch in diesem Krieg nur das Aufbrausen einer jüngsten germanischen Völkerwelle, deren Endergebnisse er mit Beruhigung entgegensehen zu können glaubte[2]). Heute und soweit wir zurückblicken können, erscheinen uns die indogermanische Sprachen redenden Völker als rassenhaft sehr gemischt; „Indogermanen" ist also ein rein sprachlicher Begriff und man kann nur hypothetisch von einer arischen Urrasse sprechen. Es ist doch klar, daß ein blonder, blauäugiger Finne, der eine nichtarische Sprache redet, einem Schweden oder Norddeutschen gleicher Rassenmerkmale näher steht, als diese einem Südarier, etwa einem Sizilianer, Griechen oder Portugiesen, die wieder den Semiten oder Nordafrikanern in vielen Beziehungen gleichen werden. Der Begründer der Anthropologie, Blumenbach, hat die weiße Rasse Europas die kaukasische genannt, weil die Bergvölker des Kaukasus, vor allem die Georgier, ihm als ihr schönster und ausgeprägtester Typus erschienen. Gerade diese sind aber weder indogermanisch noch nordisch.

Schon der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, A. Pott, hat ein Buch gegen Gobineau geschrieben[3]), und andere Bahnbrecher, wie Max Müller und O. Schrader, sind ihm gefolgt. Max Müller, der selbst früher von der „arischen Rasse" redete, hat seinen Meinungsumschwung in

[1]) Prof. Kossinna bringt dies sogar im Titel seiner Schrift „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" zum Ausdruck. Vgl. den sehr scharfen Ausspruch Schopenhauers in den Parerga, § 265, über Patriotismus in der Wissenschaft!

[2]) Th. Arldt, Germanische Völkerwellen und ihre Bedeutung in der Bevölkerungsgeschichte von Europa, 1917.

[3]) Vgl. Pott, Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt, 1856, S. 275.

folgender treffender Weise kundgegeben: „Für mich ist ein Ethnologe, der von ‚arischer Rasse', ‚arischem Blut', ‚arischen Augen und Haaren' spricht, ein so großer Sünder, wie ein Sprachforscher, der von einem dolichocephalen Wörterbuch oder einer brachycephalen Grammatik redet. Es ist ärger als die babylonische Verwirrung — ja geradezu ein Betrug. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich weder Blut noch Knochen, weder Haare noch Schädel. Ich meine damit einfach diejenigen, die eine arische Sprache sprechen." O. Schrader sagt[1]), „wir müßten von dem Begriff ‚indogermanisches Urvolk' alles fernhalten, was irgendwie an den von den Anthropologen aufgestellten Begriff der ‚Rasse', also einer Mehrheit völlig gleichgebildeter menschlicher Wesen, erinnert." Es sei „im hohen Grade wahrscheinlich, daß bereits das indogermanische Urvolk aus körperlich verschiedenen Stämmen und Menschen bestand". „Immer und überall sind neue Völker durch die Verschmelzung alter, durch die Unterjochung oder Aufsaugung der einen durch die anderen entstanden. Wie sollte es bei den geschilderten Verhältnissen Alteuropas anders als bei dem indogermanischen Urvolk gewesen sein?" In ähnlicher Weise haben sich noch andere der kompetentesten Forscher geäußert, so R. Hartmann, der aussprach, er halte die „Arier" nicht für ein Urvolk, sondern für eine Erfindung der Studierstube.

Wanderungen und Mischungen in alter Zeit

Die Vorstellung, daß die Völker des indogermanischen Sprachkreises auch rassenhaft besonders nahe zusammengehören, beruht offenbar auf einer gänzlich irrigen Auffassung von den sozialen Zuständen der Urzeit. Primitive Stufen sind durch völlige Zersplitterung in kleine Stämme, Fehlen jedes Bandes zwischen ihnen, größtmögliche Beweglichkeit gekennzeichnet. So fand Cäsar Gallien in etwa 80 Kleinstaaten oder Großgemeinden geteilt. Sie tragen nicht das mindeste Bedenken, fremde Rassen gegen verwandte aufzurufen oder ihnen gegen diese Hilfe zu gewähren. Genau

[1]) Vgl. O. Schrader, Die Indogermanen, 1911, S. 15 und 16.

derselbe Zustand herrschte bei den Germanen, ja die unaufhörlichen Fehden im Innern dürften ein Hauptgrund der fortwährend über die römischen Grenzen schlagenden Völkerbrandung gewesen sein. Aber dies sind schon vorgeschrittenere Zustände. In noch älteren Zeiten ging die Atomisierung viel weiter, es gibt nur kleinste Gruppen, Stämme aus wenigen engverwandten Familien bestehend, und jeder kleine Stamm ist der Keim einer Rasse und Sprache. Die Römer brauchten, um sich mit den 300 Stämmen des kleinen Kolchis zu verständigen, nach Plinius 130 Dolmetsche. In Kalifornien fanden sich etwa 150000 Eingeborene, die 135 verschiedene Sprachen und Dialekte sprachen, die in 21 Sprachfamilien zerfielen, so daß ein Dialekt von kaum mehr als 1000 Menschen gesprochen wurde und jede Sprachfamilie von 7000[1]). Man kennt Sprachen, die sich auf wenige Familien beschränken und den Nachbarn unverständlich sind. In alten Zeiten befinden sich nun diese Splitter in steter Unruhe. Sie fließen bald in den durch die kontinentale Gliederung gegebenen Bahnen, bald wirbeln sie durcheinander wie Spreu im Wind. Wir, deren ganzes Dasein an einen Boden und ein Volk gebunden ist, können uns jene Zeit kaum vorstellen, in der nicht nur die eigene Not, sondern durch Stoß und Gegenstoß auch jene entfernterer Völker zu einem Element fortwährender Bewegung wurde. Der Nomade muß sich bewegen, um seinem Vieh auf dem spärlichen benützbaren Boden Futter zu verschaffen; größere Stämme können sich nicht bilden. Bevölkerungszuwachs führt zur Abspaltung neuer Stämme, die sich ein anderes Gebiet suchen.

Noch ungebundener als die Wanderhirten, die ihr Vieh an gewisse Naturgebiete bindet, sind die Jägervölker, am freiesten aber die seefahrenden Bewohner ausgebreiteter Inselgruppen, wofür die polynesische Inselwelt das großartigste Beispiel gewährt[2]). Die malaiisch-polynesischen Völker haben sich über das ungeheure Gebiet von 210 Längegraden und

[1]) A. L. Kroeber, The determination of linguistic relationship, Anth. 1913, S. 396.

[2]) Vgl. für das Folgende zahlreiche Belege bei Fr. Ratzel, Anthropogeographie, 1. Bd., 2. Aufl., 1899, S. 113—208; ferner Ratzel, Völkerkunde, I, S. 150ff., 162, 568, 593; II, S. 191, 207.

80 Breitegraden ausgedehnt und dies, wie viele Anzeichen beweisen, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von einigen Jahrhunderten. Ratzel stellt Fälle zusammen, in denen kleinere Gruppen durch die Strömungen über mehrere tausend Kilometer hin verschlagen wurden; die Häufigkeit solcher unfreiwilliger Wanderungen erklärt vielfache Rassenmischungen. Das meiste aber hat die bewußte Kolonisation geleistet, mit der diese auf der Stufe der Steinzeit stehenden Völker den größten Beweis der alle Hindernisse bewältigenden Beweglichkeit der Menschen geleistet haben. Die skandinavischen Wikinger dehnten ihre Raubzüge bis Byzanz aus, die Normannen gründeten ein Reich in Sizilien. In schwedischen Gräbern sind über 20000 arabische Silbermünzen gefunden worden[1]), gewiß wurden auch orientalische Frauen mitgeschleppt.

Nicht minder groß sind die Wanderungen der Indianer, von denen einzelne Stämme seit der Entdeckung sich über 500 Meilen von ihren Sitzen entfernt haben. Indianerstämme wanderten in einzelnen Jahren 1500—2000 Kilometer zur Büffeljagd. Der Kriegspfad führte diese Völker noch weiter und rüttelte sie durcheinander. Nomaden machen 10 bis 20 Tagereisen, um einen Überfall auszuführen. Die Bantu-rassen haben ihren Sprachstamm in kurzer Zeit durch 40 Breitegrade — $^2/_3$ der Länge Afrikas von Norden nach Süden — getragen, wobei die Sprachen sich nicht weiter differenzierten als etwa Hoch- und Niederdeutsch. Und bald drängen die Araber nach, die sich trotz ihrer geringen Machtmittel wie im Flug über Afrika verbreiten und überall tiefe Spuren zurücklassen. J. Hahn schildert den Zustand Afrikas anschaulich: „Es ist bekannt, daß unter den Negerstämmen des inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen eine ewige Völkerwanderung stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern,

[1]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, 1906, S. 270. — Die Wikingerhäuptlinge hatten oft Hunderte von Weibern der verschiedensten Rassen, die sie ganz orientalisch in Harems einsperrten. A. Bugge, Die Wikinger, 1906, S. 85.

bis sie endlich wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturm verschlagen, aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuß fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiß woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig usw." — Und Schweinfurth sagt über die Folgen dieser Bewegung: „Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, kulturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, Tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches." — Wo der Sklave nicht als Lasttier, sondern als Hausgenosse gilt, wie im Gebiet des Islams, trägt die Sklaverei viel zur Mischung bei.

Bekanntlich sind bei sehr vielen Völkern eigentümliche Sitten in Gebrauch, die mit großer Strenge dazu anhalten, die Frauen aus fremden Stämmen zu nehmen. Die Ursachen dieser Exogamie genannten Einrichtung sind sehr umstritten, aber die Tatsache findet sich unter allen Rassen ungemein häufig[1]). Da Exogamie nach verschiedenen Seiten geübt wird, kann fremdes Blut sehr weit wandern. Selbst in Europa ist, wenigstens bei der Landbevölkerung mancher Länder, noch die Übung verbreitet, Frauen aus andern Dörfern zu heiraten. Bei der eigentlichen Exogamie handelt es sich jedoch nicht bloß um eine Sitte, sondern um ein moralisches Gebot, dessen Übertretung als verabscheuungswürdige Blutschande gilt.

Auch der Handelsverkehr, der übrigens einst mit Seeraub, Krieg und Sklavenhandel eng verknüpft war, befördert Mischung. Die Anzeichen eines Verkehrs zwischen dem europäischen Norden und weit entlegenen südlichen und östlichen Gebieten gehen bis in die ältere Steinzeit zurück[2]). Bei Homer treten die Phönizier als Kaufleute und verschlagene Menschenräuber auf. Phönizier bzw. Karthager haben viele

[1]) Vgl. Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893, S. 310ff.; H. Spencer, Prinzipien der Soziologie, II. Bd., 1887, S. 207; ferner neuestens besonders Schmidt und Koppers, Völker und Kulturen, I, 1924.

[2]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte, II, S. 500ff.; Hirt, I, S. 317, 395ff.; Schuchhardt, Alteuropa, S. 42, 59.

Niederlassungen auf griechischen Inseln, in Unteritalien, Gallien, Spanien gegründet, und die Griechen haben alle Küsten des Mittelländischen und Schwarzen Meeres mit zahllosen Pflanzstätten bedeckt, die zweifellos überall Mischungen bewirkten.

Der Krieg als Rassenmischer und Nationenbildner

Der größte Rassenmischer aber war der Krieg, der die Völker nicht nur nebeneinander, sondern übereinander lagerte. Je kriegerischer ein Volk in der Geschichte auftrat, für desto gemischter dürfen wir es halten. Vieh und fremde Weiber waren der Hauptgegenstand der Kriege. Die Spanier fanden[1]) auf den Kleinen Antillen fast überall die merkwürdige Erscheinung, daß die Frauen eine andere Sprache redeten als die Männer, was zu allerlei Fabeleien Anlaß gab, bis man entdeckte, daß die Frauen einen Aruakdialekt redeten, die Männer aber karaibisch. Die Karaiben hatten, wie man später feststellte, die Antillen erst erobert, und die Frauen der Aruak waren ihnen als Beute zugefallen. Dies ist auch in Südamerika und im Norden des Kontinents die Hauptursache der überaus großen Rassenmischung. Im nördlichsten Amerika sind so die mongolischen Eskimos und die Indianer zu einer Mischrasse zusammengewachsen. Ebenso wird für Hochasien, woher ja nach der populären Meinung die Arier gekommen sein sollen, als „Hauptursache der ethnischen Durcheinandermischung“[2]) die Sitte angeführt, die Weiber der Besiegten unter die Sieger zu verteilen und ihre jungen Männer ins eigene Heer aufzunehmen. Letzteres wird auch vielfach aus Afrika und Amerika berichtet. Am Anfang der römischen Sage steht der Raub der Sabinerinnen[3]).

[1]) Vgl. K. Haebler, Amerika, in Helmolts Weltgeschichte, 1899, I. Bd., S. 196—199.

[2]) H. Schurtz, Hochasien und Sibirien, in Helmolts Weltgeschichte, II. Bd., S. 138.

[3]) Nach den Siegen Kaiser Claudius II. über die Goten waren alle Provinzen mit germanischen Sklaven gefüllt, jeder römische Soldat erhielt zwei oder drei gotische Frauen zugeteilt. Die späteren Römerheere waren Hauptfaktoren der Rassenmischung. Auch das Puniermädchen, dessen bei Mödern-dorf gefundener Grabstein es galant „Musarum amor et Charitum voluptas“

Geologische Forschungen machen es wahrscheinlich, daß große Trockenheitsperioden in Innerasien[1]) um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. und später gewaltige Völkerwanderungen ausgelöst haben, die sich nach fruchtbareren Gebieten richteten und zuerst die kleinen Nomadenstämme zu größeren Einheiten vereinigten. Auch die Hunnen sind übrigens anfangs in vielen kleinen voneinander unabhängigen Stämmen nach Europa eingebrochen und wurden erst später durch einen großen Kriegsmann vereinigt. Daß China den Weg nach Osten versperrte, brachte die Völkerlawine nach Westen ins Rollen, wobei sie alle ihr im Wege liegenden Völker mitriß. Germanen und Slawen kämpften auf hunnischer Seite und vermischten sich mit Mongolen[2]). Mehrere Menschenalter dauerte die erste Mongolenherrschaft, die in einem großen Teil Europas Spuren zurücklassen mußte. In diesem Falle war die Macht der römischen Kultur imstande, den Nomaden wieder zu vertreiben. Der typische Verlauf ist aber anders. Der Wohlstand des Ackerbauers zieht den rohen aber kräftigeren Nomaden an, der die Seßhaften unterjocht und zu tributpflichtigen Hörigen oder Sklaven macht. Bald beginnt die Verschmelzung beider Rassen. Der kriegerische Herrenstamm reibt sich in fortwährender Fehde auf, der Unfreie, der oft dem zivilisierteren Stamm angehört, weiß sich den Fürsten unentbehrlich zu machen und steigt

nennt, mag einen Offizier begleitet haben. In Ägypten befand sich im Hauspersonal eines römischen Statthalters eine germanische Wahrsagerin Walpurga, und germanische Söldner haben im römischen Ägypten eine große Rolle gespielt. Vgl. W. Schubart, Ägypten von Alexander d. Gr. bis Mohammed, 1922, S. 333.

[1]) Harold Peake, Racial elements concerned in the first siege of Troy, JAI, 1916 S. 169.

[2]) Auf Kriegszügen und Wanderungen schließen sich oft freiwillig oder gezwungen verschiedene Rassen zusammen. Die Cimbern und Teutonen waren eine keltisch germanische Mischung, wie die keltischen Namen ihrer Könige und der Umstand beweisen, daß die Römer sich gegen sie keltisch redender Spione bedienten. — Mit den Vandalen und Sueben wanderten die Alanen, ein Kaukasusvolk nichtgermanischer (wahrscheinlich auch nichtarischer) Sprache. Flinders Petrie („Migrations", JAI, 1906, S. 189) gibt eine Zusammenstellung der Züge der zwanzig bedeutendsten Völker der europäischen Völkerwanderung. Seine Karten zeigen ein verwirrendes Hin und Her über ganz Europa.

an ihrem Hof als Dienstmann oft über den Freien empor, wie Tacitus von den Germanen berichtet. Aus den erobernden Herren und Weibern der Unterjochten entsteht eine Mischrasse, die allmählich beide Stämme in sich aufsaugt. Bald aber reizt der neue Wohlstand wieder den umherschweifenden Nomaden, neuer Einfall, neue Unterjochung und Verschmelzung setzen den Kreislauf fort.

Stets ist es natürlich nicht die kulturelle Überlegenheit, sondern die kriegerische, die einer Rasse die Oberhand verleiht. Dieses Übergewicht bedingt aber nicht immer eine große Volkszahl. Wir haben im Gegenteil viele Beispiele dafür, daß eine sehr kleine Zahl von Eroberern sich ungeheuere Gebiete unterwarf, in denen sie rassenmäßig nur eine verschwindende Minderheit bildete (Türken, Araber). Der großen Menge des Volkes ist der Wechsel der Herrschaft oft ganz gleichgültig; sie wurde früher von wenigen beherrscht und ausgebeutet und hat von einem Wechsel nichts zu fürchten, vielleicht sogar eine Erleichterung zu erhoffen. Ferner hängt der militärische Sieg häufig von Zufällen ab, etwa von besserer Bewaffnung, Besitz des Pferdes u. dgl. Vor allem dürfte die Kenntnis der Metalle von großer Bedeutung gewesen sein. Die sogenannte Horus-Rasse, die die Ureinwohner Ägyptens unterwirft und die ersten Dynastien gründet, bringt eine fertige Metallkultur mit, während die Urbewohner nur Stein benützten. In den Inschriften werden die Horus-Begleiter oft Schmiede genannt[1]). Die Japaner verfügten, als sie Japan eroberten, über Bronze, ja sogar über Eisen, während die Ureinwohner nur Stein-

[1]) W. Belck, Die Erfinder der Eisentechnik insonderheit auf Grund von Bibeltexten, ZE, 1907, S. 334, sucht nachzuweisen, daß die Herstellung von Stahl von den Philistern, die er mit den Phöniziern zusammenstellt, erfunden wurde, während allen andern Völkern Vorderasiens Eisen (insbesonders hartes Eisen) sehr lange gänzlich unbekannt gewesen sei. Seine Theorie hat aber wenig Anklang gefunden. Bemerkenswert ist übrigens, daß der Anschwemmungsboden Ägyptens und Babyloniens weder Kupfer noch Eisen birgt; in Ägypten blieben beide Metalle lange selten. Eisen wurde überall mehr für Werkzeuge verwendet, da man es nur in weicher Qualität herstellen konnte. Die Griechen schrieben die Erfindung von Eisen und Stahl den Chalybern, südöstlich des Schwarzen Meers zu, was, wie Blankenhorn bemerkt, mit biblischen Berichten übereinstimmt und auch durch Auffindung riesiger prähistorischer Schlackenhaufen in Paphlagonien, Pontus, Nordpersien bestätigt wird.

waffen besaßen[1]). Diese Ureinwohner (Ainu) waren nach einem der besten Kenner, Bälz, den heutigen Europäern nahe verwandt, sie werden zur weißen Rasse gerechnet, die ursprünglich einen großen Teil Asiens bewohnte, dann aber von den Mongolen nach Westen gedrängt wurde. — Mohammeds erste Anhänger, die Jathribiten, brachen dem Islam nicht nur durch ihre Todesverachtung Bahn, sondern auch durch ihre bessere Bewaffnung, besonders Panzerung[2]). Nach der römischen Sage bewog die überlegene Bewaffnung des Äneas die Ureinwohner, die nur über Stein- und Holzwaffen verfügten, zur Unterwerfung[3]). Herodot betont, daß die Perser den Griechen an Mut und Stärke nicht nachstanden, sie hatten aber keine Rüstungen, primitivere Waffen und weniger Geschicklichkeit, während die Griechen gepanzert kämpften[4]). Die antiken Historiker berichten, daß die Germanen trotz aller Kühnheit und gewaltigen Stärke von den besser bewaffneten und taktisch erfahreneren Römern „wie Vieh", fast ohne eigene Verluste, niedergemetzelt wurden[5]). Erst als sie selbst zu römischen Landsknechten geworden waren, konnten sie das römische Reich stürzen. Es scheint auch, daß ein großer Teil der Germanen einst unter gallischer Herrschaft stand, was wohl mit der überlegenen Eisenkultur und Bewaffnung der Kelten zusammenhing[6]). Griechen und Römern gegenüber waren aber die Gallier schlecht bewaffnet. Im Vergleich mit dem Süden erschienen die Nordvölker lange Zeit auffallend metallarm, obwohl sie über besonders günstige und leichte Gewinnungsmöglichkeiten verfügten[7]). Eine Ausbreitung ari-

[1]) Bälz, Die Riu-kiu-Insulaner, die Aino und andere kaukasischen Reste in Ostasien, Kbl., 1911, S. 187ff., derselbe ZE, 1907, S. 281; W. Gowland, The metals in antiquity, JAI, 1912, S. 235ff.

[2]) Hell, Kultur der Araber, 1919, S. 35.

[3]) Sextus Aurelius Victor, Origo gentis Romanae, cap. 13.

[4]) Herodot, IX, 62; vgl. auch VII, S. 61ff., V, 49.

[5]) Dio Cassius, XXXVIII, 45—49; Caesar, Bell. Gall. IV, 15, Florus. I, 38; Tacitus, Annalen, II, 14—21.

[6]) Vgl. Caesar, Bell. Gall. VI, 24. — Hierfür sprechen auch schwerwiegende sprachliche Momente, ja Feist meint selbst, daß die Kelten den Germanen erst eine arische Sprache mitgeteilt hätten. Hirt, I, 170, 174; Feist, Kultur, S. 482ff.

[7]) In den österr. Alpen genügte es, die offen zutage liegenden Eisenerze zum Bau eines Feuerherdes zu verwenden, um das Flüssigwerden des Eisens

scher Wanderstämme aus dem Norden Europas ist daher auch aus diesem Grunde nicht wahrscheinlich, da sie den besser bewaffneten Völkern des Südens kaum ihre Sprache hätten aufzwingen können[1]). — Es ist also auch ganz verfehlt, wenn Eugen Fischer behauptet, die Indianer hätten nicht die „Intelligenz" zur Erfindung der Eisen- und Kupferbereitung besessen. Nach Luschans heute allgemein angenommener Theorie ist die Herstellung des Eisens gerade von den Negern erfunden worden, die auf ägyptischen Denkmälern oft Eisen als Tribut darbringen.

Außer Wanderhirten der Wüste haben auch rauhe Gebirgsvölker, besonders wo Hochebenen größere Ansammlungen von Menschen ermöglichten (Assyrien, Persien, Peru, Mexiko, Mazedonien), immer wieder kriegerische Staaten gebildet und die Flachländer erobert und beherrscht. Oft waren die Gebirge auch metallreich. Allmählich schreitet die Amalgamierung kleiner Völker zu großen, ja vorübergehend zu Weltstaaten fort. Große Eroberer, wie Alexander, haben stets planmäßig die Verschmelzung der unterworfenen Völker verschiedenster Rasse zu einem Staatsvolk betrieben. Häufig haben sie hierbei Sprache und Kultur der höher zivilisierten Besiegten angenommen. Sehr oft haben sie auch, um den nationalen Widerstand zu brechen, ganze Völker vom Heimatsboden losgerissen und in die Fremde verpflanzt. Die Fortführung der Juden nach Babylon ist das bekannteste Beispiel der Weltgeschichte, dessen größte Folge die Entwicklung des Christentums war. Schon vorher hatte Sargon die Israeliten in Assyrien und in Medien, also mitten im arischen Sprachgebiet, angesiedelt, derselbe Herrscher versetzte wiederholt ganze Völker von den äußersten Grenzen seines Reiches an

zu beobachten, ja man konnte dort selbst Stahl in einfacher Weise herstellen. Vgl. Alfons Müllner, Geschichte des Eisens in Inner-Österreich, 1909, I. Bd. und AA, 1879, S. 497.

[1]) Prof. Ridgeway (Relation of anthropology to classical studies, JAI, 1909) behauptet allerdings, daß Eisen und Bronze zuerst in Mitteleuropa zu Waffen verwendet und von den blonden, hochgewachsenen Achäern zur Eroberung Griechenlands gebraucht worden seien. Dies steht aber mit der allgemein angenommenen Zeitbestimmung der Metallverwendung im Norden mit den Ausgrabungen in Griechenland und dem Zeugnis der homerischen Gedichte in Widerspruch.

das entgegengesetzte Ende. Dasselbe taten die Araber unter Harun-al-Raschid. Noch Größeres haben darin die Chinesen geleistet, die jetzige Einheit ihres Typus ist die Folge der planmäßigen Durcheinandermischung der Völker. Auch die Ansiedlung von Soldaten als Grenzschutz hat viel zur Rassenmischung beigetragen, wie die römischen Militärkolonien zeigen. Die Germanen sind erst als Gefangene, römische Hilfsvölker und Söldner, dann als Eroberer in vielen Ländern Europas, ja selbst in Afrika, aufgetreten. Karl der Große führte während der zwanzig Sachsenkriege wiederholt bis zu einem Drittel der Gesamtbevölkerung, jedesmal Zehntausende von Sachsen, mit sich fort und siedelte sie in entfernten Reichssteilen an; ihr Land wurde mit Franken und heidnischen Slawen, die Karl gegen die Sachsen geholfen hatten, besiedelt. Das seit tausend Jahren deutsche Sachsen wurde gerade durch Karl, den man oft als „nationalen" Staatsmann preisen hört, zum größten Teile slawisiert[1]). Im Lager zu Hollenstedt verlieh er u. a. „alle Sachsengaue jenseits der Elbe" den slawischen Abodriten. Seit den ältesten Zeiten ist kein Krieg ohne Folgen geblieben, die auf Rassenmischung hinwirkten. Als Kuriosum wollen wir anmerken, daß noch 1795 ein Regiment mohammedanischer Tataren in preußische Dienste trat und in den neugewonnenen Provinzen angesiedelt wurde. Auch Karl IV. begünstigte die Einwanderung von Mohammedanern in Böhmen; im Kanton Wallis soll sich bis heute der sarazenische Typus erhalten haben, den einst arabische Eroberer des Landes getragen hatten. Nur erwähnt seien ferner die späteren Stürme der Magyaren, Mongolen, Türken, die ausgedehnte Ansiedlung von Deutschen in allen Ostländern[2]), die Kreuzzüge, die Neubesiedlung menschen-

[1]) Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III. Bd., 1883, S. 1008, 1019, 1043, 1058, 1061, 1066, 1106. Selbst Chamberlain (Grundlagen des 19. Jahrhunderts, II. Aufl., S. 514) preist die „eminent deutschnationale Gesinnung" und die Germanisierungstendenz (!) Karls des Großen, was Dahn schon in nachdrücklicher Weise abgewiesen hat. Eine ähnliche Politik haben übrigens auch andere fränkische und deutsche Könige verfolgt. A. Heusler, Deutsche Verfassungsgeschichte, 1905, S. 39; Lamprecht, II, S. 139.

[2]) Albrecht Dürers Vater stammte aus Ungarn.

leerer Teile Ungarns nach Vertreibung der Türken, die moderne Kolonisation überseeischer Länder, die inneren Wanderungen infolge der Anziehungskraft der Industriezentren.

Die Sprache kein Rassenzeichen

Völlig irrig ist die Ansicht, daß die weite Verbreitung eines Sprachstammes ein Beweis besonderer kultureller Begabung sei. So wird der indogermanische Sprachenkreis (wenn man von der neuzeitlichen Kolonisation absieht) sowohl von dem ural-altaischen, als von dem austrischen[1]) an Ausdehnung weit übertroffen. Der ural-altaische reicht von Finnland bis Japan, der austrische von Indien bis nahe den Küsten Südamerikas. Dies hängt offenbar damit zusammen, daß die ural-altaische Sprachen redenden mongolischen Völker infolge der Natur ihres Erdteiles besonders lange Nomaden blieben und den Polynesiern auf dem Meer fast unbegrenzter Bewegungsraum offenstand. Große Ausdehnung eines Sprachstammes beweist also nur, daß seine ursprünglichen Träger länger als andere Völker auf primitiver nomadischer oder halbnomadischer Stufe verblieben, somit die höher entwickelten seßhaften Ackerbauer unterjochten und ihrem Sprachenkreis einverleiben konnten. So erklärt sich auch die ungeheuere Verbreitung der arischen Sprachen gegenüber der viel geringeren der semitischen hauptsächlich daraus, daß die Mehrzahl der Semiten viel früher voll seßhaft wurden, während der arische Nomade oder Halbnomade seine Sprache über Kontinente trug[2]).

[1]) Vgl. F. N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises, 1915, S. 43, 59.

[2]) Es ist ein merkwürdiger Einfall vieler Rassengläubigen, die Semiten „Nomaden" zu schimpfen und ihre heutigen Eigenheiten aus „nomadischen Instinkten" zu erklären, wo doch die Nordsemiten wahrscheinlich schon Jahrtausende seßhaft waren, bevor die arischen Zweige sich niederließen und die Südsemiten (mit Ausnahme der Wüstenstämme) mindestens so alte Ackerbauer sind, wie die ältesten europäischen Arier. Man muß sich nur vor der Vorstellung hüten, daß Nomadismus und Seßhaftigkeit schroffe Gegensätze sind; es bestehen viele Übergänge. In Europa gab es, wie die prähistorische Forschung gezeigt hat, seit sehr alten Zeiten seßhafte Ackerbauer und wandernde Viehhirten nebeneinander und auch die Ackerbauer waren noch nicht völlig seßhaft, sondern zogen gelegentlich weiter, wenn Naturkatastrophen oder feindliche Einfälle sie zwangen. Eine ausführliche Erörterung der ganzen Frage findet sich bei Schrader, Hirt und Feist.

Heute erscheint übrigens das semitische Sprachgebiet viel größer, als es zur Zeit war, da das arische Sprachgebiet bereits seine größte Ausdehnung in Europa erlangt hatte, weil ein kleiner semitischer Stamm, der nomadisch geblieben war, in plötzlichem Hervorbrechen weite Gebiete für das Semitentum eroberte, nämlich die Araber. Sekundär haben dann die Entwicklung des Hellenentums, des römischen Weltreichs, in neuester Zeit die europäische Kolonisation die indogermanischen Sprachen über riesige Räume ausgebreitet, worin natürlich die kulturelle Kraft der Träger der Sprache zum Ausdruck kam.

Den indogermanischen und semitischen Nomaden ist dann die höhere Kultur der unterworfenen Völker als Erbe zugefallen. Ein Trugschluß aber ist es, zu glauben, daß all diese Kultur ausschließlich das Produkt von Rassen sei, die gerade besonders spät in die Reihe der Kulturvölker eingetreten sind und sich ein reiches Erbe zunächst mit dem Schwert angeeignet haben.

Große Sprachstämme weist auch Afrika auf; auch hier haben geographische und soziale Gründe Wanderungen und Eroberungen begünstigt. Im Gegensatz hierzu hat sich in Amerika kein großer amerikanischer Sprachstamm gebildet; dort zählt man trotz der wenig dichten Urbevölkerung etwa 1000 verschiedene Sprachen in etwa 150 verschiedenen Sprachstämmen[1]). Diese auffällige Zersplitterung steht in auffälligem Widerspruch zu der ausgesprochenen Einheitlichkeit des indianischen Rassentypus. Alle Indianer bilden offenbar nur eine einzige Rasse, trotzdem diese beispiellose Sprachzerklüftung! Dies zeigt deutlich, wie wenig allein die Zugehörigkeit zu verschiedenen Sprachstämmen (wie z. B. zum arischen, semitischen, hamitischen, finnisch-ugrischen) Rassenverschiedenheit bedeutet[2]). — Die Ursache dieser Erscheinung in Amerika liegt wohl darin, daß

[1]) Finck, S. 68; Buschan, Völkerkunde, 1922, I, S. 59.

[2]) Man würde denjenigen für verrückt halten, der behaupten wollte, die Indianer seien wegen ihrer Sprachverschiedenheit aus 150 oder 100 gänzlich verschiedenen Rassen zusammengesetzt. Semiten und Arier aber, die jahrtausendelang Nachbarn sind, sollen nach der Versicherung unserer Rassengläubigen ganz getrennten Ursprungs sein, weil sie verschiedenen Sprachstämmen angehören!

die Indianer über die Stufe von zerstreut schweifenden Jägervölkern, die bei dem großen Wildreichtum am nächsten lag, mit wenigen Ausnahmen nicht hinausgekommen sind. Nomadenvölker, die die Amalgamierung hätten besorgen können, fehlten. Amerika besaß vor allem kein Haustier, das dem Nomaden hätte dienen können. Das einzige Lama Südamerikas konnte das Fehlen von Rind, Pferd, Schaf und Schwein nicht gutmachen. Der Bison ist unzähmbar. Aus dem Mangel dieser wirtschaftlichen Grundlagen erklärt sich wohl die sprachliche, staatliche und kulturelle Zersplitterung Amerikas, das (abgesehen von dem noch ungünstiger gestellten Australien) allein dem Europäer keine widerstandsfähige Rasse entgegensetzen konnte und so das Entstehen einer „neuen Welt" ermöglichte. Amerikanische Sprachforscher halten es für bewiesen, daß Stammgruppen, deren Trennung in eine sehr junge Zeit fällt, Sprachen sprechen, in denen das Gemeinsame schon fast ganz überwuchert ist von dem Trennenden.

Lassen sich nun die Eroberer nicht dauernd nieder, so haben sie wohl meist kein Interesse, die Männer des besiegten Stammes zu versklaven, was ja nur größeren Wert hat, wenn sie Feldarbeit leisten können. Die Männer werden dann getötet, die Frauen verteilt. In diesem Fall siegt also die Sprache der Sieger; doch wird sie wohl durch die Vermischung mit rassefremden, anderssprachigen Weibern verändert, denn das Kind lernt ja überall die Sprache von der Mutter[1]), während der Vater auf Jagd- und Kriegszügen weilt. Anders gestaltet sich die Lage, wenn die Eroberer sich bloß als Herren über unterworfene Ackerbauer schichten, um von ihrer Arbeit zu leben. In diesem Fall behält sehr häufig die Sprache der viel zahlreicheren Unterjochten die Oberhand. Schon die Kinder der Herrenklasse, die mit den Kindern der Knechte gemeinsam aufwachsen, sprechen sie, und die Enkel beginnen die Sprache des Siegers zu vergessen. Am häufigsten unterliegen aristokratische Eroberer, deren Herrschaft sich nur auf ihr Schwert stützt, dem Sprachwechsel, doch auch Kolonisten haben

[1]) Dies dürfte vielleicht auch zur Erklärung des Umstands genügen, daß Kinder geistig oft mehr nach der Mutter geraten, was man öfters auf stärkere Vererbung mütterlicher Eigenschaften zurückführen wollte. Vgl. Baur-Fischer-Lenz, S. 391, Jul. Bauer, S. 130.

Beispiele geliefert. Die Spanier in Südamerika haben an manchen Orten indianische Dialekte angenommen und ihre Sprache vergessen, die Russen in Sibirien sprechen teilweise burätisch und jakutisch. Die erobernden Normannen vertauschen in Frankreich ihre Sprache gegen das Französische, in England das Französische gegen das Angelsächsische. Die Franken in Gallien, die Langobarden in Italien und die Goten in Spanien nehmen das Vulgärlatein an, die mongolischen Herrscher Chinas das Chinesische, die türkischen Herrscher Persiens das Persische. — Anders verlief oft der Prozeß, wo nicht ein ritterlicher Grundadel, sondern Bauernkolonisten und eine feste Bureaukratie das Land ergriffen. Durch diese beiden Mittel gelang es Rom, seine Sprache fast überall in kürzester Zeit durchzusetzen. Das iberische Spanien und das keltische Gallien sprechen heute noch die Sprache, die ihnen Rom gegeben hat, der Germane, der in beiden Ländern ebensolange herrschte, wie Rom, gab seine eigene Sprache gegen die fremde auf. Britannien war ebenso römisch wie Gallien. Gildas, ein Zeitgenosse der angelsächsischen Eroberung, sagt „ita, ut non Brittania, sed Romana insula diceretur". Hier siegte die germanische Sprache. In der Verbreitung seiner Sprache über fremde Rassen hat Rom einen ebenbürtigen Rivalen: China. Mancher enge Verwandte der „Arier" spricht heute Chinesisch. Viele slawischen Elemente des Balkans haben den Islam und die türkische Sprache angenommen. Die Bulgaren wieder waren ein finnisch-turanischer Stamm, also den Türken nahe verwandt, die die Sprache und Nationalität der von ihnen unterworfenen Slawen annahmen und bewahrten. In den Balkankämpfen standen Rassentürken auf slawischer und noch viel mehr echte Slawen auf türkischer Seite. Trotz der aristokratischen Natur ihrer Eroberung haben die Araber ihre Sprache überall durchgesetzt, was wohl damit zusammenhängt, daß sie auch als Kulturträger und Verbreiter des Korans auftraten, der für die Unterworfenen meist das Mittel zur Höherentwicklung wurde[1]). Die Fellahs, die die alt-

[1]) „Rätselhaft schnell" verbreitete sich die arabische Sprache in allen unterworfenen Gebieten, obwohl es anfangs den Unterjochten sogar verboten war, sich der arabischen Sprache oder Schrift zu bedienen. Vgl. Josef Hell, Kultur der Araber, 1919, S. 56, 111, 115.

ägyptischen Gesichtszüge und die hamitische Rasse gut bewahrt haben, sprechen ebenso arabisch wie die der weißen Rasse angehörenden Berber und die Neger Nubiens — alle aber glauben arabischer Abstammung zu sein und rühmen sich dieser. Schon erwähnt wurden die Bantus, die ihre Sprache über ein riesiges Gebiet verbreitet haben, das die verschiedensten Rassentypen umschließt. — Die Iren haben größtenteils das Englische angenommen, doch wurden auch Angelsachsen keltisiert. Die keltische Sprache, die einst einen großen Teil Europas beherrschte, ist fast überall untergegangen, ihre Träger aber blieben. Die Nachkommen der nichtarischen Räter der Alpen sprechen Deutsch oder Romanisch, jene der den Rätern verwandten Etrusker Italienisch. Die Negersklaven haben sich die englische, französische, dänische, spanische Sprache der Herren in verdorbener Form angeeignet. Der größte Teil der Urbewohner Indiens hat arische Sprachen angenommen[1]). Mit Recht sagt Dirr: „Es gibt wenige, vielleicht gar keine Völker, die nicht ihre Sprache im Laufe der Geschichte gewechselt hätten. Manche mehrmals[2])."

Häufig werden Sprachübertragungen mit Rassenmischungen verbunden sein, doch sind beide Erscheinungen nicht unbedingt aneinander gebunden. Die überwiegende Masse der französischen Sprache ist lateinisch, das keltische Element ist der Wortzahl nach sehr gering, obwohl es vor allem die Veränderung der Aussprache bewirkt haben mag. Nichtsdestoweniger war der römische Blutzusatz wohl nur sehr ge-

[1]) Vgl. zahlreiche Belege bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I. Bd., 1877, S. 284ff., der jedoch die Bedeutung der Sprache als Rassenmerkmal überschätzt. Ein interessantes Beispiel gibt er S. 287, wo die Ungewißheit angeführt wird, die lange bezüglich der spanischen oder indianischen Abkunft eines südamerikanischen Stammes herrschte. Viele weitere Beispiele gibt auch Dirr. — Ein wichtiger Umstand ist folgender: Namen von Kulturprodukten u. dgl. können entlehnt werden, denn man hört sie ja stets aus dem Munde des fremden Händlers. Ortsnamen dagegen erhalten sich nur dann, wenn die neue Bevölkerung die alte vorfindet, sich mit ihr vermischt und von ihr die fremden Wörter lernt. So beweist das Fortklingen keltischer, rätischer, romanischer, slawischer Namen von Bergen, Flüssen, Orten im deutschen Gebiet, daß auch die früher herrschenden Rassen noch unter uns leben. — Dahn gibt zahlreiche Belege hierfür. (A. a. O., I. Bd., S. 9, 25ff.; III, S. 12, 17ff.)

[2]) Dirr, Linguistische Probleme in MWAG, 1909/10.

ring[1]), die weitaus größte Zahl der heutigen Franzosen ist keltischer, vorkeltischer (nichtarischer) und germanischer Abstammung. Lapouge meint übrigens, daß das keltische Rassenelement im heutigen Frankreich sehr gering sei[2]). Auch lange Zeit ist nicht erforderlich. Die Romanisierung Galliens erfolgte in wenigen Jahrhunderten, die Normannen Rollos sprachen schon nach 100 Jahren nur mehr Französisch, in weiten Gegenden Norddeutschlands herrscht heute das Deutsche ausschließlich, wo noch vor einem Jahrhundert das Slawische weit überwog.

Der bloße Kultureinfluß kann Sprachwandlungen bewirken, ohne daß Unterjochung nötig wäre. So verdrängte das Westaramäische das Hebräische aus Palästina, und vielleicht wäre ihm das Griechische gefolgt, wenn nicht die gewalttätigen Unterdrückungsversuche gegen die Juden die nationale Reaktion erzeugt hätten. Schon hatte die griechische Bibel die hebräische in weiten Kreisen verdrängt. Auch das Babylonische wurde durch das Aramäische ersetzt.

Die große Rolle der Wanderungen und Eroberungen in der Sprachbildung wird auch durch rein linguistische Momente bestätigt. Joh. Schmidt zeigte[3]) an einem reichen sprachlichen Material, daß die Glieder der indogermanischen Sprachen nicht in einem direkten Abstammungsverhältnis stehen. Jede Sprache hat in verschiedenen Beziehungen verschiedene Nachbarsprachen zu näheren Verwandten als alle übrigen. Offenbar ist dies so zu erklären, daß sich die Sprachen wie konzentrische Wellen ausgebreitet haben, von kleinen Stämmen nach allen Richtungen getragen. Dann erhielten manche Stämme ein bedeutendes Übergewicht und dehnten ihre ursprünglich lokale Mundart über weite Gebiete aus, wodurch

[1]) Nach Brachet stammen im heutigen Französisch von 5977 Worten 3800 aus dem Lateinischen, 420 sind germanischen, 650 unbekannten, bloß 20 keltischen Ursprungs, die übrigen verteilen sich auf Italienisch, Provenzalisch, Spanisch, Englisch, Deutsch, Slawisch, Semitisch, Amerikanisch usw. Diese rund 6000 Worte sind dann durch Zusammensetzungen, Ableitungen usw. auf etwa 27000 vermehrt worden. Vgl. Fouillée, Psychologie du peuple français, 1898, S. 159, und Fustel de Coulanges, a. a. O., S. 63, 70.

[2]) Lapouge, Race et milieu social, 1909, S. 53.

[3]) Vgl. Joh. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, 1872.

die ursprünglichen allmählichen Übergänge in scharfe Absätze verwandelt wurden. — Weiter erklärt sich wohl zum Teil die Tatsache der verschwenderischen Fülle gleichbedeutender Wörter in den Sprachen niedrigstehender Völker aus zahlreichen Mischungen. Teilweise rührt diese Erscheinung allerdings daher, daß das Denken der Naturvölker konkreter ist, der Abstraktion ermangelt und daher für zahllose konkrete Erscheinungen besondere Wörter bildet. So haben die Lappen viele Worte für die verschiedenen Renntierarten, 20 Worte für Eis, 41 für Schnee in allen Formen, 11 für kalt, 26 für Gefrieren und Auftauen usw.[1]). Ein mitwirkender Faktor sind aber gewiß auch Mischungen, die die Sprache bereicherten. Es muß doch den Wortschatz eines Kindes vermehren, wenn Vater und Mutter verschiedene Sprachen reden. Solange noch verschiedene Elemente im Volksgemenge bestanden, konnte die ganze Masse der Sprache sich erhalten, erst lange nach völliger Verschmelzung kam es zur Auswahl des Notwendigen.

Sprachstämme können sich also über ungeheure Strecken ausbreiten, ohne daß hiermit die Verbreitung einer bestimmten Rasse einhergehen muß. Das beste Beispiel bietet die Geschichte der romanischen Sprachen. Ihre gemeinsame Wurzel ist das Lateinische, deren Träger, die Römer, keineswegs auch nur vorwiegend „arischer" Rasse, vielmehr großenteils aus etruskischen, ligurischen und anderen vorarischen Bestandteilen zusammengesetzt waren. Die römischen Soldaten, die die lateinische Sprache überall verbreiteten, waren in späterer Zeit überwiegend Nichtrömer. Auch die Völker, die die lateinische Vulgärsprache annahmen, waren großenteils nichtarischer Herkunft, Iberer in Spanien, Ligurer und Iberer in Gallien, ein ganz undefinierbares Völkergemisch auf dem Boden des heutigen

[1]) Vgl. L. Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker, 1921, S. 147. Nach Herder hätten die Araber 50 Worte für den Löwen, 80 für den Honig, 200 für die Schlange und 1000 für das Schwert. Adelung (Älteste Geschichte der Deutschen usw. 1806, S. 311—316) stellt 112 Grundwörter für „Pferd" aus den verschiedenen germanischen Sprachen zusammen, ohne, wie er sagt, damit den Reichtum zu erschöpfen. — Vgl. ferner Ratzel, I, S. 318, über die Herkunft der Synonyme in australischen Sprachen.

Rumäniens[1]). In neuerer Zeit haben dann die Spanier die ehemalige Sprache Roms den Indianern Südamerikas, die Franzosen den Negern Westindiens mitgeteilt. In ähnlicher Weise haben sich andere indogermanische Sprachen über die dunklen Drawidas Indiens und die hellen Finnen des nördlichen Eurasiens ausgebreitet. Die Vorstellung, daß nun alle diese Völker durch eine besonders starke Blutsgemeinschaft verbunden seien, ist offenbar ganz haltlos.

Verwandtschaft zwischen dem arischen und anderen Sprachstämmen

Die vergleichende Sprachforschung weist immer mehr Beziehungen zwischen den großen Sprachstämmen nach, die teils auf Urverwandtschaft, teils auf Rassenmischungen hindeuten. Hervorragende Gelehrte der neuesten Zeit vertreten sogar die Ansicht, daß alle Sprachen auf dieselbe Ursprache zurückgehen[2]). Auf zahlreiche Übereinstimmungen zwischen semitischen und indogermanischen Sprachen hat Friedrich Delitzsch schon vor mehreren Jahrzehnten hingewiesen und etwa 50 Wurzelgleichungen aufgestellt. Seither haben neuere Forschungen die arisch-semitische Sprachverwandtschaft immer deutlicher werden lassen, so das „Vergleichende indogermanisch-semitische Wörterbuch“ (1911) von Hermann Möller[3]). Das Altägyptische bildet eine Brücke zwischen dem Semitischen und den nordafrikanischen (hamitischen) Sprachen. Schon der Vater der deutschen Wortforschung, Adelung[4]), hat viele Ähnlichkeiten zwischen dem Türkischen, Deutschen und Slawischen, also zwischen dem ural-altaischen

[1]) Natürlich ist es aber für die Rumänen eine Sache des Nationalstolzes, von den Römern herzustammen. Das dies ganz irrig ist, zeigt Emil Fischer im Kbl, 1915, S. 56.

[2]) Besonders Trombetti; vgl. die eingehenden Darlegungen bei A. Wirth, Rasse und Volk, 1914, S. 65ff., wo zahlreiche weitere Forscher genannt sind. Auch Finck ist dieser Ansicht, vgl. F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaues, 1923, S. 155; ferner I. van Ginneken im Anth., 1910, S. 1174.

[3]) Vgl. die zustimmenden Urteile von Hestermann und van Ginneken, Anth. VIII, 1913, bes. S. 245. Dagegen lehnt Feist, Kultur, S. 414, diesen Zusammenhang ab.

[4]) Adelung, Älteste Geschichte der Deutschen, 1806, S. 368.

und indogermanischen Stamm bemerkt; von türkisch-deutschen Sprachgleichungen führt er allein 247 an. Später haben Tomaschek, Koeppen[1]) u. a. weitere wichtige Beiträge geliefert. In jüngster Zeit sind von vielen Sprachforschern zahlreiche Beziehungen zwischen den Kaukasussprachen und dem Indogermanischen aufgedeckt worden.

Der führende deutsche Forscher auf dem Gebiete der afrikanischen Sprachen, C. Meinhof, ist der Ansicht, daß der ganze hamitisch-semitisch-indogermanische Sprachkreis zusammengehört; anderseits hängt das Hamitische mit den Sprachen der Bantuneger zusammen, wobei die Fulsprache den Übergang bildet[2]). Schon L. Reinisch hielt übrigens eine Verwandtschaft zwischen Indogermanisch-Hamitisch-Semitisch-Bantu für gegeben. Auch Beziehungen zwischen Baskisch-Hamitisch, Baskisch-Kaukasisch, Zusammenhänge zwischen afrikanischen, asiatischen und Südseesprachen, die wieder nach Amerika hinüberdeuten, werden angegeben.

Ein sehr umfangreiches Vergleichsmaterial bringt Fr. v. d. Velden[3]). Er sagt: „Ein großer Teil des Rohmaterials der Sprache, der Wurzeln, aber auch der Stämme, ist den indogermanischen Sprachen gemeinsam mit nichtindogermanischen Sprachen Asiens und Europas." „Daß die semitischen Sprachen mit den indogermanischen einige Wurzeln gemein haben, ist längst klar, außer für den, der es nicht sehen will, und den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen mit den uralaltaischen kann, wie Hommel sich ausdrückt, nur ein gänzlich Verbohrter leugnen." Fr. v. d. Veldens Arbeit erstreckt

[1]) Tomaschek in der Zeitschr. für österr. Gymnasien, 1875, S. 520; 1878, S. 860. Koeppen. Über die Urverwandtschaft der Indoeuropäer und Finnougrier, 1886 (russisch). Deutsches Referat hierüber von Stieda im Archiv für Anthropologie, XX, 1891, S. 263—272. Er schließt aus der Sprachvergleichung auf gemeinsamen Ursprung der Ugro-Altaier und Arier, den er an die mittlere Wolga verlegt. — Auf zahlreiche weitere Arbeiten über die Zusammenhänge zwischen den großen Sprachgruppen weist Friedr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen, 1922, S. 17ff., hin.

[2]) Vgl. Hestermann, Kritische Darstellung der neuesten Ansichten über Gruppierungen und Bewegungen der Sprachen und Völker in Afrika, Anth., VII, VIII.

[3]) Fr. v. d. Velden, Über Ursprung und Herkunft der indogermanischen Sprachen und anarische Sprachreste in Westeuropa, 1912.

sich ferner auch auf die Zusammenhänge der indogermanischen mit den kaukasischen und nichtarischen Sprachen Indiens; ja sogar zwischen Negersprachen (Bantu) und dem Indogermanischen werden zahlreiche Beziehungen aufgedeckt. Besonders stark sind nichtarische Bestandteile in den Alpen verblieben, wie eine Untersuchung des bayrischen Dialekts und des romanischen Patois der Schweiz zeigt. Auch die Anthropologie, Vorgeschichte und die antike Überlieferung bestätigen, daß den Grundstock der Alpenbevölkerung nichtindogermanische Rassen bildeten, die nur oberflächlich germanisiert wurden. „Ein schwer zugängliches und wegen seiner Unfruchtbarkeit wenig begehrtes Gebirgsland zeichnet sich dadurch aus, daß Änderungen in der Blutmischung der Bevölkerung und in der Sprache viel langsamer auftreten. Dieselben Sprachen, deren Reste in den Alpen anzutreffen sind, wurden einst auch im umgebenden Hügel- und Flachland gesprochen, sind aber dort längst durch neue Völkerwellen weggeschwemmt oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden.“ Die Hochgebirge sind daher auf der ganzen Welt „Völkermuseen“, in denen die Reste früher mächtiger Rassen aufbewahrt sind. Ihr Blut lebt unter uns weiter, ihre Sprachen sind verschwunden. Fr. v. d. Velden folgert aus seinen Vergleichen: „Die Träger der indogermanischen Grundsprache sind hervorgegangen aus demselben Menschenmaterial, aus dem sich die Semiten, die Ural-Altaier usw. entwickelt haben, denn sie haben frühe Stadien der Sprache gemeinsam mit ihnen durchlebt. Außerdem aber sind die indogermanisch sprechenden Völker in Berührung und Mischung mit nichtindogermanischen geblieben, wie die Entlehnungen herüber und hinüber beweisen; nicht nur die Entlehnungen von Sprachbestandteilen, sondern auch von Mythen, religiösen Anschauungen und Fabeln, die ja in der ganzen Welt wiederkehren.“ Auch die Anthropologie führt zu demselben Resultat. „So liefert die somatische Betrachtung eine Bestätigung für die auf sprachlichem Wege gefundene Erkenntnis, daß die indogermanischen Völker sprachlich wie körperlich im Anariertum wurzeln, allerorten mit ihm durchsetzt sind und ihm körperlich und geistig näherstehen, als sie im westeuropäischen Dünkel zuzugeben geneigt sind.“

Sprachen und Kulturwert

Wilhelm von Humboldt sagt in der Einleitung zu seinem großen Werk über die Kawisprache[1]): „Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. — Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken." Hier haben wir die Sprachtheorie der Romantik in klassischer Form ausgedrückt. Schon Rousseau hat behauptet, in „reinem" Zustand seien die Sprachen der Ausdruck des seelischen Fühlens; aber nur bei den südlichen Völkern findet er diese reine Sprache; bei den nördlichen Völkern zwingt das Aufeinanderangewiesensein zur Nützlichkeitssprache; das erste Wort der Südländer war: aimez moi, jenes der Nordländer: aidez moi[2]). J. G. Fichte dagegen hat einen unendlichen Vorzug der Deutschen vor den romanisierten Germanen, also vor allem den Franzosen, darin gesehen, daß die Deutschen sich ihre alte, aus der Naturkraft strömende, lebendige Sprache bewahrt haben, während jene eine ihrem Wesen fremde und daher für sie tote, konventionelle Sprache angenommen haben. Daher haben die Romanen nur Geist, die Deutschen auch Gemüt. Hierauf gründet Fichte die größten Erwartungen. Übrigens betont er, daß es hierbei nicht etwa auf die Rassenreinheit ankomme, da alle germanischen Völker mehr oder weniger gemischt seien[3]).

Wie nun später ein oberflächlicher Materialismus den Volksgeist der Romantik zum Rassengeist umgedeutet hat, so geschah es auch in der Sprachtheorie. Immer wieder taucht die

[1]) W. v. Humboldt, Über die Kawisprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung der Menschheit, 1836, I. Bd.

[2]) Nach dem geistvollen Aufsatz von Leo Jordan, Sprache und Gesellschaft in „Hauptprobleme der Soziologie, Erinnerungsgabe für Max Weber", 1923, I, S. 339.

[3]) J. G. Fichte, Vierte Rede an die deutsche Nation (Werke, 1846, 7. Bd., S. 311).

Vorstellung auf, die Sprache sei charakteristisch für den Rassengeist. So behauptet Vierkandt[1]), daß der Gruppe der arischen und semitischen Völker schon wegen des höheren Charakters ihrer Sprache (Existenz eines eigentlichen Verbums, der Geschlechtsunterscheidung, die sie mit nur äußerst wenigen anderen teilen, und der eigentlichen Flexion) eine höhere Begabung zuzusprechen sei. Ferner findet er wieder „unverkennbar die Tatsache einer höheren Begabung der arischen Rasse" darin ausgedrückt, daß die arischen Sprachen das Hilfszeitwort „sein" besitzen, das den semitischen fehle, denn hierin drücke sich eine außerordentliche Abstraktion aus.

O. Reche faßt ebenfalls die Sprachen als Produkt des Rassengeistes auf[2]) und leitet aus der Sprachverschiedenheit die Überzeugung ab, daß auch die geistigen Anlagen der Menschheit sehr verschieden sind. Er meint sogar, daß die Deutschamerikaner infolge Aufgebens der deutschen Sprache gewissermaßen geistig verkümmert seien. Hüsing sagt, daß Denkformen und Satzbau in der körperlichen Veranlagung wurzelten, also angeboren und unveräußerlich seien, und daß man sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachstämmen kaum groß genug denken könne[3]). In einem geistreichen Buch hat kürzlich Fritz Graebner einen engen Zusammenhang zwischen dem psychologischen Sprachtypus und der Kulturgestaltung behauptet[4]).

Zweifellos beeinflußt nun die Rasse in der Regel die Aussprache, also etwas rein Physisches, obwohl Kinder, die von frühester Jugend an ausschließlich in rassenfremder Umgebung aufwachsen, die fremde Sprache so völlig aussprechen zu lernen scheinen, wie irgendein rassenechtes Individuum. Bis zu einem gewissen Grad spiegelt ferner die Sprache den Volkscharakter, nämlich die historisch gewordene, herrschende Tradition wider[5]), ob-

[1]) Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker, S. 313.

[2]) Otto Reche, Rasse und Sprache, AA, 1921, S. 208.

[3]) Hüsing, Völkerschichten in Iran, MWAG, 1916, S. 218.

[4]) Fr. Graebner, Das Weltbild der Primitiven, 1924, S. 91.

[5]) Sehr interessante Beobachtungen verschiedener Autoren hierüber hat E. Hurwicz, Die Seelen der Völker, 1920, S. 130ff., gesammelt. Vgl. ferner z. B. O. Weise, Charakteristik der latein. Sprache, 1891, derselbe: Unsere Muttersprache, 1895.

wohl auch diese Tendenz nicht übertrieben werden darf. Gänzlich unbewiesen ist aber die Annahme, daß die Sprache das Abbild der erblichen seelischen Rassenveranlagung ist und daß die Sprachverschiedenheiten bedeutende Unterschiede der geistigen Anlagen ausdrücken. Die bedeutendsten Sprachforscher und darunter gerade auch solche, die die Sprache als Verkörperung der seelischen Volksindividualität betrachten, lehnen die Ausdeutung sprachlicher Erscheinungen zur Charakterisierung des Rassenwertes entschieden ab, so Misteli, Steinthal, Wundt, Schuchardt, Meillet, F. de Saussure, H. Paul, H. Hirt, Fritz Mauthner u. a.[1]). Misteli sagt, daß die Unterscheidung der Sprachtypen keine Bevorzugung gewisser Rassen in sich schließe. Zwar spreche sich darin eine Verschiedenheit geistiger Anlagen aus, die aber mit Kulturfähigkeit keineswegs identisch sei. Den Gedanken des Zusammenhanges zwischen Sprache und Volksgeist führt Misteli nicht näher aus; nur gelegentlich findet sich eine bezügliche Bemerkung, so etwa, daß in den semitischen Sprachen eine tiefe, lebendige, kräftige Innerlichkeit lebe, wie sie auch die religiöse Ergriffenheit der Semiten kennzeichne — was aber vielen anderen Charakteristiken der Semiten (z. B. jener Chamberlains) ganz entgegengesetzt ist. — Wundt betont, daß jede Sprache bestimmte Seiten der allgemein menschlichen Natur ausbilde und daher keine absolute Wertung möglich sei. Der Schluß aus Sprachformen auf dauernde psychische Rassenanlagen sei „vollends unerlaubt". Wundt lehnt insbesonders auch die Versuche von James Byrne und F. N. Finck ab, aus den Sprachformen auf die Unterschiede

[1]) Vgl. Franz Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, 1893, S. 108ff.; Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft, I. Bd., 1871, S. 54; W. Wundt, Völkerpsychologie, Bd. II, Die Sprache, 3. Aufl., 1912, S. 379, 439ff.; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl., 1909, S. 11, 39; F. de Saussure, Cours de linguistique générale, 1906, S. 268, 318; H. Schuchardt, Sprachverwandtschaft in „Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften", 1917, S. 518, derselbe: Zur gegenwärtigen Lage der baskischen Studien, Anth., 1911, S. 945; Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 1901, II. Bd., S. 30, 56ff., 313ff., 319; H. Hirt, Die Indogermanen, 1905, Bd. I, S. 83, 88; Jordan, a. a. O., S. 347ff., 359. Auch Wackernagel, „Sprachtausch und Sprachmischung" in Nachrichten von der kgl. Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse, 1904, S. 90, lehnt die Auffassung der Sprache als Organismus ab und beruft sich auch auf J. Grimm.

der Rassentemperamente zu schließen. — Paul leugnet sogar jede konkrete Existenz eines Volksgeistes und ruft, gegen Wundt gewendet, aus: Weg mit dieser Abstraktion! Der Verkehr allein erzeuge Sprache; die Abstammung sei nur ein „sehr untergeordneter" Faktor. Saussure bezeichnet es als Irrtum, die Sprache als Ausdruck der Rasse aufzufassen. Sehr treffend sind die gleichgerichteten Ausführungen Jordans. Hugo Schuchardt sagt: „Daß die Rasse an sich einen unmittelbaren Einfluß auf die Sprache ausübe, ist unerwiesen." Derselbe Gelehrte wendet sich überhaupt gegen die Auffassung der Sprache als naturhafter Organismus; Sprache ist eine Tätigkeit sozialer Art, oft ein Gemisch, das es unmöglich macht, Urverwandtschaft und Entlehnung zu scheiden. Wenn Meyer-Lübke vom Negerfranzösisch meint, es sei „eine rohe Anpassung an ein völlig anders geartetes sprachliches Denken", so widerspricht Schuchardt entschieden. Es gebe darin nichts Afrikanisches und das Denken sei nicht anders geartet als jenes romanischer Kinder. Fr. Mauthner nennt die Werteinschätzung der Sprachen nach ihrem Bau ein Spiel der Phantasie und kritisiert diesen Irrwahn treffend. H. Hirt verneint die Frage, ob die Indogermanen schon durch ihre Sprache als hochentwickelt charakterisiert werden und sagt, das Englische, die am meisten abgeschliffene, aber auch am besten durchgebildete Sprache stehe heute in seinem Bau dem Chinesischen näher als dem Indogermanischen.

Als feste Säulen der Sprachwissenschaft galten noch unlängst der isolierende, agglutinierende und flektierende Typ; es sind aber, wie Schuchardt sagt, nur ineinander übergehende Aggregatzustände. — Schon bemerkt wurde ferner, daß gerade die Sprachen höchst primitiver Völker oft einen ungeheuren Wortschatz aufweisen. Nicht selten finden sich überquellender Formenreichtum, höchst komplizierte grammatische Systematik, die großes Gedächtnis und scharfes Klassifikationsvermögen verraten. Es ist daher auch ganz unmöglich, aus der Sprache auf den geistigen Wert ihrer Träger zu schließen. „Während das wilde Jägervolk der Buschmänner eine fein gebaute, reiche Sprache spricht, finden wir die nach entwicklungstheoretischen Ansichten einfachste Sprache, die flexionslose chinesische mit ihren 450 wie Steine eines Geduldspiels

aneinanderzusetzenden und wieder aufzulösenden und dabei immer unverändert, eigentlich unorganisch bleibenden Wurzelwörtern, bei dem Volke, das die höchste und dauerndste Kultur Asiens entwickelt hat" (Ratzel)[1]. Unter den europäischen Sprachen erreicht das Englische den höchsten Gipfel formaler Armut, während die slawischen Sprachen eine reiche Gliederung aufweisen. Max Müller führt das verächtliche Urteil Darwins über die Feuerländer an. „Beim Anblick solcher Menschen", heißt es u. a., „kann man sich schwerlich einreden, daß sie Mitmenschen und Mitbewohner derselben Erde seien. Ihre Sprache verdient kaum den Namen artikuliert." Kapitän Cook verglich sie mit dem beim Räuspern entstehenden Geräuschen. Später stellte sich aber heraus, daß sich ihr Wortschatz auf 32430 Worte belaufe, was immerhin recht viel sagt, wenn man bedenkt, daß die ganze reiche Welt, über die Shakespeare verfügte, mit ungefähr 15000 Worten sich bemessen läßt. Auch ihre physische Defiguration erwies sich durch eine eingehende Untersuchung Virchows als völliger Irrtum[2]). — G. v. d. Gabelentz sagt: „Betrachte ich die freie unendlich reiche Bildsamkeit etwa einer ural-altaischen oder philippinischen Sprache, die Menge und die feinen Bedeutungsverschiedenheiten etwa in den Konjugationsformen des Santal und dann wieder die Einfachheit der Mittel, mit denen alles dies erreicht wird: dann ist es mir, als hätten wir mit viel größerem Kraftaufwande doch nur recht Mäßiges zuwege gebracht[3])."

[1]) Über die chinesische Sprache sagt Misteli: „Eine Sprache, die eine so hohe Zivilisation anregte oder mindestens begleitete, die ebensowohl dem kräftigsten Selbstbewußtsein gegenüber dem Tyrannen würdigen Ausdruck geben konnte, als sie sich zu erhabenen Untersuchungen über die sittlichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens, über das erste und höchste Wesen und den Ursprung des Alls anbot, die aber auch für Gefühl, Feinheit, Grazie, Geist, Witz, Humor geeignete Darstellungsmittel besitzt: eine solche Sprache ist um so mehr der Untersuchung wert, je weniger sie nach gewöhnlicher Vorstellungsweise die Mittel zu so hoher Wirksamkeit zu haben scheint. Der Kontrast zwischen den Mitteln und den Leistungen der chinesischen Sprache ist eine in der Sprachgeschichte ganz einzige Erscheinung." (Misteli, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, 1893, S. 156.)

[2]) Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, 1896.

[3]) Nach Fr. Mauthner, S. 316.

KAPITEL V

„Arier“ und „Nichtarier“ in Europa

Prähistorische Zusammenhänge

Schon die prähistorische Forschung zeigt, daß in Europa seit uralten Zeiten viele Rassen sich gemischt haben[1]). Den altertümlichsten und niedrigsten Typus bildet die Neandertalrasse, von der nach und nach viele Bruchstücke in Deutschland, Belgien, Frankreich, Kroatien, Mähren zutage gefördert wurden. Der Schädel dieser Rasse ist in vielen Beziehungen tierähnlicher als die heutige Form. Er ist langköpfig mit Ausnahme einer in Krapina (Kroatien) gefundenen kurzköpfigen Variation. Im Jahre 1921 kam ein sehr ähnlicher Schädel in Südafrika zum Vorschein[2]), und manche Forscher meinen, daß sich diese Rasse in der Urzeit von Afrika her über Europa ausgebreitet habe. Jünger ist der langköpfige Cro-Magnontypus, von dem die nordische und mediterrane Rasse, also hauptsächlich die Indogermanen, Semiten und Hamiten, abstammen dürften. Dann finden sich mehrere kurzköpfige Typen (Grenelle, Furfooz, Ofnet, Mugem). Sie hängen wohl mit den heutigen Alpinen zusammen und sind wahrscheinlich aus Asien gekommen. Eine kleinwüchsige, sehr langköpfige, ausgesprochen negerhafte Rasse wurde in den Grimaldigrotten bei Mentone aufgedeckt und ähnliche Funde wurden auch an anderen Orten von Südfrankreich bis

[1]) Für das Folgende vgl. besonders Moritz Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen, 1909, I. Bd.; ferner L. Reinhardt, Der Mensch zur Eiszeit in Europa, 1913; K. Claßen, Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit, 1912. Die Bezeichnungen Neandertal, Cro-Magnon usw. sind nach den ersten Fundorten gewählt.

[2]) Vgl. P. Hambruch, Der Schädel von Broken Hill in Nord-Rhodesia im AA, 1922, S. 52.

Rußland gemacht[1]). Überdies besitzen wir aus dieser Epoche eine ganze Reihe aus Elfenbein geschnitzter Figuren und Zeichnungen, welche Menschen mit afrikanischem Typus, insbesonders starker Steatopygie (Fettsteiß) darzustellen scheinen, so die berühmte Venus von Willendorf (bei Krems in Niederösterreich). Da während des Diluviums Europa und Nordafrika durch eine Landbrücke zusammenhingen, wird von Forschern wie Luschan, Hoernes, Verneau, Sergi, Brinton, Hervé, Claßen u. a. angenommen, daß die Bevölkerung Europas sich nach der Eiszeit stark durch afrikanische Einwanderung ergänzte. Sind doch Mitteleuropa und Nordafrika kaum 1000 Kilometer voneinander entfernt, während der indogermanische und der ural-altaische Sprachstamm (abgesehen von neuzeitlicher Kolonisation) in einer Längenausdehnung von 8000 Kilometern herrschen. Zwergrassen wollte man besonders in den Schweizer Alpen, in Frankreich, im Rheintal bis Worms und in Schlesien nachweisen[2]), noch Plinius berichtet von Zwergen in den Alpen und die Volkssagen bewahren die Erinnerung an sie. Auch in der heutigen Bevölkerung finden sich gelegentlich Anklänge an den afrikanischen Zwergtypus.

Man hat auch versucht, Kulturursprung und frühe Wanderungen mit archäologischen Mitteln festzustellen. Die bedeutendsten Prähistoriker und Sprachforscher nehmen an, daß die Ursprünge der Kultur im Orient liegen und daß diese erst allmählich nach Nordeuropa gedrungen ist. Im Gegensatz hierzu behaupten Salomon Reinach, Ludwig Wilser, Mathaeus Much, Gustaf Kossinna u. a., daß der Norden Europas, den sie meist auch für den Ursitz der Indogermanen halten, die wichtigsten Erfindungen selbständig hervorgebracht habe und daß diese sich von hier nach dem Süden und Osten verbreitet hätten. Gerade die größten nordischen Forscher, Sophus Müller und Oskar Montelius, lehnen aber diese Theorie ab[3]) und halten daran fest, daß dem Orient die führende Rolle zuzu-

[1]) Hoernes, S. 254, 322; Reinhardt, S. 259, 267, 336; Claßen, S. 8, 43ff.

[2]) So Kollmann, gegen ihn Schwalbe; neuestens hat sich Jens Paulsen, AA, 1923, S. 41, für Kollmann ausgesprochen. Vgl. ferner Zelizko, in Sitzungsberichte der anthropol. Gesellschaft in Wien, 1922, S. 22.

[3]) Zuletzt noch auf der 1. nordischen Archäologenversammlung zu Christiania, ZE 1919, S. 24.

schreiben sei. Schuchhardt wieder sieht Westeuropa als ältestes Kulturzentrum an. Die Frage ist für uns nur von sekundärem Interesse, da einerseits ein sicherer Zusammenhang zwischen prähistorischen Keramiken u. dgl. und bestimmten Rassen kaum herzustellen ist[1]) und anderseits die primitivsten Kulturelemente, um die es sich hier handelt, ganz wohl an den verschiedensten Orten selbständig gefunden worden sein können. Wenn manche Vertreter der Hypothese vom nordischen Kulturursprung, z. B. Wilser, soweit gehen, selbst die Erfindung der Schrift dem Norden zuzuschreiben, so wird dies von keinem maßgebenden Forscher ernst genommen. Die Tatsache kann nicht geleugnet werden, daß Babylon eine Weltstadt mit allen Zügen hoher materieller und geistiger Verfeinerung und eine weithin strahlende Kulturpotenz war, als Europa sich noch auf einer sehr primitiven Stufe der Gesittung befand.

Heutige Rassenverteilung

Im Norden Europas ist der hellpigmentierte, große, langköpfige, nordische oder germanische Typus ansässig, der sich in Skandinavien, Finnland, England, Norddeutschland am reinsten erhalten und in Mischungen über viele Länder Europas verbreitet hat. Im Süden, in den Mittelmeerländern, lebt der dunkle, langköpfige, meist kleinere und schlanke mediterrane Typus. Zentraleuropa ist der Hauptsitz des dunklen, untersetzten, breitköpfigen alpinen Typus, der in den Alpen vorherrscht, aber auch in Süddeutschland, Böhmen, Ostfrankreich, Oberitalien und in Osteuropa stark verbreitet ist; in geringerem Maße findet er sich in Holland, selbst in Norwegen[2]).

[1]) Obwohl Schliz im AA, 1908, dies versucht hat. Zu dieser Kontroverse vgl. die grundlegenden Werke von Sophus Müller, Urgeschichte Europas, 1905, u. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, 8. Aufl., 1912. M. Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, 1904; ferner Hoernes, I, S. 404, 545ff., II, S. 186; Hirt, Indogermanen, 2 Bde., 1905/07; Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur und Stilentwicklung, 1919.

[2]) W. Ripley, The races of Europe, 1900 (mit reichhaltiger Bibliographie); vgl. ferner I. Deniker, Les races et les peuples de la terre, 1900, und Les six races composant la population actuelle de l'Europe, im JAI, 1904. Das

Nach Deniker wäre diesen Rassen noch ein blonder, mehr kurzschädliger, kleiner „östlicher“ Typus, der besonders in Osteuropa (Rußland, Polen) vorkommt, hinzuzufügen, ferner ein sehr hochgewachsener, kurzköpfiger, brünetter, den er „adriatische“ oder „dinarische“ Rasse nennt. Die letztgenannte ist oft durch starke Adlernase gekennzeichnet (Defregger-Typus); sie hat hauptsächlich den Balkan und Teile der Alpen inne. Weiter zerlegt Deniker die Mittelmeerrasse in eine hohe und eine kleine Rasse, von denen erstere mittelköpfig ist, und gibt noch einige Varietäten an.

Nicht zu übersehen ist ferner die mongoloide zweifellos aus Asien stammende Rasse, untersetzt, breitschädlig, breitnasig, mit starken Backenknochen, dunkel, in Nordeuropa (Lappen), dann aber im Norden und Osten (Rußland, Böhmen, Finnland, Ungarn) in Mischungen stark vertreten.

Diese heute allgemein anerkannten Typen erstrecken sich aber teilweise weit über Europa hinaus. Die blonden nordischen Menschen halten manche Forscher für die indogermanische Urrasse. Andere sehen im Gegenteil gerade die dunklen, kurzköpfigen Alpinen für die ursprünglichen Träger indogermanischer Sprachen an. Die Alpinen reichen donauabwärts in einem breiten Band bis Asien, und manche Anthropologen sind geneigt, sie mit den Mongolen zusammenzustellen (E. Fischer). Luschan erklärt sie für verwandt mit den Kleinasiaten, besonders den alten Hetitern, die er anderseits auch für einen Hauptbestandteil der Juden hält. In neuerer Zeit sieht man eher die dinarische Rasse als einen Ausläufer der vorderasiatischen an, mit der sie ja auch die bis in die Alpen oft vorkommende, auffällig gekrümmte Nase gemeinsam hat. Die mediterrane Art erstreckt sich zweifellos auch über Nordafrika und einen großen Teil Vorderasiens. Viele Anthropologen nehmen eine engere Gemeinsamkeit der mediterranen und nordischen Rasse an.

Professor H. I. Fleure hat weiter einen eigenartigen dunklen, sehr langköpfigen Typus untersucht, der sich noch in abge-

Buch von Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1922, enthält manche weitere beachtenswerte Angaben, vertritt aber vielfach den Standpunkt naiver Rassengläubigkeit. — Den neuesten Stand der Wissenschaft gibt E. Pittard, Les races et l'histoire, 1924.

legenen Teilen von Wales, England und Schottland ziemlich rein erhalten hat. Er war einst über einen großen Teil Europas verbreitet und reicht bis nach Afrika, Arabien, Australien, Südamerika. Wahrscheinlich ist er von Afrika oder auch Südwestasien nach Europa gekommen; er weist auch negroide Züge auf (Prognathie, breite Nase u. dgl.). Fleure sucht nachzuweisen, daß sich aus diesem Typus einerseits an der Ostsee der blonde nordische, anderseits am Mittelmeer der dunkle mediterrane entwickelt hat, was mit geologisch-klimatischen Änderungen zusammenhing. Auch der semitische Typus soll einen Seitenzweig bilden[1]).

Der nordische Typus in Deutschland

Daß der nordische, „arische" Typus im heutigen Deutschland, insbesonders aber in Süddeutschland, nur mehr eine Minderheit bildet, haben schon die von Virchow veranlaßten umfangreichen Erhebungen an deutschen Schulkindern erwiesen. Rein kommt der Typus überhaupt nur mehr selten vor. Als der langköpfigste Stamm Deutschlands galten die von Virchow gemessenen Friesen, die Virchow übrigens nicht für Germanen, sondern auf Grund ihrer eigenartigen Schädelbildung für eine eigene „neandertaloide" Rasse (wegen der Ähnlichkeit mit dem Neandertalschädel) hielt. — Unter ihnen waren 18% echte Langköpfe, 33% Mittelköpfe mit Hinneigung zur Langköpfigkeit, fast die Hälfte entfiel also auf die Breitköpfe (31%) und Mittelköpfe mit Hinneigung zur Breitköpfigkeit. Waldenburg[2]) hat Untersuchungen unter den Halligen-Friesen angestellt, deren überraschendes Ergebnis war, daß in der bisher meist für rein germanisch gehaltenen nordfriesischen Rasse der Langkopf ausgestorben ist, wenn er

[1]) Vgl. H. I. Fleure, Some early neanthropic types in Europe and their modern representatives, JAI 1920, S. 12; ferner das Buch von Fleure, The Races of England and Wales, 1923, und seine andern dort zitierten Arbeiten. — Der Keltologe J. Pokorny, Über die vorarische Urbevölkerung Englands (Sitzungsberichte der Anthropolog. Gesellschaft, Wien 1918/19, S. 18), bringt dagegen diese Rasse mit den mongoloiden aber langschädligen Eskimos in Verbindung.

[2]) Internationales Zentralblatt für Anthropologie, VIII, 1903, S. 154 (Referat).

überhaupt je da war. Nicht weniger als 87,7% der Bevölkerung waren ausgesprochen breitköpfig, 42,5% sogar extrem breitköpfig!

In Süddeutschland hat der runde, breite Schädel den langen Schädel fast ganz verdrängt. Um ein Beispiel für viele zu geben, so zählte Kollmann unter den Schädeln germanischer Gräber in Bayern 44% eigentliche Langköpfe und nur 11% eigentliche Breitköpfe, während Ranke in denselben Gegenden bei der heutigen Bevölkerung nur 1% wahre Lang-, dagegen 83% wahre Breitköpfe gefunden hat. Noch extremer sind die Gegensätze der alten und modernen Bevölkerung im Rheingebiet und in Schwaben. Ammon fand, daß der reine nordeuropäische Typus in Baden 1,45% der Fälle ausmacht.

Der Hauptsitz der Brachycephalie, die mit dunkler Pigmentierung und untersetzter Statur verbunden ist, sind die Alpen, von wo aus diese Merkmale sich über ganz Süddeutschland verbreitet und den „germanischen“ Typus zurückgedrängt haben. Zbinden fand unter den von ihm untersuchten Schweizer Rekruten nicht einen einzigen Fall des reinen nordeuropäischen Typus, und selbst in Mischformen ist er nicht häufig ausgeprägt[1]). Frizzi fand durch Messung an 1000 Tirolerschädeln 42% hyperbrachycephale und ebensoviel brachycephale Formen. Giovannozzi fand 88% der von ihm untersuchten Tiroler brachycephal; der letztgenannte Forscher hebt ferner die geringe Höhe der Schädel hervor, ihre Merkmale seien vielleicht mongoloid.

Während des Weltkrieges wurden in England ausgedehnte Messungen an deutschen Kriegsgefangenen, und zwar nach der Herkunft gesondert, vorgenommen[2]), deren Ergebnis kurz dahin zusammengefaßt werden kann, daß die germanischen Rassenmerkmale in England viel verbreiteter sind als in Deutschland, wo sie offenbar von alpinen und slawischen (mongoloiden) Typen zurückgedrängt wurden. Als durch-

[1]) Zbinden, Beiträge zur Anthropologie der Schweiz im AA, 1911, S. 280ff.; vgl. ferner Toldt, Untersuchungen über die Brachycephalie der alpenländ. Bevölkerung in den MWAG, Bd. XL, Heft 3 u. 4, 1911; Frizzi über Tirolerschädel, ebenda Bd. XXXIX.

[2]) Vgl. F. G. Parsons, Anthropological observations on German prisoners of war, JAI, 1919, S. 20ff.

schnittlicher Schädelindex wurde bei Engländern 78,24, bei Deutschen 82,5 festgestellt[1]). In keinem Teil Deutschlands sinkt er unter 80. (Echte Langköpfigkeit umfaßt die Indizes unter 75.) Interessant ist übrigens, daß der Schädelinhalt deutscher Soldaten erheblich größer gefunden wurde als jener englischer Soldaten, ja selbst ein wenig größer als jener englischer Studenten. Dunkle Pigmentierung wurde selbst in den hellsten Gegenden Norddeutschlands in etwa 38—50% der Fälle festgestellt, in Süddeutschland in 79—99%.

Ripley sagt auf Grund der Verbreitung der „germanischen" Merkmale: „Das nordöstliche Drittel Frankreichs und die Hälfte Belgiens sind heute germanischer als Süddeutschland." Unsere chauvinistischen Franzosenfresser vergessen meist ganz, daß Frankreich das Land der Franken, Westgoten und Burgunder war, denen das Germanentum doch nicht abgesprochen werden kann. Auf anderem Wege kam der Keltologe Arbois de Jubainville zu dem Resultat, daß in Frankreich die Germanen, in Deutschland aber die Kelten die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten. Süddeutschland ist stark keltisch, rätisch und ligurisch gemischt, und in Norddeutschland ist die Bevölkerung vielfach größtenteils slawischer Herkunft.

Das Vorwiegen „nichtgermanischer" Merkmale in Süddeutschland kann übrigens nicht, wie es häufig geschieht, durch die keltische Beimischung erklärt werden; denn die Kelten waren nach dem Zeugnis der Alten den Germanen in allen Stücken ähnlich, ebenfalls blond und hochgewachsen. Die Alpen und ihre Vorländer beherbergen aber zum großen Teil Volkselemente, die „nichtarischer" Abkunft sind. Dies muß als wissenschaftlich absolut sichergestellt gelten. Die Gräber aus germanischer Zeit zeigen noch überwiegend den nordischen Typus; offenbar wurde auf die Bestattung der unterworfenen vorarischen Rassen weniger Sorgfalt verwendet[2]). Seither hat aber der nichtgermanische Typus in

[1]) In Frankreich beträgt er nach Collignon 83,57, nach Bertillon 83,8.

[2]) In Frankreich finden sich häufig in demselben Grab Skelette germanischer (fränkischer) Männer neben kleinwüchsigen Frauen, die Lapouge als besondere Rasse (homo contractus) ansieht. Lapouge, Evolution de la population de la France in Race et milieu social, 1909, S. 46. Obwohl

ganz Süddeutschland, Österreich usw. die überwiegende Majorität erlangt. Am besten hat sich der germanische Typus noch in der norddeutschen Tiefebene erhalten. Beweist er aber auch wirklich die germanische Abstammung? Kann ein blonder, blauäugiger, hochgewachsener Mensch sich ohne weiteres als Germanen betrachten? Die alten Slawen waren auch blond, blauäugig und langköpfig, und vor ihnen saßen wahrscheinlich mongoloide Finnen im Lande, die ein sehr hell pigmentiertes Volk sind und, wo sie nicht mit Lappen vermischt sind, auch den Langkopf aufweisen. Das Deutschtum ist in Norddeutschland meist sehr jungen Datums. Mancher auf seine Blondheit stolze Germane mag sie aus der slawischen oder finnischen Verwandtschaft haben. Wo liegt übrigens der Schwerpunkt der deutschen Kultur? Im breitköpfigen und relativ dunklen Schwaben und Franken oder in Mecklenburg und Pommern, in denen der blonde, langköpfige Typus sich viel reiner erhalten hat?

Wie an anderer Stelle dargelegt, könnte man nun die Zurückdrängung der germanischen Merkmale statt aus Rassenmischung auch aus der Wirkung der Umwelt (intensivere geistige Tätigkeit, Verbesserung der Ernährung, Gebirgsleben usw.) zu erklären versuchen, was aber die Rassentheoretiker entschieden ablehnen.

Keine dieser beiden Annahmen kann mit den Rassentheorien in Übereinstimmung gebracht werden. Entweder haben in Europa in historischer oder vorhistorischer Zeit große Rassenmischungen stattgefunden, die die heutige Buntscheckigkeit der Rassenverhältnisse erklären. Dann ist es aber ganz ausgeschlossen, die Entwicklungshöhe der europäischen Kultur ausschließlich einer, der „arischen“ oder „germanischen“ Rasse zuzuschreiben. Es haben dann sehr verschiedene Rassenelemente an dem Aufbau unserer Kultur mitgewirkt, deren Verdienstanteil nicht gesondert werden kann. — Oder wir nehmen an, daß jene Buntscheckigkeit der lokalen Umwelt zuzuschreiben ist. Dann muß aber die Milieuwirkung überraschend stark und schnell sein, der Mensch wäre überaus

Tacitus (Germ. 2, 4) die Germanen für unvermischt hält, deutet doch schon die wirtschaftlich selbständige Stellung der Sklaven (cap. 25) darauf hin, daß diese einer unterworfenen Bevölkerung entstammten.

plastisch und die Annahme einer Beständigkeit der Rassennatur, auf welcher alle Rassentheorien beruhen, wäre vollkommen hinfällig.

Denkbar wäre auch, daß die nichtgermanischen Merkmale bei Rassenmischung dominant sind, also die germanischen zurückdrängen (Eugen Fischer). Sollte aber dann im Sinne der Rassentheorien nicht auch die geistige Erbmasse der Nichtgermanen als dominant angenommen werden?

Der nordische Typus und die antike Kultur

In den Rassentheorien spielt die Behauptung eine sehr große Rolle, daß die alten Hellenen und Römer viel stärker nordisch-arisch waren als die heutigen Griechen und Italiener, bei denen der nordische Typus nur einen sehr kleinen Bruchteil mehr bildet[1]). Dieses nordische Element soll die antike Kulturblüte, seine Ausrottung und Vermischung aber den Zusammenbruch der Antike verursacht haben. Wir kommen auf dieses Hauptargument aller Rassentheorien später noch zurück; hier sei nur die anthropologische Seite beleuchtet, wobei wir uns auf die Hellenen beschränken.

Daß unter den Rassen, aus deren Verschmelzung das alte Griechentum sich bildete, auch ein nordisches Element vertreten war, ist aus mancherlei Gründen anzunehmen. Die heutigen Griechen sind, wie Luschan gezeigt hat, aus einem langköpfigen (Index 75) und einem sehr breitköpfigen (Index 88) Element zusammengesetzt. Die langköpfigen Typen dürften auf nordische und mediterrane (semitische?) Elemente zurückgehen, die breiten auf eine vorderasiatisch-hettitisch-alpine Schicht, die auch an prähistorischen griechischen Schädeln nachweisbar sein soll[2]). Die breite Schädel- und Gesichtsbildung findet sich auch an manchen antiken Büsten sehr ausgeprägt, am stärksten wohl bei dem Größten aller Griechen,

[1]) In Italien macht der rein blonde Typus 3%, der gemischt blonde 9,3% der Bevölkerung aus, am stärksten ist er in Venetien mit 5,4% bzw. 14,2% vertreten. Giuffrida-Ruggeri, Anthropology of Italy, JAI, 1918, S. 80.

[2]) Harold Peake, Racial elements concerned in the first siege of Troy, JAI, 1916, S. 154; Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 130. Nach Pittard, S. 364, ist aber die Mehrzahl altgriechischer Schädel lang und nur 11% breit.

Sokrates, und bei dessen Jünger Platon, der ursprünglich Aristokles hieß und nach Neanthes wegen seiner breiten Stirn Platon (der Breite) genannt wurde[1]). Die Gesichtsbildung Sokrates' ist gewiß nicht nordisch. Als Beweis starken Vorwiegens der nordischen Rasse haben neuere Rassentheoretiker das häufige Vorkommen blonden Haares bei den alten Griechen hervorgehoben. Wir besitzen ein Zeugnis des jüdischen Arztes Adamantios aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., der sagt, daß die Behaarung der alten Hellenen zum Blonden (oder Braunen) hinneigte, zart und leicht wollig war. Seine Beschreibung ist aber wenig klar und mehr poetisch als wissenschaftlich[2]). Ferner findet sich blondes (oder braunes) Haar bei den alten Dichtern oft erwähnt, besonders die jugendlichen Helden wurden so dargestellt, wie ja übrigens selbst bei sehr dunklen Völkern in der Jugend helleres Haar nicht selten ist. Auch spielten sexuelle und ästhetische Motive mit; gerade dunkle Männer finden ja blonde Frauen oft besonders anziehend und dies hat wohl dazu beigetragen, daß mythologische und auf erotische Wirkung berechnete Frauenbilder der Antike und Renaissance nicht selten blond sind, während gelegentlich auf demselben Bild die Männer dunkles Haar haben. Aristophanes nennt Kleon pyrrhopipes „Goldlockenäugler“, nach blonden Knaben schielend, was zeigt, daß der blonde Typus mehr bei Jugendlichen vorkam. — Man darf auch nicht übersehen, daß das meist als „blond“ übersetzte Wort xanthos alle Schattierungen von Braun und Gelb bezeichnet, es wird z. B. auch auf die sonngebräunte Haut, Pferde, Rinder, Bienen, Braten, Erde angewendet, also auf Objekte, die doch keineswegs ausgesprochen gelb sind[3]). Ebenso ist es zweifelhaft, ob das Beiwort der Athene glaukopis blauäugig oder

[1]) Diogenes Laertius, Leben der Philosophen, III, 5.

[2]) Vgl. die ausführliche Erörterung bei M. Hoernes, Natur- u. Urgeschichte des Menschen, 1909, I. Bd., S. 355, wo auch weiteres Material zu dieser Frage.

[3]) W. Gladstone, Der Farbensinn mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntnis des Homers, 1878, meint, xanthos bedeute kastanienbraun, rotbraun, braunrot. E. Veckenstedt, Geschichte der griechischen Farbenlehre, 1888, erklärt es als rötlichgelb. — In den „Choephoren“ des Äschylos erkennt Elektra eine aufs Grab gelegte Locke und eine Fußspur als die des Orestes, und Prof. Ridgeway hat hieraus geistreich geschlossen, daß die Herrscherfamilie sich durch blondes Haar und große Statur vom Volke

glanzäugig, funkelnd bedeutet oder ob es von der Eule, dem Vogel der Athene, herzuleiten ist[1]). Den Späteren erschien die Vorstellung blauer Augen anscheinend seltsam. Pausanias (I, 14) erklärt die blauen Augen einer Athenestatue aus einer afrikanischen (lybischen) Sage und Diodor (I, 12) gibt die ägyptische Meinung wieder, daß hierdurch ihre Eigenschaft als Göttin der blauen Luft symbolisiert werden solle, denn es wäre ja einfältig, wie einige Hellenen, zu glauben, daß sie wirklich blaue Augen gehabt habe.

In der pseudo-aristotelischen Physiognomik werden blaue Augen als Zeichen von Mut und Geist erwähnt, weißblaue (hellblaue?) aber zeigen Feigheit an, ebenso „zu schwarze", gelbliche und grünliche Augen. Es finden sich dort manche interessante Bemerkungen. Im allgemeinen machen die Schilderungen den Eindruck, daß das beobachtete hellenische Menschenmaterial eine starke Mischung der Rassenmerkmale aufwies.

Schon daß den Alten die Blondheit der Germanen, Gallier, Skythen, Thraker usw. so stark auffiel, wie zahlreiche Stellen beweisen, zeigt, daß sie bei ihnen nicht sehr häufig oder ausgeprägt gewesen sein kann. Herodot (IV, 108) erwähnt ein nordisches Volk, die Budiner, die ganz blond und blauäugig sind, und sagt ausdrücklich, daß sie den unter ihnen lebenden Hellenen an Gesicht und Farbe unähnlich seien. Auch ist bezeichnend, daß die Griechen ihre obersten Götter dunkelhaarig dachten. Xenophanes hebt hervor, daß die Neger sich ihre Götter schwarz und plattnasig vorstellen, die blonden Thraker aber die ihrigen blond und blauäugig. Dies zeigt doch wohl, daß Blondheit bei den Griechen und ihren Göttern nicht gewöhnlich war, sonst hätte Xenophanes doch eher sie als Beispiel angeführt. Gerade die obersten Götter Zeus und Here hatten dunkle Haare (Ilias I, 528, XV, 102, XVII, 209). Poseidon heißt der schwarzgelockte

unterschieden haben müsse. Dann muß es sich aber wohl nur um eine sehr kleine Schicht gehandelt haben, denn Elektra sagt (Vers 192, Donner) auch, daß die Locke keinem anderen Bürger gehören könne.

[1]) Die Philologen erklären es jetzt meist als glanzäugig, was durch das alte Scholion zu Apollonios Rhodios, I, 1280, ausdrücklich bestätigt wird, Schliemann war für eulenäugig, Veckenstedt für blauäugig.

(Ilias, XIII, 563, XV, 174, XX, 144, Od. IX, 536). Selbst Apollo, der doch als Sonnengott besonderen Anspruch auf Blondheit hatte, wurde bildlich schwarz aufgefaßt. Der große Sophokles sagt ausdrücklich[1]), daß zwar die Dichter Apollo goldlockig nennen; wollte aber ein Maler das Haar des Gottes golden malen, statt schwarz, so wäre das Bild minderwertig. Ebenfalls bei Sophokles (Antigone, 1080, bei Donner, 1093) spricht der Chor von schwarzen Haaren als der gewöhnlichen Haarfarbe, dasselbe wird in Platons „Staatsmann" erwähnt.

Die Statuen jugendlicher und weiblicher Gottheiten wurden nach Athenäus blond bemalt, wovon sich manche Spuren erhalten haben. Noch häufiger findet sich rote Bemalung der Haare, so auf den Tanagrafiguren, aber auch auf manchen sonstigen Plastiken[2]). Auf Gemälden und Mosaiken findet man schwarze, braune und blonde Haare.

Eine Giebelgruppe von der Akropolis zeigt Zeus mit blauschwarzem Kopf- und Barthaar, während der vor ihm stehende Herakles blond ist[3]). Athene wird manchmal mit schwarzen[4]), manchmal mit roten Haaren dargestellt. Auf den überaus zahlreichen griechischen Vasen sind die dargestellten Figuren ganz überwiegend schwarzhaarig, obwohl auch rot-, gelb- und weißhaarige vorkommen. Die schwarzfigurigen Vasen zeigen dagegen typisch roten Spitzbart und schwarzes Kopfhaar,

[1]) Vgl. Athenaeus, XIII, 81 (in der Ausgabe von Lefebure de Villebrune, Bd. V, S. 152).

[2]) Vgl. z. B. R. Kekule v. Stradonitz, Die griechische Skulptur, 3. Aufl., 1922, S. 12, 29, 51, 222. Die Bemalung des Haares wird öfters als dunkelbraunrot angegeben, vgl. Emil Waldmann, Griechische Originale, 1923, S. 70ff. Es wäre übrigens erwägenswert, ob die rote Haarfarbe nicht eine andere Bedeutung hat. Viele Naturvölker färben nämlich ihr Haar rot oder rotgelb, so Somali, Dinka, Bakairi, Karaiben, Otomaken, Tasmanier, Melonesier, alte Araber, vgl. O. Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, 1908, S. 350ff. Auch Germanen und Gallier und die späteren Römerinnen färbten die Haare rot, vgl. Feist, S. 245; Diodor, V, 28; Tacitus, Hist., IV, 61. Viele prähistorische Schädel tragen heute noch Spuren von Rötel oder Ocker. Rot galt nämlich als Farbe der Lebenskraft. Die blonden Thraker färbten ihre Haare blau. — Eine merkwürdige Erklärung der hellen Pigmentierung der Nordvölker bei Aristoteles, Problemata, XIV, 14.

[3]) Vgl. das Titelbild in Martin Schede, Die Burg von Athen, 1922.

[4]) Vgl. Ausgewählte griechische Terrakotten, hersg. von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin, 1903, S. 5, 6ff.

wohl aus malerischen Gründen, damit sich der Bart vom schwarzen Körper, das Haupthaar aber vom roten Hintergrund besser abhebt. Wie stark solche Gründe mitwirkten, zeigt, daß auf den beiden wundervoll, anthropologisch getreu charakterisierten antiken Negerköpfen im Berliner Museum (Nr. 2203, 4049) die Kopfhaare allein unbemalt hell gelassen wurden. Anzunehmen ist wohl, daß hellere Typen in Griechenland nicht gerade selten waren; die große Mehrzahl aber war zweifellos dunkel.

Die archaischen griechischen Bildwerke fallen auch oft durch sehr schief gestellte, „mongolische" Schlitzaugen oder durch große Glotzaugen, durch gewaltige Nasen, „gefrorenes Lächeln", spitze vorwärts gerichtete Bärte, Kraushaar und ähnliche unnordische, asiatische Züge auf[1]). Doch dürfte es sich vielfach nicht um naturalistische Darstellung, sondern um Nachahmung asiatischer und ägyptischer Vorbilder handeln; auch wurde der Stil vielleicht durch magische Gründe (Darstellung des Auges) beeinflußt. Aber auch griechische Porträtbüsten der späteren Zeit sehen oft gar nicht nordisch aus, z. B. die von Hoernes (I, S. 357) nach Bernoulli wiedergegebenen.

Die Ergebnisse der Anthropologie werden nun auch durch historische und linguistische Zeugnisse bestätigt. Ein kurzer Blick auf die Hauptländer Europas zeigt, daß fast überall der Einfluß einer vorarischen Bevölkerung in der Geschichte, Sprache, Mythe, den Ortsnamen usw. zum Ausdruck kommt[2]). Ihre Sprachen sind größtenteils verschwunden, aber ihre Nachkommen leben ganz zweifellos noch heute unter uns, und auch sie haben an dem Aufbau der europäischen Kultur mitgewirkt.

Die Vorarier in Griechenland

Die hellenischen Geschichtschreiber wissen viel von den Pelasgern und Lelegern zu erzählen, die vor Zeiten Griechen-

[1]) Vgl. z. B. bei M. Collignon, Geschichte der griech. Plastik, I. Bd., 1897, das Titelbild, den Zeuskopf aus Olympia (S. 343), Über orientalische Einflüsse auf die griechische Kunst, S. 68, 156, 377; auch A. Springer, Hdbch. d. Kunstgesch., 1923, Bd. I. S. 52f., S. 188f; ferner K. Woermann, Gesch. d. Kunst, 1922, I. Bd., S. 209 ff.

[2]) Eingehendes über die Vorarier in den grundlegenden Werken von H. Hirt, Die Indogermanen, 1905/07, 2 Bde., und S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913.

land bewohnten und eine nichthellenische Sprache redeten. Ganz Griechenland, sagt ausdrücklich Thukydides, hatten einst Barbaren inne. Herodot berichtet, daß noch zu seiner Zeit in einigen Städten pelasgisch gesprochen wurde und daß es eine Barbarensprache war[1]). War man früher geneigt, diese ausdrücklichen Zeugnisse der Alten geringzuschätzen, so hat die neuere Forschung ihre Aussagen vollständig bestätigt. Kretschmer, Kießling, Fick u. a. haben nachgewiesen, daß ganz Griechenland und Kleinasien früher von derselben Bevölkerung bewohnt wurden, die weder indogermanisch, noch semitisch war, sondern eine ganz selbständige Gruppe bildete; Lautgesetze, Wortbildung und Wortschatz stimmen dies- und jenseits des Ägäischen Meeres genau überein. Die Erdgeschichte zeigt, daß vor noch nicht langer Zeit an Stelle des Meeres Festland war, dessen Berggipfel in den Inseln erhalten sind. Auf dieser Landbrücke zog wohl der kleinasiatische Stamm nach Griechenland und weiter nach Nordwesten, bis in die Alpen, wo er der Grundstock der heutigen Bevölkerung wurde. Später, als die hemmenden Binnenseen in den Donauniederungen verschwunden waren, erfolgte von Norden die Einwanderung der Indogermanen und die Hellenisierung des Landes. Doch stets blieb Griechenland ein stark gemischtes Land. „Unsere gelehrten Lexikographen", sagt Kießling[2]), „betonen selbst, daß ein ansehnlicher Teil des griechischen Vokabulars etymologisch nicht zu fassen ist und jedenfalls nichtgriechisches, fremdes Sprachgut darstellt." Besonders auffällig ist dies bei den griechischen Ortsnamen, so daß Heinrich Kiepert erklären konnte, überhaupt nur ein ganz verschwindender Prozentsatz aller hellenischen Ortsnamen sei griechischer Herkunft. Sie sind, wie Kießling hinzufügt, weder aus dem Griechischen, noch überhaupt aus dem Indogermanischen zu erklären, und zwar sind es gerade die bekanntesten Namen, die jeder Erklärung spotten: Athen, Tanagra, Argos, Mykene, Tiryns, Theben, Korinth, Olymp, Parnaß, Larisa u. a. sind wirkliche Fremdworte. Die

[1]) Vgl. weitere Zeugnisse bei Grote, Geschichte Griechenlands, 1880 (Deutsche Ausgabe I, S. 505, 523ff.).

[2]) Kießling, Das ethnische Problem des antiken Griechenlands, ZE, 1905, S. 1009ff.

Übereinstimmung der griechischen und kleinasiatischen Ortsnamen ist offenbar. Der bedeutendste Stamm Kleinasiens, die Karer, haben in Hellas besonders deutliche Spuren hinterlassen, so den Zeus Karios in Böotien, die Burg Karia in Megara sowie den Urkönig Kar dieses Staates, ja Aristoteles berichtet sogar, daß früher in Argolis — dem gegenüber Athen liegenden Teil des Peloponnes — Karer gewohnt haben. Herodot, der zwar aus einem dorischen Ort stammte, aber ganz athenisch-ionisch fühlte, teilt mit, daß die Ionier und insbesonders die Athener früher Pelasger gewesen seien und erst später die hellenische Sprache angenommen hätten, im Gegensatz zu den Dorern, die echte Hellenen seien[1]). Somit war gerade jener Griechenstamm nichthellenischer Abkunft, der den Großteil der griechischen Kultur erzeugt hat und dessen Bedeutung durch die Namen Athen und Homer gekennzeichnet wird.

Die starke Beeinflussung der Hellenen durch unarische Elemente zeigt sich auch in ihrer Mythologie und ganzen Kultur. „So stolz die Griechen", sagt Curtius[2]), „auf ihre Autochthonie waren, so knüpften sie dennoch allerorten die Gründung ihres geselligen Lebens an die Ankunft hochbegabter Fremdlinge, die mit übernatürlicher Kraft und Klugheit das Leben der Menschen in eine neue Ordnung gebracht haben sollen." Die semitischen Götter, Kulte und Sagen seien vollständig mit dem griechischen Bewußtsein und der nationalen Kultur verschmolzen, man denke an die Mythen von Kronos, den Titanen, Herakles, Minos, Moloch, selbst der arische Gott Zeus habe einen semitischen Adoptivvater erhalten. — Was der berühmte Geschichtschreiber Griechenlands für semitisch hielt, ist teilweise anderen Stämmen zu-

[1]) Vgl. Herodot I, 56 bis 58. Herodot sagt dort auch, daß die Hellenen vor der Mischung mit den Pelasgern ganz unbedeutend waren und erst hierdurch zu großer Zahl anwuchsen. Er betont die größtenteils nichthellenische Abkunft und Rassenmischung der Ionier und insbesondere der Athener sehr oft und gibt verschiedene Beweise hierfür; vgl. auch I, 146; II, 50, 51, IV, 145, V, 66, 88, VII, 94, 95, VIII, 135 usw.

[2]) Curtius, Griechische Geschichte, I, 1, S. 40. — In neuerer Zeit hat Beloch den orientalischen Einfluß bestritten. Dagegen hat H. Wirth, Homer und Babylon, reiches Material für die semitischen Einflüsse zusammengestellt.

zuschreiben, obwohl auch semitischer Einfluß zweifellos groß war. Herodot sagt, von den Pelasgern hätten die Hellenen ihre Götter[1]).

Die Wissenschaft des Spatens hat in jüngster Zeit auf Kreta eine ungeahnte Welt hoher Kultur aufgedeckt, die schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend beginnt, im 2. Jahrtausend ihren Höhepunkt erreicht und ein Bindeglied zwischen den altorientalischen und ägyptischen Kulturen und dem Griechentum darstellt[2]).

Ihr nächster Ableger ist die mykenische Entwicklung, doch hat sie weit über Griechenland hinaus gestrahlt, und ihr Abglanz scheint mitten in unseren Alpen, in der Hallstadtkultur, deutlich auf — übrigens ein neuerlicher Beleg für die vorderasiatisch-alpinen Zusammenhänge. Die Träger dieser kretischen Kultur waren wohl die uns schon bekannten Kleinasiaten. Auf den Gemälden sehen sie keineswegs nordisch aus[3]). Der berühmte Aufdecker dieses Kulturkreises, Sir Arthur Evans, sagte 1912 vor der Society of Hellenic Studies unter anderem, längst sei man zu der Ansicht gekommen, daß die griechische Kultur nicht mehr als ein Wunderkind betrachtet werden könne, ihre Wurzeln liegen in der älteren, kretischen Kultur und ihren Ausläufern. Der Einfluß dieser Zivilisation auf die Griechenheit könne kaum hoch genug eingeschätzt werden. Auch Heinrich Bulle sagt, daß an Genialität der Auffassung die kretische Kunst der späteren griechischen kaum nachstand.

[1]) A. Wirth, Der Gang der Weltgeschichte, 1912, S. 127, erklärt eine Reihe griechischer, aber auch semitischer Götter für kasisch, wie er das kleinasiatische Element nennt.

[2]) Hoernes, Kultur der Urzeit, 1912, II. Bd., S. 46—73. Prof. Hoernes sagt u. a.: „Die kretisch-mykenische Kultur ist die größte und folgenreichste Erscheinung der Bronzezeit der ganzen Erde. Ihre Fortwirkungen in Zeit und Raum sind noch kaum ermessen." Ihr Einfluß zeigte sich nicht nur in einem großen Teil Europas, sondern auch in Armenien, Kaukasien, Persien und selbst in China.

[3]) Lichtenberg, Die ägäische Kultur, 1918, bemüht sich, die Kreter als Arier zu erweisen, die sogar zur Blüte der ägyptischen Kultur beigetragen haben sollen. K. Woermann, Gesch. der Kunst, 2. Aufl., 1922, Bd. I, S. 189, sagt über die Theorien Lichtenbergs: „Diese ansprechende (!) Ansicht wird jedoch keineswegs von den angesehensten Forschern geteilt."

Die Ligurer

Sehr weit verbreitet war im Altertum der ligurische oder auf griechisch lygische Stamm, dessen Sprache ganz ausgestorben ist. Die Bedeutung der Ligurer erhellt daraus, daß der Geograph Eratosthenes das ganze westliche Europa nach ihnen benannte. In Italien war Ligurien ihr Hauptsitz, wo heute Genua liegt, von da erstreckten sie sich über die Ebene des Po, der ursprünglich den ligurischen Namen Bodincus führte, aber auch nach Süden bis zum Vesuv, dessen Name ebenfalls ligurisch ist. Sie bewohnten ferner einen großen Teil der Alpen, Südfrankreichs und Nordspaniens, wo sie sich mit den Iberern mischten. Tacitus kennt ein weitverbreitetes Volk ihres Namens in Germanien[1]). Zahlreiche Orts- und Flußnamen stammen aus ihrer Sprache, wie Alpen, Rhein (übereinstimmend mit dem Reno bei Bologna), Bodensee (dieselbe Wurzel wie Bodincus), Genf (= Genua), Main, Mosel, Worms, vielleicht auch Vindobona usw.[2]). Nach Fr. Stolz bildeten die Ligurer den Hauptteil der Urbevölkerung Tirols.

Daß die Ligurer keine Indogermanen waren, steht fest, schon Müllenhoff hat dies dargelegt. Übrigens finden antike Schriftsteller selbst ihre Spuren in Vorderasien, von woher sie offenbar kamen. In Italien wurden sie von den Etruskern, in den meisten anderen Ländern von den Kelten zurückgedrängt. Die weite Verbreitung der Kelten, die sich heute noch in zahlreichen Ortsnamen Deutschlands und Österreichs ausdrückt, und das spätere spurlose Verschwinden ihres Namens aus Zentraleuropa, zeigt übrigens auch, wie rasch selbst mächtige Rassen niedergehen.

Die Etrusker

Von den Etruskern (Tusci, Tyrrheni oder Tyrseni, Turscha der Ägypter) sind uns etwa 8500 Inschriften, ja ein Buch erhalten, trotzdem ist uns ihre Sprache noch rätselhaft ge-

[1]) Wilser hat mir diesbezüglich widersprochen, doch scheint er Tacitus, Germania, 43, merkwürdigerweise ganz übersehen zu haben. Daß diese Lygier mit den anderen identisch waren, kann man natürlich nicht nachweisen, vgl. auch Strabo, VII, 1, § 3; Plutarch, Marius, 19.

[2]) Über die Ligurer vgl. außer Hirt und Feist noch Claßen, S. 13ff., und Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 1890/96, III. Bd., S. 173—193.

blieben. Daß sie aber nicht dem indogermanischen Stamm angehörte, gilt heute als vollkommen sicher[1]).

Nach der antiken Überlieferung (vgl. Herodot I, 94) kamen sie aus Kleinasien, ein Teil blieb auf der diesem Lande vorgelagerten Insel Lemnos sitzen, wo auch etruskische Inschriften gefunden wurden. — Ihr späteres Gebiet reichte in Oberitalien von Meer zu Meer, ihr Hauptland war Etrurien, das heutige Toskana[2]), in Süditalien beherrschten sie Campanien. Livius (V, 33) sagt von ihnen, vor der römischen Herrschaft habe sich ihre Macht weit und breit, zu Wasser wie zu Lande erstreckt, so daß beide Meere, die Italien einschließen, nach ihnen genannt wurden, das eine nach dem Gesamtnamen des Volkes das tuskische Meer, das andere das adriatische nach einer tuskischen Pflanzstadt. In ihrem Ringen mit den Römern war ihnen der Sieg schon zugefallen, als plötzlich ihre Macht zusammenstürzte[3]), da sie gleichzeitig im Norden von den einbrechenden Galliern, im Süden von ihren italienischen Nachbarn wie auf Verabredung gemeinsam angegriffen wurden.

Rom war ihnen eine Zeitlang unterworfen. Die römische Überlieferung berichtet, daß das römische Königsgeschlecht der Tarquinier aus Etrurien gekommen sei, tatsächlich tragen seine Angehörigen Tarquinius (Tarchuns), Tanaquil, Aruns usw. etruskische Namen. Aber der Name „Rom" selbst, der Fluß Tiber, die Namen der ältesten, römischen Geschlechter gehen

[1]) Wilser und Woltmann erklären sie natürlich für Arier. Dagegen bemerkt Hirt, S. 51: „Heute verficht kaum noch ein Forscher den indogermanischen Ursprung dieser Sprache." In Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (neue Bearbeitung), Bd. 6, S. 773, sagt Skutsch: „Die indogermanisierende Auffassung des Etruskischen kann als völlig erledigt gelten. .. Auf dem verlassenen Weg begegnet man heute nur noch völligen Dilettanten." In der Real-Enzyklopädie Weiteres über die Etrusker; vgl. ferner P. O. Schjott, Die Herkunft der Etrusker usw. in Skrifter u. a. Videnskabs-Selskabet i Christiania, 1910, der sie für Pelasger erklärt. Er sieht sie für die Schöpfer der ganzen römischen Kultur und Bringer der alten Kultur der Euphratländer an.

[2]) Oftmals wurde hervorgehoben, daß gerade Toskana besonders viele Talente hervorgebracht habe. Lombroso schreibt dies den Etruskern zu, während Woltmann, der die Etrusker natürlich für Arier erklärt, darin die Wirkung germanischer Beimischung erblickt.

[3]) Mommsen, Römische Geschichte, 1865, I, S. 334.

auf etruskischen Ursprung zurück. Schulze[1]) sagt hierüber auf Grund sehr umfassender Untersuchungen: „Es drängen sich also in und um Rom die Namen etruskischer Geschlechter in solcher Fülle, daß sie wohl Einfluß auf die Gestaltung unserer Vorstellungen von den Anfängen der ewigen Stadt fordern dürfen. ‚Rom selbst hielten viele Geschichtschreiber für eine etruskische Stadt', wie Dionys von Halykarnaß bezeugt. Die sprachgeschichtliche Untersuchung, auf die ich mich hier grundsätzlich beschränke, wird von selbst zu einer Illustration der Sage, die den Äneas mit Tarchon und Tyrsenos verbindet. Der Tiber bei Rom ist in der Tat einmal, wie der Dichter ihn nennt, ein tuskischer Fluß gewesen. Und über den Tiber hinaus sind die etruskischen Geschlechter weit nach dem Süden vorgedrungen und haben den Grund vieler Städte gelegt." Die römische Überlieferung selbst betrachtete einen der drei Urtribus, aus denen sich Rom bildete, als etruskisch. In der Kunst und Technik, besonders im Bauwesen, erreichten die Etrusker eine hohe Stufe und waren vielfach die Lehrmeister der Römer. Auch die römische Religion weist den etruskischen Einfluß auf. Grabinschriften scheinen Mutterrecht anzudeuten.

Die Wohnsitze des Stammes erstreckten sich auch auf einen großen Teil der Alpen. Wie die römischen Geschichtschreiber mit Bestimmtheit berichten, waren insbesondere die Räter, die Graubünden, Tirol, Vorarlberg, Oberbayern, Kärnten, Krain bewohnten, etruskischer Herkunft. Livius (V, 33) sagt: „Auch die Alpenvölker haben ohne Zweifel etruskischen Ursprung, vorzüglich die Räter, welche durch ihren Wohnort selbst verwilderten, so daß sie nichts von ihrem ursprünglichen Zustand als den Klang ihrer Sprache und auch diesen nicht ganz unverdorben beibehielten." Auch Trogus Pompejus berichtet in seinem Geschichtswerk, dessen von Justin verfaßter Auszug uns erhalten ist, über die Abkunft der Räter von den Etruskern (Justin, XX, 5)[2]. Diese Nachrichten

[1]) Vgl. Wilhelm Schulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen, 1904, S. 581. Die von Schulze im Originaltext zitierten Stellen gebe ich deutsch wieder.

[2]) Vgl. ferner Plinius, Nat. hist., III, 24, wo zahlreiche rätische Völker aufgezählt werden.

der alten Geschichtschreiber wurden in unserer Zeit durch die Auffindung zahlreicher etruskischer Inschriften und Gegenstände in Tirol, Kärnten, Krain, Graubünden bestätigt. Solche Funde wurden z. B. bei Bozen, Matrei, Sondrio, Nonsberg, Hallstadt, Watsch, St. Margarethen, Dellach usw. gemacht. Schließlich hat zuerst Steub[1]) den Nachweis des Zusammenhangs zahlreicher Ortsnamen Tirols mit etruskischen Wurzeln geführt und die Zustimmung der größten Altertums- und Sprachforscher, wie Mommsen, Müllenhoff, Pott, erhalten. Als Beispiele von alpinen Ortsnamen, die aus dem Etruskischen abzuleiten sind, werden u. a. angeführt Alxna, Alasina, Aldein, Andest, Arunda, Ladurns, Rasen (Rasener nannten sich die Etrusker selbst), Sauters, Trins, Tagusens, Ulten, Amras, Varn, Wattens, Vels, Velthurns, wahrscheinlich auch Schlitters, Schwaz, Tervens, Tisens, Vendels, Volders, Zams, Preghena, Larzena, Bulsana, Molveno, Toblino, Golfa, Spaur, Mutters, Natters, Altrans, Sistrans, Vintschgau, Tölz und Schliers in Oberbayern, Lavin, Süs und Ardetz in Bünden usw. Das kleine Dörfchen Rum bei Innsbruck geht wahrscheinlich auf dieselbe etruskische Wurzel zurück wie das weltbeherrschende Rom.

Der Typus der Etrusker ist uns auf Bildern, in Statuen usw. überliefert. Mommsen bezeugt[2]), daß sie sich im Körperbau von den schlanken Hellenen und Römern unterschieden. Es waren nach antiken Berichten und Darstellungen kurze, stämmige Figuren mit großem Kopf und dicken Armen; auf Bildern erscheinen sie recht dunkel. Allerdings finden sich neben pechschwarzen einzelne hellblonde Köpfe. Dieser Typus würde also mit dem heutigen alpinen ziemlich übereinstimmen. Doch ist die Mehrzahl der gefundenen Etruskerschädel lang- und mittelköpfig, offenbar mediterran[3]). Wahrscheinlich gab es zwei Typen, da bei den Etruskern eine scharfe Scheidung zwischen der Herrenschichte und den Unterworfenen bestand.

[1]) Vgl. Ludwig Steub, Rätische Ethnologie, 1854; Zur Ethnologie der deutschen Alpen, 1887; ferner Fr. Stolz in den Beiträgen zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol, 1894.

[2]) Mommsen, I, S. 120.

[3]) Vgl. Sergi, Die Etrusker und die alten Schädel des etruskischen Gebietes, in AA 1914, S. 309.

Weege weist auf die „völlig ungriechischen Köpfe" etruskischer Malereien hin und findet, daß Rasse und Kultur nach Asien deuten. Sein schönes Werk bietet reiches Bildmaterial zum Studium des Rassentypus[1]).

Daß der größere Teil der Alpenbevölkerung nichtindogermanischer Herkunft ist, scheint außer Zweifel. Speziell in Tirol war, wie A. Deutschmann[2]) mehrfach hervorhebt, die germanische Kolonisation verhältnismäßig schwach, so daß die vorgermanische Bevölkerung keineswegs verdrängt wurde. Wie Albrecht Wirth bemerkt, sieht man gerade in den Alpen heute noch wahre Vorwelttypen lebendig umhergehen. Auch die dialektische Eigenart der Alpenbewohner und der Süddeutschen überhaupt deutet auf etruskische Beeinflussung[3]). Wenn die Schweizer statt Käse Chäs sagen, ist dies wahrscheinlich etruskisch-kleinasiatisches Erbe; ebenso wohl die deutsche Akzentuierung auf der ersten Silbe.

Die Iberer

Ein weitverbreitetes nichtarisches Volk waren auch die Iberer, deren Sprache heute noch im Baskischen fortlebt, das mit keiner anderen lebenden Sprache Europas verwandt ist und von etwa 900000 Menschen in Nordspanien und Südfrankreich gesprochen wird. Einst ertönte die iberische Sprache in ganz Spanien und Südfrankreich, in Sizilien, Unteritalien, Britannien, Irland (Hibernia = Ibernia), Schottland[4]). Dies beweisen, außer den Angaben der alten Historiker, zahlreiche Ortsnamen dieser Länder, die aus dem Baskischen erklärbar sind, die phonetische Übereinstimmung des Baskischen und Südfranzösischen, Inschriften, zahlreiche Sitten und Gebräuche[5]). Einzelne Zweige der Iberer, so die Turdetaner, hatten einen sehr hohen Kulturgrad erreicht.

[1]) Vgl. Fritz Weege, Etruskische Malerei, mit 89 Textabbildungen und 101 Tafeln, 1921, bes. S. 57—67.

[2]) Deutschmann, Zur Entstehung des deutschtiroler Bauernstammes, 1913.

[3]) So Hirt, I, S. 21, 57; Feist, S. 373ff.

[4]) Die piktischen Inschriften aus Schottland wurden von Rhys als iberisch erklärt.

[5]) Vgl. Gerland in Groebers Grundriß der romanischen Philologie, 1888, Bd. I, S. 313ff., und Schuchardt in MWAG, 1915, S. 107. Reiches Material bei Hirt, I, S. 34, Claßen, a. a. O., S. 11ff., und A. Wirth, a. a. O., S. 100ff.

Wahrscheinlich haben auch in Italien, den Alpen und den Donauländern iberische Stämme gewohnt. W. von Humboldt bringt die Carpi, nach denen die Karpathen heißen, mit den iberischen Carpetanern zusammen, in Rätien scheinen die Berunenser, in deren Gebiet es Bleigruben gab, mit beruna (baskisch für Blei) zusammenzuhängen. A. Wirth leitet den Namen des Wasgenwalds von den Basken (auch Vasken) her. Auch im Kaukasus lebten Iberer, die man neuerdings vielfach als Stammväter der westeuropäischen Iberer erklärt, um so mehr, als die Sprachforschung immer mehr dazu neigt, eine Verwandtschaft des Baskischen mit Kaukasussprachen anzunehmen und auch die Vergleichung von Völker- und Ortsnamen viele Anhaltspunkte hierfür liefert. —

Die Finnen und Magyaren

Von den nicht-indogermanischen Sprachen Europas haben sich am besten das Finnische und seine Verwandten behauptet. Sie gehören dem ural-altaischen Stamm an. Glieder dieser weiten Familie sind die Sprachen der Finnen, Lappen, Esten, Liven, Magyaren, Türken, Samojeden, Ostjaken, Mongolen, Japaner usw.

Finnische Völker sitzen heute in Skandinavien, dessen Namen einer finnischen Wurzel entstammt[1]), ferner in Finnland und an der baltischen Küste bis nahe an die deutsche Grenze, schließlich in großen Teilen Rußlands, von wo schon Herodot sie meldet. Früher hat ihre Verbreitung sich wohl auch auf südlichere Gebiete erstreckt, wie einzelne Sprachspuren, selbst aus den Alpenländern, zu belegen scheinen.

In Finnland haben die Finnen eine sehr hohe Kulturstufe erreicht, die dem Niveau der höchsten Zweige des Indogermanentums in keiner Weise nachsteht, vielmehr den Zivilisationsgrad der überwiegenden Mehrzahl der europäischen „Arier" übertrifft. Daß die Magyaren (mit Ausnahme ihrer Rassenpolitiker) ein Kulturvolk sind, kann wohl niemand bestreiten. Rechnen wir Finnen, Magyaren, Türken und Tataren zusammen, so gehören heute in Europa wohl etwa 23 Millionen

[1]) Müllenhoff, a. a. O., Bd. II, S. 39ff.; vgl. F. N. Finck, Sprachstämme des Erdkreises, 1915, S. 59.

Menschen dem ural-altaischen Sprachstamm an. Ein slawisierter Finnenstamm sind die Bulgaren, auch die Rumänen sind stark finnisch gemischt. Anderseits haben die Finnen und Magyaren auch Mischungen mit indogermanischen Elementen erfahren.

Nichtarisches in Europa

Die Untersuchung des großen vorgeschichtlichen Materials scheint zu zeigen, daß in der jüngeren Steinzeit nicht indogermanische Stämme aus Asien einwandernd sich über einen großen Teil Europas verbreiteten und die Haustiere und andere Kulturgüter ihrer früheren Heimat mitbrachten. Die antiken Schriftsteller, Stammessagen, Inschriften, Ortsnamen usw. bestätigen diese Annahme, die auch mit der anthropologischen Vergleichung der heutigen Rassentypen Europas und Vorderasiens übereinstimmt. Der vielbelesene alldeutsche Forschungsreisende Albrecht Wirth faßt das Ergebnis in die Worte zusammen: „Der nichtarische Ursprung der meisten Europäer und Vorderasiaten muß für bewiesen und wissenschaftlich anerkannt gelten[1])." Wirth entwickelt in mehreren Schriften die Theorie, daß die aus der Geschichte bekannten nichtarischen Stämme Süd- und Mitteleuropas, die Pelasger, Etrusker, Iberer, Ligurer, aber auch die Berber Nordafrikas, die Hetiter Vorderasiens, die Tscherkessen des Kaukasus usw. einer großen Rassenfamilie angehörten, die er die „kasische Rasse" nennt. In einer großen Völkerwanderung, die vielleicht mehrere Jahrtausende vor dem Auftreten der Indogermanen in Anspruch nahm, hätten sich diese Kasvölker vom Kaukasus über Vorderasien, die ganzen Mittelmeerländer und Zentraleuropa verbreitet. Hierfür bringt Wirth ein ungemein reiches Beweismaterial aus den verschiedensten Wissenschaften bei, das hier unmöglich rekapituliert werden kann. Die Bezeichnung „kaukasische Rasse", die der Begründer der modernen Anthropologie, Blumenbach, prägte, gewinnt so eine neue Bedeutung, denn tatsächlich hätten Völker, deren reinste Überreste sich heute noch im Kaukasus erhalten haben, sich zahlreichen älteren und jüngeren Rassen

[1]) A. Wirth, Der Gang der Weltgeschichte, 1913, S. 95; vgl. ferner sein Buch Rasse und Volk, 1914.

beigemengt und so den Typus der weißen Rasse in den Mittelmeerländern geschaffen, der trotz der Sprachverschiedenheiten Indogermanen, Semiten, Türken, Berber usw. als nahe Verwandte ausweist.

Es kann hiernach nicht mehr wundern, wenn ganz auffällige Übereinstimmungen zwischen Ortsnamen der entlegensten Gebiete in überraschender Fülle vorkommen. Die Kasvölker sind nach Wirth das verbindende Element gewesen. Vom Hindukusch bis Gibraltar sind die Ortsnamen gleich. Die Eneter kommen in Kleinasien, aber auch als Veneter in Italien und den Alpen vor. Der Bodensee heißt lacus Venetus. Der Mons Venetus liegt in den Pyrenäen. Die hohen Tauern der Alpen sind mit dem Berge Tabor in Palästina, ferner mit Täbris, Tauris usw. (vielleicht auch mit slawisch-türkisch „Tabor“ = Burg) zusammenzubringen. Überhaupt weisen besonders viele Alpennamen nach Asien, so die Namen Kärnten, Krain, Tirol, Steier, Lech, Tegernsee, Enns, Gastein, Möll, Sill, Rhein, Brixen, Bregenz und zahlreiche andere. Ein weitverbreitetes Element, das in vielen zusammengesetzten Flußnamen vorkommt und jedenfalls „Fließen“ bedeutet, ist die Wurzel „dan“. Es findet sich z. B. in den Flüssen Danubius (Donau), Rhodanus (Rhone), dem Eridanus (Po) Italiens, Dnjestr (lat. Danaster), Dnjepr (lat. Danaprus), dem Don und der Düna Rußlands, dem Jordan Palästinas, dem in Kreta, Elis und Lydien vorkommenden Jardanos, dem Ardon des Kaukasus, in den nordostsibirischen Flüssen Aldan, Korkodon, Uljandina, Lawdon, im Namen Engadin usw. Das Grundwort „din“ bedeutet im Georgischen, einer Kaukasussprache, „Fließen“[1]). Wir begnügen uns mit diesen Stichproben aus dem großen Material A. Wirths, auf das wir nochmals hinweisen. —

Auch für den Norden lassen sich nichtarische Einflüsse nachweisen[2]). Das Skandinavische und Friesische stellt den

[1]) Vielleicht hängt hiermit auch der Name Poseidon zusammen. In pelasgischer Zeit gebot dieser Gott nach der Mythe auch über die Binnengewässer und Herodot bezeugt ausdrücklich seine fremde Herkunft.

[2]) Das Folgende nach Wirth, Gang der Weltgeschichte, S. 256ff.; ferner Rasse und Volk, S. 250; nach Feist, S. 524, heißt aber danu avestisch Fluß. Ob indogermanisch oder Lehnwort?

Artikel nach, wie das Finnische und Baskische. Der Donnergott Thor erinnert an den finnischen Donnervogel Turul, der auch das Totem Attilas war. Das Wort Deutsch kommt von Theudiscus und der gotischen Wurzel thiod, altdeutsch diet = gewöhnliches Volk, lettisch tauta und bretonisch teut. Lappisch heißt teudo Mann. Möglicherweise bezeichnete also „deutsch" ursprünglich die nichtgermanische, unterjochte Masse des Volkes. Die altgermanischen Stände scheinen Rassenunterschieden zu entsprechen, wie die Schilderung der verschiedenen Körperbeschaffenheit von Adeligen, Bauern und Sklaven in der Edda vermuten läßt, auch haben Bauern und Edle verschiedene Götter.

Feist untersucht in kritischer Weise die Abweichungen des Germanischen von dem Gemeingut der indogermanischen Sprachen, insbesonders die Lautverschiebungen, Akzentverlegung, Verfall der Flexionsformen, und kommt zu dem Schlusse, daß alles auf eine starke Beeinflussung des Germanischen durch nichtarische Sprachen hinweist. Auffallend ist, daß sich die Lautverschiebung vielfach mit dem Verbreitungsgebiet der alpinen Rasse deckt und gerade da ihre größte Intensität entfaltet, wo sie am dichtesten gedrängt erscheint. Auch der Wortschatz des Germanischen läßt sich großenteils nicht aus indogermanischen Wurzeln ableiten; Feist berechnet den fremden Bestand auf etwa ein Drittel. Aus diesen und anderen Gründen schließt Feist, daß die Germanen ein ursprünglich nichtarisches Volk waren, das indogermanisiert wurde und dabei die fremde Sprache wesentlich umbildete[1]). — Der Name „Germanen" kommt übrigens mehrfach auf keltischem, iberischem, kleinasiatischem Boden vor. Ähnlich hat Hommel die Burgunder mit den Berekynd verglichen, die im 13. Jahrhundert vor Christus in Kleinasien einbrachen.

Auch andere Forscher, wie Penka, Nörrenberg, Fr. Kauffmann, Hirt, K. Wessely, haben betont[2]), daß die mehrfachen

[1]) Vgl. neuestens Feist, Indogermanen und Germanen, 1914. In der Deutschen Literaturzeitung, XXXV, S. 838, bespricht O. Schrader die Feistschen Theorien, die er trotz vielfacher Übereinstimmung mit Feist doch ablehnt, da sie zwar möglich, aber nicht hinreichend erwiesen seien.

[2]) Vgl. Karl Wessely, Zur germanischen Lautverschiebung, Anth. XII, S. 540.

Lautverschiebungen, die die germanischen Sprachen im Laufe der Entwicklung zeigen, auf Beeinflussung durch fremde Elemente, und zwar durch (etruskische) Rhätoromanen, Finnen und Kelten zurückgehen. Insbesonders erklärt sich das eigentümliche Vernersche Gesetz, das gewisse Umbildungen des Germanischen betrifft, nur aus dem Finnischen und stimmt mit dem Setäläschen Gesetz des Konsonanten-Stufenwechsels im Finnischen überein. Auch sonst ergeben sich nahe Beziehungen zwischen Germanen und Finnen. Zu einem ähnlichen Resultat kommt Friedrich Braun[1]) im Anschluß an die Forschungen von Nikolaus Marr über die kaukasischen Sprachen, die er als „japhetitisch" bezeichnet. Es klingt überraschend, wenn wir erfahren, daß etwa das schwache Präteritum (auf —te), das außer im Germanischen in indogermanischen Sprachen nicht vorkommt, aus dem Japhetitischen stammt, daß der alte Name des Schwarzwalds Abnoba sich aus japhetitisch abna = Wald (mit Pluralendung ba) erklärt, ja daß selbst der von Tacitus erwähnte Stammvater der Germanen, der „erdgeborene Gott Tuisto" japhetitisch tatsächlich Sohn der Erde bedeutet. Braun nimmt wie Feist an, daß die Germanen ursprünglich eine nichtarische Sprache redeten und dann von einer, wahrscheinlich präkeltischen Woge indogermanisiert wurden, wobei aber die indogermanische Sprache mannigfache Änderungen erlitt. — Freilich scheint mir die Frage unbeantwortet, warum dann die somatischen Merkmale der Germanen mit den Kaukasusvölkern wenig übereinstimmen; es müßten denn auch diese einen gründlichen Wandel durchgemacht haben. —

So ist die Forschung auf den verschiedensten Wegen zu dem Ergebnis gekommen, daß die heutige Bevölkerung Europas der Niederschlag vieler, durch ungezählte Jahrtausende sich erstreckender Völkerwanderungen und Mischungen ist. Dieses Fluten ist nicht auf vorgeschichtliche Zeiten beschränkt. Im 4. und 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung haben die Hunnen einen großen Teil Europas beherrscht, ihre Macht reichte bis zur Ostsee, die meisten germanischen Stämme, wie

[1]) Friedrich Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen, 1922.

die Ostgoten, Gepiden, Quaden, Markomannen, Sueven, Thüringer, ripuarischen Franken usw., waren ihnen unterworfen und mußten Tribute und Heeresfolge leisten, die Westgoten flüchteten auf römisches Gebiet. Auch Byzanz zahlte Tribute, und Papst Leo erschien vor Attila, um Schonung Roms flehend. Nach Attilas Tod beginnen seine Söhne um die Macht zu hadern, und die Hunnen werden nach dem Osten zurückgeworfen. Vom 6. bis Ende des 8. Jahrhunderts folgen die ebenfalls finnisch-ugrischen Avaren, die die Geschichtsquellen den Hunnen gleichsetzen. Ihre Herrschaft erstreckte sich u. a. über Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und bis in das Pustertal Tirols; zeitweise selbst bis nach Mittel- und Norddeutschland. Avarenhorden ließen sich in Oberfranken nieder, wo man ihren Typus heute noch erkennen will. (Wirth.) Erst Karl der Große bricht ihre Macht. Den Avaren sind die Slawen gefolgt, welche sich nicht durch kriegerische Macht, sondern in stiller Kolonisation — teilweise unter avarischer Hoheit — festsetzten und kurze Zeit sogar ein großslawisches Reich behaupteten. Slawen saßen nicht nur in fast ganz Norddeutschland (Holstein, Oldenburg, Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, Mark, Teile von Hannover usw.), sondern auch in Mitteldeutschland (Sachsen, Lausitz, Oberfranken). Die Gegend südlich von Bayreuth hieß lange „Slavonia", die Namen, Berlin, Schwerin, Stettin, Brandenburg, Leipzig, Nürnberg, Bamberg leiten sich von slawischen Wurzeln her[1]). Sie besiedelten aber auch die österreichischen Alpenländer, wo noch viele Ortsnamen (z. B. Graz) auf sie zurückgehen, bis nach Osttirol und Salzburg. Daß die Slawen stark mit nichtindogermanischen Bestandteilen gemischt waren, ist leicht nachweisbar[2]), anderseits enthalten die Czechen wohl starke ursprünglich deutsche Bestandteile, wie der Umstand zeigt, daß sie, wie im Deutschen, die erste Silbe betonen.

[1]) Vgl. z. B. R. Kleinpaul, Die Ortsnamen im Deutschen, 1912, S. 15, 102.

[2]) Der hervorragende Historiker und konservative Publizist Hans Delbrück sagt (Regierung und Volkswille, 1914, S. 3): „Es ist gar kein Zweifel, daß nur ein geringer Teil des heutigen deutschen Volkes — in der Hauptsache Germanen sind." A. Wirth schätzt den germanischen Teil auf $^1/_{10}$ des deutschen Volkes. Dies scheint mir übertrieben niedrig.

Im 10. Jahrhundert brechen die Magyaren ein, durch mehr als fünfzig Jahre plündern sie fast alljährlich in Deutschland, Italien, Frankreich, bis sie endlich bei Augsburg entscheidend geschlagen werden. Erst im 13. Jahrhundert braust der Mongolensturm über Osteuropa hin, das deutsche Ritterheer unter Heinrich dem Frommen wird bei Liegnitz blutig geschlagen. Doch haben auch die Mongolen schwere Verluste erlitten und unterlassen ein weiteres Vordringen nach Deutschland. In Rußland haben sie dagegen ein Vierteljahrtausend geherrscht (bis 1480), zahlreiche russische Adelsgeschlechter sind mongolischen und tartarischen Ursprungs[1]). Wie bei den Hunnen zersplittert auch hier die Macht sich durch innere Streitigkeiten. —

Nur kurz erwähnen wir die Araber, die Karl Martell (732) bei Poitiers aufhält. In Spanien herrschen sie fast acht Jahrhunderte (711 bis 1492). In den Türkenkriegen (14. bis 18. Jahrhundert) wurde Wien zweimal von Heeren des Sultans belagert, und erst Prinz Eugen vertreibt sie aus Ungarn.

Dieses Jahrtausende erfüllende Ringen zwischen Ost und West hat stets auch große Rassenmischungen bewirkt. — Die letzten Einwanderer aus dem Osten sind die Zigeuner, die sich mit ihrer Eigenart über ganz Europa verbreitet haben. — Nicht unerwähnt sei schließlich die starke jüdische Beimischung, die alle Völker Europas seit dem frühen Mittelalter teils durch Zwangstaufen, teils durch freiwilligen Übertritt erfahren haben.

Wenn trotz aller Völkerstürme von Asien her heute Europa — und damit der Weltherrschaft — der Sprache nach indogermanisch ist, so spricht dies gewiß auch für Rassentüchtigkeit. In erster Linie aber war es kaum die physische Überlegenheit der Indogermanen, die den Sieg bewirkte. Wenn Europa nicht hunnisch oder mongolisch geworden ist, so verdankt es dies der römischen Kultur, an deren noch immer festem Gefüge die wilden Reiterscharen abprallen mußten. Die Germanen konnte Attila niederwerfen, mit ungeheuren Opfern nur hielt ihn der Römerfeldherr Aetius, unter dessen Führung ebenfalls Germanen fochten, auf. Seine Verwaltung

[1]) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland, 1886, Bd. I, S. 255.

aber mußte Attila durch römische Beamte führen lassen. Mit Attilas Tod zerfiel die hunnische Macht, Rom aber lebt noch heute in den großen Organisationen des Staats und der Kirche und in unserer Kultur[1]).

Diese römische Kulturmacht ist aber keineswegs eine rein indogermanische Schöpfung. In ihren Wurzeln geht sie überall auf die vorarischen Kulturen des Mittelmeeres und auf den alten Orient zurück, später haben die Hellenen, über deren vorarische Kulturgrundlage auch schon gesprochen wurde, am stärksten gewirkt. Das Christentum bringt neues „Licht aus dem Osten", die heiligen Bücher Israels werden die Grundlage aller folgenden moralischen Kultur. Die Kreuzzüge bringen Morgen- und Abendland wieder in fruchtbare Berührung. In den arabischen Reichen Spaniens entfaltet sich schon im 9. und 10. Jahrhundert eine Kulturblüte, der das christliche Europa durch Jahrhunderte nichts Gleichwertiges an die Seite stellen konnte[2]). Auch die Mitarbeit der Juden an der modernen Kulturentwicklung ist zweifellos sehr groß[3]), in neuester Zeit haben die Japaner begonnen, die Wissenschaft zu bereichern, nachdem unser Kunstgefühl bereits vorher ihren Einfluß erfahren hat. — So erscheint es nicht mehr paradox, wenn A. Wirth die Frage stellt, ob die heutige Weltkultur mehr auf Arier oder Anarier zurückgeht. Die Antwort ist freilich unmöglich, denn die „Arier" von heute sind ein Amalgam aus hundert Rassen, deren besondere Züge sich längst verwischt haben.

Genie und Rasse

Die Kühnheit der Rassentheoretiker schreckt freilich vor nichts zurück. Sie geben zu, daß Europa heute eine kunterbunte Mischung von Rassen aufweise. Diejenigen Elemente

[1]) Wohin die römische Kultur nicht mehr oder nur schwach ausstrahlte, dort erlagen die Arier dem neuerlichen Ansturm aus Asien, wie in Rußland, das erst spät dem Europäertum gewonnen wurde.

[2]) Vgl. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien, 1877, 2 Bde.

[3]) Vgl. die Schrift des berühmten Botanikers und Kulturhistorikers M. J. Schleiden, Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter, 1887; ferner für die neuere Zeit:

aber, welche Wertvolles für die Kulturentwicklung geleistet haben, seien ausschließlich germanischer oder arischer Herkunft, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern. Ludwig Woltmann[1]) hat dem Nachweis dieser These großen Fleiß gewidmet, indem er die Genies Frankreichs, Italiens usw. darauf hin untersuchte, ob sie irgendeines der „germanischen" Merkmale (Blondheit usw.) aufzuweisen haben. Freilich findet sich recht selten die Vereinigung aller germanischer Merkmale, die von Woltmann aufgezählten Fälle wären also im besten Falle „Mischlinge". Er selbst kann sich diesem Schluß nicht ganz entziehen und betrachtet als Mischlinge des germanischen und mittelländisch-brünetten Typus zum Beispiel Luther, Goethe, Beethoven, Michel Angelo, Raphael, Dante, Shakespeare. Wie läßt sich aber nun damit seine Behauptung vereinbaren, „daß die ganze europäische Zivilisation, auch in den slawischen und romanischen Ländern, eine Leistung der germanischen Rasse sei"? (S. 293.) Die Antwort darauf ist verblüffend: „Dante, Raphael, Luther usw. sind Genies, nicht weil sie, sondern trotzdem sie Mischlinge sind. Ihre geniale Anlage ist das Erbteil der germanischen Rasse!" Vorher (S. 113) hat Woltmann behauptet, daß die germanische Rasse durch Mischung mit dem brünetten Typus in physischer Hinsicht entschieden verschlechtert werde, was auch eine geistige Herabdrückung bedeute. Man kann kaum ausdenken, welche Gipfel der Kultur wir bereits erklommen hätten, wenn sich die Natur bei der Hervorbringung von Genies nach den Theorien ihrer neuesten Verbesserer gerichtet hätte.

Eine eingehende Kritik der Woltmannschen Behauptungen kann hier nicht gegeben werden. Er hat viel Material zusammengetragen, das aber mit äußerstem Mißtrauen betrachtet

Der Juden Anteil am Fortschritt der Kultur (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus), und Prof. Julius Goldstein, Das deutsche Geistesleben und die Juden (Vortrag, 1913). Weiteres Material hierüber findet sich in verschiedenen Publikationen des Philo-Verlages, Berlin SW 68, Lindenstr. 13.

[1]) Vgl. Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 112 u. 255; ferner seine späteren Schriften: Die Germanen und die Renaissance in Italien, 1905; Die Germanen in Frankreich, 1907.

werden muß[1]). Woltmann erklärt z. B. jedes Genie als Germanen, dessen Name germanisch klingt. Er selbst weist aber wiederholt darauf hin, daß die Träger germanischer Namen keineswegs alle als Germanen betrachtet werden können, denn jene Namen seien von den unterworfenen Romanen allgemein angenommen worden. Sind alle Zeitgenossen, die Johannes, Jakob oder Joseph heißen, Semiten, und alle Siegmunds, Siegfrieds und Elsas Germanen? Auch seine Schlüsse aus Bildnissen erscheinen wenig zuverlässig. So erklärt er von Petrarca, „seine Augen seien in jenem hellen graugelben Ton gemalt, der in den älteren Zeiten immer eine blaue Farbe angeben soll". Ein anderer würde einfach schließen, Petrarca habe graugelbe Augen gehabt. Woltmann aber weiß, daß die italienischen Maler mit graugelb stets blau ausdrücken wollten. Wahrscheinlich war die blaue Farbe damals noch nicht erfunden. Wenn eine der von ihm untersuchten Personen schon gar keine ausgesprochen „germanischen" Merkmale aufweist, dann findet Woltmann wenigstens, daß sie „hohe Statur", „angenehme Augen", „blaue Flecken im Auge", „schönes Haar", die „Gesichtszüge der germanischen Rasse", eine „blasse" oder „rötliche" Gesichtsfarbe gehabt habe, was alles genügt, um die germanische Abkunft oder wenigstens Beimischung sicherzustellen. Ariost hatte z. B. schwarzes Haar, schwarze Augen und ein braunes Gesicht. Woltmann aber tröstet sich damit, am übrigen Körper sei seine Haut äußerst weiß gewesen, was offenbar ausschließlich bei Germanen vorkommt. Auch Michelangelo, Dante und viele andere waren sehr dunkel. Selbst Gobineau hatte nach Woltmanns Feststellung braune Haare und Augen; auch H. St. Chamberlain soll übrigens, wie unwidersprochen behauptet wurde, keine nordische Pigmentierung aufweisen.

[1]) A. Wirth, Rasse und Volk, 1914, S. 106, 121, lehnt auf Grund seiner an allen Rassen der Erde persönlich angestellten physiognomischen Beobachtungen die Porträtdiagnosen Woltmanns und Chamberlains ab. „Ein seltsamer Fehler der Betrachtung", sagt er, „war es, wenn Woltmann und Anhänger in so vielen Genies und Talenten Italiens und Frankreichs germanische Züge entdeckten. Für unbefangene Augen beweisen die Bilder, die Woltmann selbst zur Erläuterung gab, geradezu das Gegenteil: Baschkiren-, Mittelmeer-, Negertypus." Dies belegt er noch mit einzelnen Beispielen.

Die Weltherrschaft des Papsttums und die französische Revolution erklärt Woltmann für germanische Großtaten, während Chamberlain u. a. sie bekanntlich als Ausgeburten antiarischer Tendenzen auffassen. Die Renaissance, die Woltmann und Chamberlain als Blüte germanischen Geistes darstellen, gilt dem katholisch gesinnten Gobineau als Ausgeburt antigermanischer Rassenelemente, weil in ihr die Sinnlichkeit alles überwucherte[1]).

Tatsächlich steht das Äußere großer Männer häufig in einem recht bedenklichen Gegensatz zu den üblichen Vorstellungen vom germanischen Rassentypus. Wir haben vorhin die schwungvolle Schilderung angeführt, die Chamberlain von dem germanischen Typus entwirft: „Große strahlende Himmelsaugen, goldenes Haar, die Riesengestalt, Ebenmaß der Muskulatur, der längliche Schädel (den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorne hinaushämmert), das hohe

[1]) Französische Schriftsteller heben dagegen gerade die geringe Zahl germanischer Elemente in Frankreich und Italien als Ursache der hohen Kulturbedeutung hervor; so H. Taine, Philosophie der Kunst (deutsch), 1902, I. Bd., S. 121. Tatsächlich scheint die Zahl der germanischen Einwanderer nicht besonders groß gewesen zu sein; vgl. Dahn, Urgeschichte, Bd. I, S. 239, 242, 260/61, 282/84, 289, 290, Bd. IV, S. 299. Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, 1877, I. Bd., S. 470ff. Ripley, Races of Europe, 1900, S. 254. Immer wieder betonen die Quellen, daß die Germanen infolge des Klimas in Italien rasch zusammengeschmolzen seien. — In Frankreich haben Kriege und Fehden gerade den germanischen Adel sehr stark getroffen, vgl. Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes, II. Bd., S. 229, 234. — Immerhin scheint mir Woltmanns Material doch eine beträchtliche Beimengung nordischer Rassenbestandteile wahrscheinlich zu machen, und dies wird wenigstens für Frankreich auch sonst bestätigt. Freilich darf man nicht, wie Chamberlain (S. 519), die Langköpfigkeit Süditaliens als germanisch hinstellen; sie ist doch sicher mediterran. Im Norden Italiens, auf dem nach Woltmann die ganze italienische Kultur beruht, gibt es nur 0,4% Langköpfe. Jules D'Auriac, La Nationalité Française, sa formation, 1913, S. 193, behauptet, daß der französische Adel keine Genies hervorgebracht hätte, weil er germanischen Blutes gewesen sei. Auf S. 188 schreibt er die Laster der Valois ihrer germanischen Abstammung, ihre Tugenden aber ihrer gallischen Erziehung und Umgebung zu! — Gerade aus D'Auriac ergibt sich aber, daß Adel und Bürgertum sich in Frankreich früh gemischt, ja ein großer Teil des Adels aus den unteren Schichten emporgestiegen ist; vgl. S. 106ff., 111, 134, 160ff., 191.

Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdrucks geformt)."

Sehen aber die Genies wirklich in der Regel so aus? Genaue Feststellungen liegen leider nur selten vor. Immerhin können wir sagen, daß die Genies sehr häufig — vielleicht selbst in der Mehrzahl der Fälle — diesen Anforderungen nicht entsprechen. Vor allem ihr Schädel nähert sich meist ganz bedenklich der „Kreislinie tierischen Wohlbehagens", wie Chamberlain so schön sagt. Bismarck, Luther, Laplace, Napoleon, Pascal, Raphael, Beethoven, Haydn, Schubert sind einige Beispiele von Rundköpfen, ja, es scheint gerade die extreme Form der Rundköpfigkeit, die Hyperbrachycephalität, die man mit dem Index 85 beginnen läßt, unter ihnen sehr häufig zu sein[1]). Schillers Schädel mit seinem Index von 84 steht knapp an ihrer Grenze, Kant mit seiner Indexnummer von 88,5 war ein ganz ausgesprochener Hyperbrachycephale. Hamerling hatte den Index 85,3, Schopenhauer den von 86, Leibniz gar einen von 90,3[2]). Schade um diese Leute! Was hätten sie erst leisten können, wenn sie lange Schädel gehabt hätten! Die „Riesengestalt" Chamberlains stimmt ebensowenig. Eine auffallend große Zahl von Genies ist kleiner als die Mittelgröße gewesen, so daß man geringe Körpergröße bereits als ein charakteristisches Zeichen des Genies hat betrachten wollen[3]).

Auch die Pigmentierung von Haaren, Augen und Haut ist bei vielen Genies sehr dunkel gewesen, wofür man selbst in

[1]) Die Zahlen aus verschiedenen, im Archiv für Anthropologie usw. veröffentlichten Untersuchungen. Die nicht zahlenmäßigen Angaben über die Schädelform großer Männer, die man zitiert, sind mit Mißtrauen aufzunehmen, da sie sich meist nur auf oberflächliche Porträtbetrachtung gründen. Aus Porträts, Büsten, Gemmen u. dgl. Schlüsse zu ziehen, ist sehr gewagt, da hier der Kunststil, die Mode der Auffassung und Darstellung usw. eine große Rolle spielen. Vgl. Finot, a. a. O., S. 196.

[2]) Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1902, S. 471 ff. Professor Krause kommt dort zu dem Ergebnis: „Der Schädel war klein und rundlich, sicher nicht vom germanischen Reihengräbertypus. Leibniz war nach seiner eigenen Angabe polnischer Abstammung. Seine Vorfahren schrieben sich Leubnicz oder Lubenicz." Auch hatte Leibniz dunkle Haare. Für Chamberlain ist Leibniz natürlich ein „echt germanischer Denker".

[3]) Vgl. sehr zahlreiche Belege bei Buschan, Menschenkunde, 1909, S. 59.

Woltmanns Büchern zahlreiche Belege findet. Lombroso hat die Behauptung aufgestellt, daß das Genie mit dunkler Pigmentierung zusammenhänge. Wir besitzen z. B. über Goethe und über Beethoven sehr gründliche Studien, welche die Zeugnisse aller Zeitgenossen sorgsam verwerten[1]). Goethe hatte schwarze Haare, braune Augen, gelbliche, später ausgesprochen braune Gesichtsfarbe, schiefe gelbe Zähne und eine gekrümmte Nase, die sogar schon den Verdacht eines antisemitischen Zeitgenossen erregt hat. Seine Statur war nicht sehr groß, erschien aber durch die gerade Haltung hoch. Beethoven war klein und beleibt, er hatte pechschwarze, struppige oder borstige Haare, dunkle Augen und Gesichtsfarbe. Sein Gesicht war sehr häßlich, mit stark hervortretenden Kiefern (prognath), fliehender Stirn, breiter und dicker Nase. Man kann in Beethovens Physiognomie leicht negerähnliche Züge finden. Sein Schädel war sehr breit. Luschan findet an seinem Schädel sehr primitive, neandertaloide Merkmale und meint, daß musikalische Begabung vielleicht ein Rückschlag sei. Sowohl Goethe als Beethoven gehören wohl dem „alpinen" Typus[2]), der ja auch in Süddeutschland und Holland stark verbreitet ist, an. Da diese beiden „Nichtarier" nicht ganz ohne Einfluß auf die Entwicklung der europäischen Kultur waren, scheint uns Woltmanns Behauptung, daß diese Kultur ausschließlich eine Leistung der Germanen sei, etwas kühn.

Auch statistische Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Rassenmerkmalen und Begabung konnten kein Resultat liefern, das die Thesen der Rassentheorie stützen würde. So hat Schliz eine Schulkinderuntersuchung vorgenommen[3]), nach deren Ergebnis am begabtesten die dunklen Langköpfe zu sein scheinen, dann die Kurzköpfe mit Mischfarben, die blonden Langköpfe, die braunen Kurzköpfe, zu-

[1]) Fritz Stahl, Wie sah Goethe aus?, 1905. — Theodor Frimmel, Beethovens äußere Erscheinung, 1905.

[2]) Wirth, Rasse und Volk, 1914, S. 105, sagt: „So ziemlich alle Anthropologen halten Goethe für einen Nichtgermanen, meist für einen Alpinen." Dühring hat Goethe „hebräische Regungen" nachgesagt. Vgl. auch letztes Kapitel. Der antisemitische Literaturpapst Adolf Bartels findet übrigens auch an Schiller etwas „Undeutsches, ja Ungermanisches", was er auf „keltischen Blutzusatz" zurückführt.

[3]) AA 1901, S. 191ff.

letzt kommen die blonden Kurzköpfe. Nach einer ähnlichen Untersuchung Matiegkas[1]) in Böhmen scheinen die „reinen" Typen (speziell der blonde deutsche) weniger begabt zu sein als die gemischten. Es gibt noch eine Reihe anderer Untersuchungen mit dem gleichen Ergebnis. Woltmann sagt nun[2]), es sei nicht zu verwundern, wenn in den Schulen die dunkler pigmentierten Schüler bessere Zensuren erlangen, als die blonden Langköpfe, wie aus den Untersuchungen von Muffang, Ammon, Röse u. a. hervorgehe, denn in der Schule entscheide mehr der Fleiß und die Frühreife, als die angeborene Begabung. Was für Triumphlieder auf die Genialität der germanischen Rasse hätte aber Woltmann gesungen, wenn die Statistik zufällig zugunsten der Blonden ausgefallen wäre?

[1]) MWAG 1898, S. 122ff.; vgl. auch Buschan, a. a. O., S. 161.
[2]) Woltmann, Germanen in Frankreich, S. 13.

KAPITEL VI

Das Problem der Rassenmischung

Wirkung von Rassenkreuzungen

Die Nutznießer und Verteidiger von Rassenvorrechten und Sklaverei haben zahllosemal die Fabel vorgebracht, daß Rassenkreuzung Unfruchtbarkeit und Minderwertigkeit bewirke, und viele Professoren haben es gläubig nachgeschrieben. Selbst im allgemeinen vorsichtige Gelehrte bringen hierüber eine Menge unbewiesener Behauptungen vor, die ganz offenbar aus tendenziösen Quellen zusammengetragen sind[1]). In zahlreichen nordamerikanischen Staaten bestehen gesetzliche Verbote jeder Ehe zwischen Weißen und Personen, die irgendeinen Bruchteil schwarzer, gelber oder roter Rasse verkörpern. Ein preußischer statistischer Beamter, Freiherr von Fircks, hat auch beweisen wollen, daß Ehen zwischen Christen und Juden auffallend unfruchtbar seien; doch hat der hervorragende Statistiker Boeckh aufgedeckt[2]), daß seine Berechnung auf einem argen methodischen Irrtum beruhte und daß sogar eher das Gegenteil wahr ist. — Ein Gegenstück hierzu bietet der bekannte norwegische Rassenbiologe Mjöen[3]), der zwar selbst Kreuzung zwischen Hottentotten und Germanen

[1]) M. Hoernes, Natur- und Urgeschichte, I, S. 122; Th. Ribot, L'Hérédité psychologique, 1914, S. 344; Alfred Fouillée, Temperament et caractère selon les individues, les sexes et les races, 1901, S. 339; Mac Dougall, The Group Mind, 1921, S. 242.

[2]) Vgl. G. Schnapper-Arndt, Sozialstatistik, 1908, S. 484. Den Argumenten Boeckhs möchte ich noch hinzufügen, daß jüdisch-christliche Mischehen gewöhnlich in den wohlhabenden und gebildeten Kreisen vorkommen, die an sich des Lebensstandards halber weniger Kinder haben als Proletarier. Ein Vergleich ist daher schon deshalb untunlich.

[3]) Mjöen, Harmonische und unharmonische Kreuzungen, ZE 1921/21, S. 470.

als „harmonisch“ ansieht, keinesfalls aber solche zwischen Norwegern und Lappen. Er führt aber nur einen einzigen, näher beschriebenen Fall vor; es kann sich also um Zufall handeln. Wahrscheinlich wird die behauptete Degeneration (Tuberkulose, Alkoholismus) der Mischlinge durch ungünstige soziale Verhältnisse bewirkt.

Zwei der größten Völkerkenner, Friedrich Ratzel und Felix v. Luschan, haben die Legende von biologischer Unfruchtbarkeit und Disharmonie entschieden abgewiesen[1]). Gewiß bieten in manchen Ländern viele Mischlinge das Bild physischer und psychischer Verwahrlosung; dies hat aber soziale Gründe. Wo die farbigen Frauen als Freiwild europäischer Abenteurer der niedrigsten Sorte gelten, wo weiße Goldgräber oder Matrosen farbige Kinder schänden, anstecken, schwängern oder auch für ihr Leben unfruchtbar machen, wo überdies Vorurteile den Mischling aus dem Lebenskreis beider Elternrassen ausstoßen oder ihn am Aufsteigen hindern, da kann man wohl keine zahlreiche, kräftige, hochwertige Rasse erwarten. Anderseits gibt es zahlreiche Fälle ganz hervorragender Mischlinge, so stammten eines der größten Genies der Weltliteratur und Begründer der russischen Nationaldichtung, Puschkin, ferner die beiden überaus erfolgreichen französischen Schriftsteller A. Dumas teilweise von Negern ab. „Puschkin ist der nationale Dichter der Russen — einen echteren Künstler hat die Welt nicht gesehen.“ So urteilt der maßgebendste deutsche Darsteller der russischen Literatur über den Negersprößling[2]). Viele andere der größten Russen, ein Tolstoi, Dostojewski, Gorki, tragen

[1]) Fr. Ratzel, Anthropogeographie, I; besonders bemerkenswert ist F. v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 26, 59; u. a. bemerkt Luschan, daß doch Pferd und Esel viel weiter voneinander entfernt sind, als irgendwelche menschliche Gruppen. Trotzdem hat ihr Kreuzungsprodukt, das Maultier, vorzügliche Eigenschaften und die neuere deutsche Züchtungsliteratur ist voll seines Lobes. Für viele Aufgaben sind Maultiere viel wertvoller als Pferde oder Esel.

[2]) A. Brückner, Geschichte der russischen Literatur, 1909, S. 194f. Übrigens war auch ein anderer, sehr bedeutender russischer Dichter, Bunin-Zukovsky, orientalischer Herkunft, ebenda S. 159. — Puschkin hatte mütterlicherseits einen ausgesprochenen Negertypus ererbt, hatte aber blaue Augen. E. Haumant, Pouchkine, 1911, S. 14ff.

übrigens deutlich die Spuren mongolischer Beimengung im Gesicht; ebenso wohl Strindberg. Die beiden Dumas bieten das höchst seltene Beispiel, daß Vater und Sohn literarisch hochberühmt wurden[1]). Der Vater war ein Hauptbegründer der französischen Romantik, er vor allem weckte durch seine historischen Dramen und Romane die Freude an der nationalen Vergangenheit. G. Brandes spricht von seinem sprudelnden, unmittelbaren Talent, riesenstarken Temperament, herkulischen Anlagen, dem „sinnlichen Feuer der schwarzen Rasse“[2]). Sein Sohn dagegen war nach Lansons Urteil ein visionärer Moralist, dessen Ziel die Wiederherstellung der Familie, die Bekämpfung der sozialen Zersetzung bildete; seine Stücke sind teilweise Meisterwerke der Sittenschilderung. — Auch Booker Washington wäre zu erwähnen.

Eine gründliche Studie über Rassenmischung hat Prof. Eugen Fischer, der selbst zu den Hauptautoritäten der Rassengläubigen gezählt wird, geliefert. Er untersuchte die in Deutsch-Südwestafrika lebenden Mischlinge zwischen Buren und Hottentotten, die also eine Mischung sehr verschiedener Rassen, der germanischen und der afrikanischen, darstellen. Das Hauptergebnis dieser sehr gründlichen Arbeit[3]) besteht in dem Nachweis, daß die Mendelschen Gesetze auf den Menschen zutreffen. Die Mischung erzeugt nicht eine einheitliche Mischrasse, sondern ein Rassengemisch, in dem die einzelnen Merkmale die mannigfachsten Kombinationen eingehen. Die Vorstellung, daß bei Mischung die gesamten Merkmale einer bestimmten Rasse immer wieder durchschlagen, ist irrig, vielmehr vererben sich die Merkmale jeder Rasse meist ganz unabhängig voneinander.

Völlig widerlegt wurde auch die unzähligemal aufgestellte Behauptung, daß die Rassenmischung degenerierte, unfruchtbare, geistig und moralisch minderwertige Produkte ergebe. Im Gegenteil zeigen die Messungen und statistischen

[1]) G. Lanson, Histoire de la litérature française, 10. Aufl. 1908, S. 957, 1052.

[2]) G. Brandes, Die romantische Schule in Frankreich (Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd. V), 1883, S. 392.

[3]) Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem der Menschen, 1913.

Erhebungen Fischers, daß die untersuchte Mischung größer, fruchtbarer und eher gesünder ist als die beiden Elternrassen[1]) (S. 177). Auch die Annahme geistig-moralischer Minderwertigkeit im Vergleich mit den Elternrassen hält Fischer für „völlig irrig" und „Unsinn" (S. 166, 298). Er sagt den Rehobother Bastards sogar eine Fülle guter Eigenschaften nach und nennt sie gutmütig, gefällig, gerecht, zuverlässig, würdevoll. Diebstahl und Wortbruch sind äußerst selten, ebenso Ehebruch. Das Familienleben ist ein recht herzliches. Ja, Fischer meint sogar von der Geschlechtsmoral: „der Europäer pflegt da leider sittlich weniger hoch zu stehen als der Eingeborene" (S. 268).

Diesen guten Eigenschaften steht als einziger Mangel ein Fehlen von Energie, stetigem zielbewußten Wollen gegenüber. Wo nicht der Europäer dauernd anregt und schiebt, geschieht nichts. Der Energiemangel führt häufig zu stumpfsinniger Trägheit, die übrigens schon durch das Klima gefördert zu werden scheint, denn auch der Bure ist phlegmatischer als der Holländer. In gewissen Betätigungen, z. B. beim Verfolgen von Viehräubern, auf dem Marsch usw., ist übrigens der Bastard von unverwüstlicher Ausdauer. Was ihm fehlt, ist die Arbeitsenergie des Europäers. — Diese Feststellungen Fischers zeigen aber wohl recht deutlich, daß es sich hier nicht um eine eigentliche Rasseneigenschaft handelt, die doch ausnahmslos wirken müßte, sondern um soziale Gewohnheiten einer bestimmten Entwicklungsstufe. Sie entsprechen genau den Berichten antiker Schriftsteller über die Lebensweise der alten Germanen.

Es ist nun überaus interessant und geradezu typisch, daß Fischer trotz dieser Ergebnisse seiner sorgfältigen Studien schließlich doch behauptet, es sei ganz sicher, daß ausnahmslos jedes europäische Volk, das Blut minderwertiger Rassen aufgenommen habe, dies durch geistigen, kulturellen Niedergang büßen mußte. „Spanien, Portugal, das ganze lateinische Amerika sind abschreckende Beispiele, auf viele Verhältnisse

[1]) Diese Erscheinung nennt Fischer „Luxurieren" der Mischlinge. Dasselbe berichten übrigens Boas von indianisch-weißen Mischungen und Mjöen von der Kreuzung von Lappen und Norwegern.

im römischen Kaiserreich, dann im mittelalterlichen Sizilien, heute in Indien und Inselindien, auf Nordafrika könnte man hinweisen." Fischer hält diese Tatsachen für schlagend und wendet sich daher ganz entschieden gegen Rassenmischung und gegen jede Gleichstellung der Mischlinge. Diese Schlußfolgerungen widersprechen zweifellos vollständig den exakten Feststellungen über die von ihm wirklich studierte Bevölkerung. Die einzigen angeblich schlagenden Tatsachen, die ihn zu dieser überraschenden Wendung bewegen, liegen auf Gebieten, mit denen sich Fischer offenbar nie wissenschaftlich selbständig befaßt hat, und seine Meinung steht da in krassem Widerspruch zu jener der berufenen Fachleute. Daß z. B. Spanien durch Rassenmischung kulturell geschädigt worden sei, wird ein Kenner der spanischen Geschichte gewiß nicht behaupten. Zur Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien war dieses Land vielmehr ganz Europa kulturell weit überlegen, dasselbe gilt für Sizilien. Der spätere Ruin Spaniens war umgekehrt gerade großenteils dem fanatischen Rassenhochmut der christlichen Spanier zuzuschreiben. Auch die Behauptung über die römische Kaiserzeit usw. ist nichts als ein Widerhall aus oberflächlichen und tendenziösen Machwerken, wie etwa Chamberlains „Grundlagen".

In Brasilien gab es einige Millionen Negersklaven, und die Mischung begann früh, da die Portugiesen weniger Rassenantipathie zeigten als die Angelsachsen. Dr. I. B. de Lacerda, Direktor des Nationalmuseums in Rio de Janeiro und Professor der Medizin[1]), findet, daß die Mestizen (Mischlinge von Weißen und Negern) in Brasilien meist weniger kräftig und widerstandsfähig sind als die Elternrassen. Ihre Intelligenz aber steht sehr oft höher als jene der Weißen oder Neger. Volkswirtschaftlich leisten sie weniger, sie sind verschwenderisch, eitel, unpraktisch, wankelmütig, phantasievoll, wenig verläßlich. „Aber niemand kann bestreiten, daß sie höchst intelligent sind und eine Anlage für Literatur und Wissenschaft sowie eine erhebliche politische Befähigung besitzen. Die Mestizen Brasiliens haben bis heute Dichter von ungewöhnlicher Begabung, Maler, Bildhauer, hervorragende Musiker,

[1]) Vgl. Inter-Racial Problems, ed. by G. Spiller, 1911, S. 377ff.

Beamte, Anwälte, gute Redner, bedeutende Schriftsteller, Ärzte und Ingenieure, die an technischer Geschicklichkeit und Berufstüchtigkeit unübertroffen waren, hervorgebracht." Auch als Politiker zeichnen sie sich aus, obwohl sie oft skrupellos in der Wahl ihrer Mittel sind. Seit Gründung der Republik haben sie Zutritt zu den höchsten Stellen erlangt. „Im Nationalrat, den Gerichtshöfen, dem höheren Bildungswesen, der Diplomatie und in den höchsten Verwaltungsstellen nehmen die Mulatten jetzt eine hervorragende Stellung ein und haben großen Einfluß auf die Regierung." Das Vorurteil gegen Rassenmischung hat daher aufgehört; doch sucht der Mulatte selbst möglichst weiße Frauen zu heiraten, wodurch die Nachkommenschaft sich immer mehr den Weißen nähert. Lacerda meint, daß infolge dieser sexuellen Auslese Neger und Mulatten in etwa einem Jahrhundert aus Brasilien verschwunden sein werden, was aber mit neueren Ansichten über Vererbung kaum in Einklang gebracht werden kann.

Das Rassengemenge der Juden

Eines der merkwürdigsten Rassengemenge sind die Juden und sie bieten dem Anthropologen besonderes Interesse, weil ihre weite geschichtliche und geographische Entwicklung relativ genau verfolgt werden kann und sorgsam studiert worden ist. Die populäre Auffassung sieht sie freilich als einheitliche Rasse an und identifiziert sie mit den „Semiten" schlechthin, wobei die bekannte Nase als besonders prägnantes semitisches Merkmal angesehen wird. Felix von Luschan hat aber nachgewiesen[1]), daß die nach allgemeinem Urteil reinsten Semiten, die Beduinen der arabischen Wüste, eine kleine, gerade Nase, dünne Lippen, fast seidenweiches lockiges oder gewelltes Haar, besitzen und daß die charakteristische Nasenform vieler Juden von der Beimengung der Hethiter stammt, die einst in Vorderasien ein mächtiges Reich besaßen und deren Sprache dem Indogermanischen nahestand. Besonders ausgeprägt findet sich diese hethitische Nase bei den Armeniern,

[1]) Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 112, 165ff. Luschan sagt, der vermeintliche jüdische Typus sei der allgemein orientalische, der auch bei vielen arisch sprechenden Völkern vorkommt.

die ja auch zum indogermanischen Sprachstamm gehören. Außer Semiten und Hethitern sollen dann noch (wahrscheinlich arische) Amoriter zu dem Rassengemenge beigetragen haben, das den Grundstock der Juden bildete. Die populäre Vorstellung, die Indogermanen und Semiten als extreme Gegenpole betrachtet, ist ganz unhaltbar. Die Anthropologie hat ihre nahe physische Verwandtschaft längst außer jeden Zweifel gestellt und die Erforschung der alten Kulturen Vorderasiens zeigt immer deutlicher, daß viele Berührungen und Mischungen stattgefunden haben müssen. —

Die Juden haben dann im ganzen Verlauf ihrer Geschichte die größten Beimengungen erfahren, die teilweise die Vielzahl ihrer Typen und die Annäherung an das Äußere der Völker, unter denen sie wohnen, erklären. Besonders in den letzten zwei Jahrhunderten vor Christus traten zahllose Griechen, Römer u. a. zum Judentum über, aber auch im Mittelalter und in der Neuzeit kamen trotz aller Verbote immer wieder solche Konversionen vor, besonders stark bei den Slawen, wodurch wohl die östlichen Juden ihre häufig ausgeprägt slawischen Züge empfingen[1]).

Fishberg hat die Rassenzüge der heutigen Juden auf Grund eines sehr großen Materials untersucht und verneint entschieden die Existenz eines einzigen, einheitlichen Typus. Es gibt eine große Zahl jüdischer Typen, die überall dem Typus der Völker, unter denen die Juden wohnen, stark angenähert sind. Die Juden Deutschlands sind den übrigen Deutschen viel ähnlicher als ihren Glaubensgenossen in Palästina. Die Annäherung zeigt sich in der Schädelform, den Körperproportionen, der Pigmentierung, den Gesichtszügen. Aber auch in Jerusalem sind von jüdischen Kindern bei den Aschkenasim 40% blond und 30% blauäugig, bei den Sephardim etwa 10% blond und noch weniger blauäugig, wobei nur die ausgesprochenen Färbungen berücksichtigt wurden[2]). Die von Virchow geleitete Schulkinderuntersuchung

[1]) Vgl. Dr. Maurice Fishberg, Die Rassenmerkmale der Juden, mit 42 Tafeln, 1913; dort über die Rassenmischungen, S. 239—255; ferner E. Renan, Le Judaisme comme race et comme religion, 1883.

[2]) So F. Schiff, Anthropologische Untersuchungen an jüdischen Kindern in Jerusalem, AA, 1914, S. 348.

ergab, daß von 75000 jüdischen Kindern in Deutschland 32% helles Haar und 46% helle Augen hatten. In Österreich waren es 28% resp. 54%, in England 26% resp. 41% usw. Den rein brünetten Typus hat nur etwa die Hälfte der europäischen Juden bewahrt, etwa 10% gehören zum rein blonden Typus (helle Haare, Augen und Haut), der Rest sind Mischtypen. Was die Nase anbelangt, so hat Fishberg durch Untersuchungen an 4120 Juden festgestellt, daß nur eine kleine Minorität mit einer krummen Nase begabt ist, die aber eben mehr auffällt als die Majorität mit geraden Nasen. Eine gerade („griechische") Nase hatten 57% der Juden und 59% der Jüdinnen. Eine krumme Nase fand sich nur bei 14% resp. 13%. Dieses Ergebnis zeigt, wie unverläßlich populäre Vorstellungen von Rassentypen sind. Es gibt eben eine ganze Menge von Zügen, die wir als jüdisch anzusehen gewohnt sind, die aber sehr verschiedener Herkunft sind.

Sie sind auch keineswegs auf die Juden beschränkt, sondern finden sich bei sehr vielen Völkern der Erde, was zu den bekannten Spekulationen über den Verbleib der verlorenen zehn Stämme Israels Anlaß gegeben hat. Besonders auffällig kommen jüdische Typen in den höheren Schichten Japans vor. Der Mikado hat ausgeprägte, feine jüdische Gesichtszüge, und eine der schönsten Frauen Tokios würde in Europa unzweifelhaft für jüdischen Geblüts gehalten werden (Ranke). Der jetzige König von Spanien erinnert stark an die Judenbilder antisemitischer Witzblätter, und wenn man die Porträts der habsburgischen Ahnengalerie durchgeht, findet man häufig auffallende Anklänge an jüdische Gesichtszüge. Selbst an den Hohenzollern konstatiert der bekannte Antisemit Th. Fritsch jüdischen Typus. Auch die Bilder der Inkas Perus, javanische Fürstengeschlechter, viele urdeutsche und urfranzösische Aristokraten, alte niederländische Patrizierfamilien, ferner viele Naturvölker, so die Bakairis Südamerikas, die Kaffern Südafrikas, die Papuas, manche Polynesier und Mikronesier, nordamerikanische Indianerstämme usw. weisen solche Ähnlichkeiten auf. Stratz, dem obige Angaben teilweise entnommen sind[1]),

[1]) Stratz, Was sind Juden? Eine ethnographisch-anthropologische Studie, 1903.

erklärt daher jüdisches Aussehen für ein Produkt langer Inzucht, die ja in Herrscherfamilien, in Kasten und Aristokratengeschlechtern, aber auch bei Völkern, die örtlich abgesondert (z. B. auf kleinen Inseln, in Wäldern, in einem Ghetto) leben, tatsächlich wirksam ist. Die fortdauernde Fernhaltung der Vermischung habe bei den Juden die Merkmale der weißen Rasse extrem ausgeprägt.

Wenn wir häufig den Juden sofort herausfinden, so beruht dies übrigens vielfach nicht auf den physischen, sondern auf den psychisch-sozialen Erkennungszeichen, wie Name, Haltung, Sprechweise, Blick u. dgl. — Daß die Lebensweise auf das Äußere einwirkt, zeigt folgende Mitteilung Luschans. Auf Rhodos monopolisieren die Juden seit 400 Jahren das Gewerbe von Lastträgern, so daß kein Dampfer Sonnabend Waren löschen kann. Dies hat dazu geführt, daß die rhodischen Juden zu den größten Menschen gehören; ihr von Luschan festgestelltes Durchschnittsmaß ist dem der Schotten fast gleich und übertrifft die Schweden. Luschan erklärt dies mit unbewußter Auslese (S. 76).

Die Juden sind also zweifellos das Produkt vieler Mischungen. Daß sie nun eine so ungeheure Kulturrolle gespielt haben und noch spielen, ist sicher ein starker Beweis gegen die Behauptung, daß Kreuzung schädlich wirke.

KAPITEL VII

Rassenmischung und Völkertod

Der Untergang Roms

Unter allen Belegen, die die Ansicht von der Bedeutung der Rassenkräfte in der Geschichte zu finden glaubt, ist der Untergang der antiken Kultur der am häufigsten gebrachte und eindrucksvollste, weshalb wir hier im Anschluß an die von Chamberlain gegebene Darstellung einmal seinen Wert eingehender prüfen wollen.

Die Ursache des römischen Verfalls wäre nach Chamberlain die durch Blutmischung bewirkte physische und geistige Degeneration gewesen. Die fortgesetzten Mischungen mit Sklaven und Freigelassenen hauptsächlich semitischer und afrikanischer Herkunft hätten die Römer entnervt, zu charakterlosen Mestizen gemacht. . . . „Wie ein Katarakt stürzt das fremde Blut in das fast entvölkerte Rom, und alsbald haben die Römer aufgehört zu sein" (S. 273). Seine Feder schwelgt in der Beschreibung der Verworfenheit des „rassenlosen Chaos", wie er diese Periode tauft. Ignorant, abergläubisch, charakterlos, feig sei es gewesen und seine Wirkung dauere noch fort. Denn sein Produkt sei das verfälschte Christentum der römisch-katholischen Kirche, sei der universalistische Gedanke in allen seinen Formen, als die Chamberlain u. a. sowohl den Großkapitalismus, als seinen erbittertsten Feind, den Sozialismus, ansieht: „Unsere gesamte geistige Entwicklung steht noch heute unter dem Fluche dieser unseligen Zwischenstufe; sie ist es, welche noch im 19. Jahrhundert den antinationalen rassenfeindlichen Mächten die Waffen in die Hand gibt" (S. 296). Der Einbruch der Germanen in das römische Weltreich muß von diesem Standpunkt aus als eine rettende Tat betrachtet werden,

und wer etwa einen Zweifel daran hegen sollte, bekommt von Chamberlain liebenswürdig zu hören, „daß nur schändliche Denkfaulheit oder schamlose Geschichtslüge in dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte etwas anderes zu erblicken vermag als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen". Die Germanen bringen der Welt erst die Idee der Freiheit, retten das Christentum und überhaupt das Ganze der Kultur.

Diese Annahme ist eine der Hauptstützen seiner Rassentheorie. Freilich kann Chamberlain nicht die Ehre der Originalität in Anspruch nehmen. Babington hat in einer gelehrten und geistvollen Studie gezeigt, daß hier einer der frühesten Ausgangspunkte der Rassentheorien überhaupt zu suchen ist, und bezeugt, daß die Ansicht von der Degeneration der römischen Rasse und dem erfrischenden Einfluß germanischen Bluts „heute" (1886) die allgemein verbreitete sei[1]). Die Ursache der Degeneration ist in verschiedenen Umständen gesucht worden, so in dem natürlichen Altern jedes Kulturvolkes, in der systematischen Ausrottung der Besten (Seeck), ja sogar in klimatischen Veränderungen. Die Rassenmischung hat meines Wissens zuerst Gobineau betont, nachdem bereits frühere sie gelegentlich und ohne Nachdruck als einen der Gründe angeführt hatten.

Nun ist zweifellos sowohl am Anfang als am Ende der geschichtlichen Entwicklung der antiken Kulturvölker eine starke Mischung mit den verschiedensten Rassenelementen eingetreten. Nach der römischen Tradition haben Romulus und Remus eine Menge von Sklaven und Landstreichern um sich versammelt und mit ihnen Rom gegründet, das sie jedermann, sogar Verbrechern, als Freistätte öffneten. Nur wenige sollen imstande gewesen sein, ihre eigenen Väter anzugeben[2]).

[1]) Vgl. William Dalton Babington, Fallacies of Race Theories, Essays, London (Longmans, Green), 1895, S. 15, 21ff. Babington weist darauf hin, daß besonders klerikale Historiker die These von der Degeneration Roms und der Verjüngung durch die Germanen vertreten haben, wohl um zu zeigen, daß Gott sich der Germanen bedient habe, um das verderbte Rom zu stürzen und das Papsttum an seiner Stelle aufzurichten. Auch liegt hier wohl eine Reaktion gegen die Auffassung Voltaires und anderer Aufklärer vor, die dem Christentum die Schuld am Untergang Roms zuschoben.

[2]) Plutarch, Romulus, 9—12.

Aber nicht nur die Sage weist darauf hin, daß die Römer von Anfang an gemischter Herkunft waren. Lange bestand selbst zwischen Patriziern und Plebejern Eheverbot und natürlich auch zwischen Bürgern und Fremden. In der Folge aber haben die Römer viel liberaler als die Griechen besiegten Völkern das Bürgerrecht erteilt, und Plutarch sieht hierin den Hauptgrund ihrer raschen Vergrößerung. Warum hat also die anfängliche Mischung mit den nichtarischen Ligurern und Etruskern den Aufschwung Roms nicht gehindert? Die Behauptung, daß später die Rassenmischung Degeneration und Korruption erzeugte, ist auch ganz haltlos. — Die Völker der ganzen Welt strömen heute in London oder New York zusammen; selbst ein Chinesenviertel besteht. Darf deshalb ein Zukunftshistoriker die dortige Sittenverderbnis, für die er gewiß leicht einige Belegstellen aus zeitgenössischen Schriften findet, auf Rassenmischung zurückführen? Richtig ist, daß seit den punischen, griechischen und asiatischen Kriegen große Mengen fremdrassiger Sklaven nach Italien kamen, die hauptsächlich zur schweren Feldarbeit sehr geeignet waren. Ein Teil der Sklaven (Fustel de Coulanges meint, die Hälfte)[1] bestand übrigens stets aus Eingeborenen, und ein weiterer bedeutender Bruchteil aus stammverwandten Griechen, Kelten und später hauptsächlich aus Germanen[2]). Man darf sich aber nicht vorstellen, daß die Feldsklaven großen Einfluß auf die römische Rasse genommen hätten. Der Sklave konnte nach römischem Recht überhaupt keine Ehe schließen, und dieser Grundsatz wurde gerade gegenüber den Feldsklaven mit größter Strenge gehandhabt[3]). Ihre Behandlung war eine so

[1]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, II, ed. vol. 1, 1877, S. 226.

[2]) Über die ungeheure Menge der germanischen Sklaven besitzen wir viele Belege.

[3]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, 4. Aufl., 1865, I, S. 844/46 usw. Cato überliefert die Hausregel, der Sklave müsse entweder arbeiten oder schlafen. Wenn in der römischen Komödie, die griechischen Vorbildern nachgebildet ist, Sklavenehen vorkommen, oder der Herr mit dem Sklaven ein humanes Gespräch führt, so erinnern die römischen Übersetzer ihr Publikum daran, sich an dergleichen in Athen gebräuchlichen Dingen nicht zu stoßen (S. 909).

barbarische, daß Mommsen sagt, „mit denen der römischen Sklavenschaft verglichen, sei die Summe aller Negerleiden ein Tropfen“[1]). Unter günstigeren Umständen konnten sie in Promiskuität leben. Nun ist es eine Erfahrung aller sklavenhaltenden Epochen, die durch die neuesten und bestbekannten Tatsachen der amerikanischen Wirtschaft bestätigt wurde, daß die Sklavenschaft sich nicht selbst zu ergänzen vermag, sondern stets neuer Zufuhr bedarf, um nicht auszusterben. Der Grund hierfür liegt 1. in der sehr geringen Zahl weiblicher Sklaven, die ja nur einen minderen Arbeitswert haben; 2. in der wohlbekannten Tatsache, daß Promiskuität unfruchtbar macht; 3. in der schlechten Behandlung der Sklaven[2]). Anders war die Lage der hauptstädtischen Industrie- und Luxussklaven, denen ein gnädiger Herr die Ehe gestatten mochte, natürlich nur wieder mit einer Sklavin, denn nach einem Senatus Consultum Claudianum fiel die Freie, die mit einem Sklaven verkehrte, in Sklaverei[3]). Aber selbst der Freigelassene durfte ohne Erlaubnis des Herrn nicht heiraten, und wie aus Livius XXXIX, 19 hervorgeht, bedurfte es eines eigenen Beschlusses des Senats und der Volksversammlung, um einem Freigelassenen die Ehe mit einer Freien zu ermöglichen. Das römische Bürgerrecht war überhaupt die Voraussetzung einer vollgültigen Ehe; Kinder, die ein Römer aus einer anderen Verbindung hatte, als aus der mit einer römischen Bürgerin, waren nicht legitim. Diese rechtlichen Verfügungen beweisen schon eine ständisch begründete Abneigung gegen Mischungen[4]), und als in späterer Zeit dieses Gefühl nachgelassen haben mochte, bedrohte ein Gesetz Valentinians jede Ehe zwischen Römern und Barbaren mit der Todesstrafe[5]). Aber auch aus anderen Quellen ersehen wir, daß die zivilisierten Römer die hoch-

[1]) Mommsen, II. Bd., S. 78.

[2]) Vgl. zahlreiche Belege für alles hier Angeführte bei Loria, Die Sklavenwirtschaft im Altertum und im modernen Amerika, Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jahrgang 1896.

[3]) Czyhlarz, Institutionen des römischen Rechts, 1893, S. 50.

[4]) Ähnlich, wie heute ein Adeliger es als Mißheirat betrachtet, eine Bürgerliche zu heiraten.

[5]) Vgl. Codex Theodosianus, lib. III, tit. XIV.

mütige Abneigung jedes Kulturvolkes gegen die Verbindung mit kulturell niedrigen Rassen teilten, und diese Abneigung selbst auf Völker erstreckten, die in einem anderen Kulturkreis einen hohen Rang einnahmen. Noch unter Augustus galt der Grundsatz, das römische Volk müsse „unverfälscht und rein erhalten werden von aller Mischung mit fremdem wie mit sklavischem Blute". Die aus einer Verbindung zwischen Römern und Fremden hervorgegangenen Kinder wurden als hybridae bezeichnet, mit einem Ausdrucke, der sonst auf Nachkommen von Tieren verschiedener Art (wie Pferden und Eseln) Anwendung fand[1]). Dem Mark Anton wirft Vergil seine Vermählung mit einer Ägypterin als „Frevel" (nefas) vor (Aeneis VIII, 688), obwohl Kleopatra dem vornehmsten Königsgeschlecht ihrer Zeit entsprossen war. Auch Horaz (Oden III, 5) spricht von einem Soldaten, der sich durch die Heirat mit einer Barbarin mit Schande bedeckt habe. Selbst Kaiser Titus wurde bei seinem Regierungsantritt durch die öffentliche Meinung, trotz seines Widerstrebens, wie Sueton bemerkt, gezwungen, sich von der jüdischen Königin Berenike zu trennen. Noch in den spätesten Zeiten, als das „Chaos" schon völlig gesiegt hatte, beruft sich ein byzantinischer Kaiser auf die fortdauernde Übung der römischen Sitte, Vermischung mit Fremden zu meiden[2]).

[1]) Vgl. Kolb, Kulturgeschichte der Menschheit, 2. Aufl., 1872, I. Bd., S. 422.

[2]) Vgl. die Stellen aus der Schrift des Constantin Porphyrogenetos an seinen Sohn bei Gibbon, History of the Decline and Fall of the Roman Empire: „Jedes Tier", sagt der Monarch, „ist von Natur geneigt, sich unter den Tieren seiner Art einen Genossen zu suchen, die menschliche Art aber ist durch Verschiedenheit der Sprache, Religion und Sitten in verschiedene Rassen geteilt. Eine richtige Rücksicht auf die Reinheit der Abstammung bewahrt die Harmonie des öffentlichen und privaten Lebens, doch die Mischung mit Fremden ist die reiche Quelle von Unordnung und Zerwürfnis. Dies war immer die Meinung und Übung der weisen Römer: ihr Recht verbot die Heirat zwischen Bürgern und Fremden; in den Tagen der Freiheit und Tugend hätte ein Senator es verschmäht, seine Tochter einem König zu verheiraten." Es folgen die oben gegebenen Beispiele der Mißheiraten von Mark Anton und Titus, auch jetzt noch gelte dies Gesetz. So spricht das „Chaos"! — Allerdings werden Mischehen in den späteren Zeiten häufiger. In der ersten Kaiserzeit aber war der Rassenstolz noch so groß, daß selbst die Provinzialen von den Bewohnern der Stadt Rom als uneben-

So rasch und in dem Umfang, wie Chamberlain will, ist also die Rassenmischung nicht erfolgt. Beim Adel kamen noch besondere Hemmungen in Betracht. Bekanntlich lag die römische Herrschaft in den Händen der Adelsfamilien, die sich durch außerordentlichen Stolz und Mißachtung aller niedriger Geborenen auszeichneten. Fustel de Coulanges (263, 279) führt Stellen zum Belege seiner Behauptung an, daß jede Adelsklasse mit Geringschätzung auf die bloß einen Grad tiefere herabblickte. Der Aufstieg in höhere Adelsklassen war durch künstliche Schranken gehemmt, er durfte nur von Stufe zu Stufe, ohne Überspringungen und in jeder Generation nur um einen Grad stattfinden. Das Volk respektierte diese Würde, indem es schon in republikanischen Zeiten einem homo novus ohne adelige Ahnen sehr schwer war, die Stimmen für ein Amt zu erhalten. Aber selbst die Kaiser konnten lange ihren freigelassenen Günstlingen nicht den ererbten Adel ersetzen. Mesalliancen wurden durch Gesetz und Sitte gleicherweise verboten. Weitere Erschwerungen kamen für die höheren Provinzialbeamten in Betracht. Männern senatorischen Standes wurde seit Cäsar überhaupt untersagt, anders als in öffentlichen Geschäften ihren Aufenthalt außerhalb Italiens zu nehmen. Allen in der Provinz Beamteten war es aber sowohl aus verwaltungspolitischen als aus Standesgründen strenge verboten, mit einer in derselben Provinz lebenden Person eine Ehe einzugehen oder auch nur einen abhängigen Sohn an eine solche zu verheiraten. Selbst Eheversprechen waren unwirksam, und dies bezog sich auch auf alle Verwandten des Beamten, solange dieser im Dienst war. Wir können annehmen, daß die Sitte, die die Standesgemäßheit strenge durchführte, hier noch weiter ging als das Gesetz. Nach all dem ist es wohl höchst unwahrscheinlich, daß die vornehmen Geschlechter ihren Rassen-

bürtig verachtet wurden, wofür Friedländer (Sittengeschichte Roms, 1888, I, S. 225—237) eine große Menge von Belegen gibt. — Noch im 1. Jahrh. nach Christus gab es etwa 50 Adelsfamilien, die sich von Äneas, seinen Begleitern oder albanischen (vorrömischen) Geschlechtern ableiteten, also ein weit höherer Satz von Uradel, als wir besitzen. Alte Stammbäume und deren hohe Schätzung erhielten sich bis in die letzten Zeiten des römischen Reiches.

stolz an afrikanische und syrische Knechte weggeworfen hätten. Die Heirat mit vornehmen Griechen und Galliern kann aber wohl nicht die schrecklichen, von Chamberlain geschilderten Folgen gehabt haben. Noch in den spätesten Zeiten des Reiches auf dem Boden der neuen Barbarenstaaten bildet die senatorische Abstammung den höchsten von Germanen wie Römern fast ehrfürchtig behandelten Ruhmestitel[1]).

In der Kaiserzeit hatte die Kunst der Porträtbüste den höchsten Gipfel erreicht, auch Gemälde sind uns erhalten. Es dürfte aber selbst dem untrüglichen Instinkt Chamberlains schwer fallen, eine umstürzende Veränderung des römischen Rassentypus daraus zu erweisen. Aber nicht nur das Äußere des Römertums, auch seine Psychologie scheint sich in nicht größerem Maße verändert zu haben, als die natürliche Entwicklung der Gesellschaft zur höheren Zivilisation mit all ihren Vorzügen und Fehlern bedingte. Gewiß haben Luxus und Laster in dieser Entwicklung einen immer breiteren Raum eingenommen. Sicher war das fremde Vorbild vielfach der Verführer. Aber setzt das Rassenvermischung voraus? Beweist die Verbreitung des Tabakrauchens in Europa, oder die des Schnapstrinkens in Afrika, daß die Europäer mit Indianerblut, die Neger mit europäischer Rasse gemischt worden sein mußten, um sich dem neuen importierten Genuß zuzuwenden? Schon aus dem dritten und zweiten Jahrhundert vor Christus, also aus einer Zeit, für die wohl niemand — selbst Chamberlain nicht — Rassenverderb behaupten dürfte, aus einer Zeit, die das richtige Heldenzeitalter Roms genannt werden muß, finden wir bereits Züge grauenhafter Korruption berichtet, die alle der Aristokratie entstammen[2]). Alles Spätere ist nur Fortentwicklung.

[1]) Belege für das Vorstehende bei Mommsen, a. a. O., vol. III, S. 498, 517. — Ferner 1, 38, 57, 63, 65, Dig. XXIII, tit. 3; Codex, V, 2. Modestinus, de Ritu nuptiarum: Semper in coniunctionibus non solum quid liceat considerandum est, sed et quid honestum sit (cit. in 2, 42, Dig. XXIII, 3). — Fustel de Coulanges, a. a. O., 283ff., 580ff.

[2]) Vgl. Mommsen, Bd. I, S. 805, 807, 884ff. — „Wer einen Bürger bestiehlt," sagte der alte Cato, „beschließt sein Leben in Ketten und Banden; in Gold und Purpur aber, wer die Gemeinde bestiehlt." Schon 234 vor

Übrigens darf auch die Verderbnis der späteren Zeit nicht zugunsten der früheren übertrieben werden. Selbst Gobineau gibt merkwürdigerweise zu, daß in der römischen Kaiserzeit Energie und Sittlichkeit höher standen als in alter Zeit. Die Ansicht von dem beispiellosen sittlichen Verfall jener Zeiten beruht auf der wörtlichen Annahme der übertreibenden Schmähreden, die aszetische Kirchenväter gegen das verhaßte Heidentum schleuderten. Die hervorragendsten Kenner jener Epoche haben dieses verfehlte Urteil berichtigt. So hat W. D. Babington in der gründlichsten und überzeugendsten Weise erwiesen, daß Rom keineswegs an der angeblichen Korruption seiner Sitten zugrunde ging, daß diese vielmehr weit übertrieben worden ist.

Der einzige ausgeführte „Beweis", den Chamberlain für die Entartung des antiken Geistes gibt, ist die Charakterskizze Lucians. Er zeichnet den Gräko-Syrer Lucian als geistreichen, eitlen, charakterlosen Schönschreiber, „nicht ohne edle Regung" (S. 303), aber ohne „edles Ziel, tiefe Überzeugung, gründliches Verstehen". Diese Skizze ist ein Glanzpunkt Chamberlainscher Methode. Wie kommt Chamberlain überhaupt dazu, Lucian als repräsentativen Mann einer Epoche von einem halben Jahrtausend hinzustellen?[1]) Das späte Rom hat wahrlich großartigere Typen hervorgebracht, so Marc Aurel, Julian, Plotin, Boethius, Augustin, Ambrosius und die vielen anderen großen Kirchenväter. Richtiger urteilt Schiller[2]): „Man kann von dem heutigen Paris und unseren großen Städten keine schöneren und treffenderen Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen,

Christus wird über die Ehelosigkeit geklagt, die Familienbande lockerten sich, die Ehescheidungen nahmen zu, im Schoße der vornehmsten Familien kamen grauenvolle Verbrechen vor. Im Jahre 184 legte der Zensor Cato eine hohe Steuer auf die Buhlknaben.

[1]) Nehmen wir an, daß ein großer Teil unserer Schriftwerke verlorengeht und ein Historiker des Jahres 4000 auf Grund einiger erhaltener Schriften, um den Charakter des Zeitraums von 1500—2000 zu zeichnen, den einzigen H. St. Chamberlain herausgreift und nach treuer Porträtierung behauptet: „Das ist der ‚deutsche Gelehrte' des jüngeren Mittelalters!" — Das wäre genau Chamberlains Methode, die bloße Aussicht aber macht schaudern.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, 19, XII, 1787.

davon gemacht hat. C'est tout comme chez nous!" Auch rühmt ihm Schiller „herrliche Wahrheit" und „sokratische Einfalt" nach. — Was hat dies mit Rassenmischung zu tun?

Erwähnung verdient noch als Beleg für die Gründlichkeit und Voraussetzungslosigkeit der Methode Chamberlains die von ihm beliebte Behandlung der Cäsaren als „Rassenbastarde". Er vergißt dabei ganz, daß gerade viele der größten Scheusale, ein Tiberius, Caligula, Nero, Domitian u. a. — mit absoluter Sicherheit als reinrassige Römer angesehen werden. Von Nero berichtet Sueton auch, daß er blond und blauäugig war. Sie alle waren teils durch Blutverwandtschaft, teils durch Adoption dem großen julischen Kaiserhaus, dessen Stifter Cäsar selbst war, verbunden. Glaubt man, daß dieses stolzeste Adelsgeschlecht Roms, das seine Abkunft bis Aeneas zurückverfolgte, sich mit afrikanischem Sklavenblut beflecken konnte? Chamberlains verständnisvolle Milde geht so weit, den Tiberius „einen hervorragenden und freien Mann" zu nennen, weil er den Juden nicht gewogen war (S. 342). Es ist bedauerlich, daß er unterläßt, aus der bekannten übergroßen Judenfreundlichkeit Cäsars dessen „chaotische" Abstammung zu erweisen. Chamberlain benützt es, daß man von einem „spanischen" oder „syrischen" Kaiserhaus spricht, um zu behaupten, jene Cäsaren seien alle Bastarde aus den niedrigsten Rassen gewesen. Tatsächlich waren es aber vielfach Provinzialromanen, die dem höchsten Adel angehörten und oft durch ihre große Tüchtigkeit die in Rom geborenen Römer übertrafen. Soweit Mischungen vorkamen, so gewiß nicht mit der Hefe der Besiegten, sondern mit den bereits völlig romanisierten höchsten Schichten, die den Römern wohl nicht unebenbürtig waren. Wenn wir die wenigen geisteskranken und sonst minderwertigen Cäsaren abziehen, haben gerade die Provinzialromanen das meiste zur langen Dauer Roms beigetragen. Während der in Rom weilende Adel seine Kraft in materiellem und geistigem Luxus vergeudete, war in den Provinzen bei ernster Verwaltungsarbeit, im ewigen Kampf mit der Unkultur, mit Nomaden und Ge-

[1]) Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreichs, 1880, S. 331.

birgsvölkern, in fruchtbarer Berührung mit den Ergebnissen fremder Zivilisationen ein kraftvolleres Geschlecht erwachsen. Mit dem ersten „Ausländer" auf dem Cäsarenthron, mit Trajan, beginnt die glanzvollste und schönste Zeit, die Rom je erlebte, von der Gibbon meint, sie sei auch die für die Menschheit glücklichste Zeit der ganzen Weltgeschichte. Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel, vier der ausgezeichnetsten Kaiser, die Rom beherrschten, folgen aufeinander. Der Sieg krönte die Waffen Roms, das sich hundertjähriger ruhiger Entwicklung erfreute und einen glänzenden Aufschwung der Künste und Literatur erfuhr. Und das alles sollen ausländische „Mestizen" vollbracht haben? Zerstört die Rassentheorie damit nicht ihre eigene Grundlage? Natürlich gilt für die Abkunft dieser Kaiser das bereits Gesagte. Marcus Ulpianus Trajanus stammte aus einer spanischen Familie „unzweifelhaft italischer Herkunft". Sein Nachfolger Hadrianus entsproß dem spanischen Zweig des Ältergeschlechtes, dem Rom eine Anzahl großer Männer verdankte. Seine Familie war zu Scipios Zeiten nach Spanien ausgewandert. Antoninus Pius wieder gehörte einer in Gallien angesiedelten vornehmen Römerfamilie an, sein Großvater war Konsul und Polizeipräfekt von Rom gewesen. Und so weiter. Für Chamberlain ist das alles belanglos. Er phantasiert ohne Rücksicht auf die historischen Tatsachen, wie seine Laune es fordert. Ausdrücklich von diesen Kaisern[1]) behauptet er frischweg: „Nicht einer wahrscheinlich war auch nur entfernt mit jenen Männern verwandt, die mit sicherem Instinkt den römischen Staat geschaffen." Die Römer wären „auf ewig" von der Kaiserwürde ausgeschlossen gewesen!

In späterer Zeit wird es freilich immer häufiger, daß ein Landsknechtführer von niedriger, provinzialer Herkunft sich durch die Kraft seines Armes und die Gunst der Legionen auf den Cäsarenthron schwingt. Doch auch diesen Fürsten — unzweifelhaften Nichtrömern — hat Rom manches zu danken. Diese rauhen Soldaten — abergläubisch und ohne

[1]) Und ihren Nachfolgern. Er nennt sie kurzweg: Spanier, Gallier, Afrikaner, Syrer, Goten, Araber, Illyrer (S. 246).

Kultur — aber kraftvoll und nicht selten von berufsmäßig begrenztem Pflichtgefühl erfüllt — waren gerade das, was die gefahrdrohende Zeit forderte. Ein Aurelian, Probus, Diokletian, Konstantin und viele andere haben mehr zur Befestigung des Reiches getan, als irgendein früherer „echter" Römer, obwohl ihre niedere, oft mit Absicht im dunkeln gehaltene Abkunft ihre Rasse sehr zweifelhaft macht. Es ist immerhin wahrscheinlich, daß auch römisches Soldaten- und Kolonenblut in ihnen war. Chamberlain kann diese rettende Tätigkeit nicht ganz leugnen. Die Gestalt des Diokletian, der auf Jahrhunderte hinaus Rom in einer neuen Organisation Halt verlieh, ist zu mächtig, als daß selbst Chamberlain sie als „Rassenbastard" beiseitewerfen könnte. Er erklärt also (S. 307): „der große Diokletian war der letzte Kaiser aus reinem Blute". Theodosius usw. seien ausnahmslos Rassenbastarde gewesen. Diokletian war aber wirklich ein illyrischer Freigelassener dunkelster Herkunft. Chamberlain selbst bezeichnet ihn (S. 151) verachtungsvoll als „illyrischen Schafhirten". So behauptet Chamberlain fortwährend genau das Gegenteil dessen, was er eben erst als Wahrheit verkündet hat. Daß Theodosius aus einer vornehmen spanischen Romanenfamilie stammte, ist demgegenüber schon gleichgültig. Solche Kleinigkeiten hindern Chamberlain nie, mit apodiktischer Gewißheit Dinge vorzubringen, die er für seine Zwecke frei erfindet.

Gemeinsam ist allen Rassentheoretikern die Behauptung, die Degeneration der Rasse habe den Untergang der Antike bewirkt. Wie erfolgte aber diese? Seeck[1]) nimmt die Ausrottung der Besten durch die Parteikämpfe, Bürgerkriege, Christenverfolgungen, die Aszese usw. als Grund an, verwirft aber die Gobineau-Chamberlainsche Theorie von der Verderblichkeit der Rassenmischung, sofern nur nicht gerade das schlechteste Material einer Rasse zur Mischung komme. Er ist sogar geneigt, in der Rassenmischung einen Vorteil zu sehen. — Nur die Massenmorde der Edelsten und Besten hätten das Rassenniveau herabgedrückt. — Ein anderer

[1]) Otto Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt, I. Bd., 1897, II. Bd., 1901.

Rassentheoretiker, Reibmayr[1]), polemisiert mit Geschick gegen Seeck, nimmt selbst die zu weit getriebene Inzucht (also das Fehlen von Vermischung) als Degenerationsursache an und gründet den Kulturfortschritt auf den regelmäßigen Wechsel von Vermischung und Inzucht. Die fortschreitende Vermischung der Rassen ist ihm eine Garantie der Entwicklung. Diese drei Theorien widersprechen einander offenbar völlig, trotzdem bringt es Chamberlain fertig, „das vortreffliche Werk" Reibmayrs als eine „unentbehrliche Ergänzung" zu seinen Gedankengängen zu empfehlen[2]).

Soziale Gründe des römischen Aufstiegs und Verfalls

Der Bauer der fetten, üppigen Tiefebene (Babylonien, Ägypten, China) war stets ein friedliches Element, da ihm und seinen Kindern die Natur reichlich Nahrung bot. Auch konnte er in der offenen, schutzlosen Ebene seine Freiheit meist nicht wahren, er kommt entweder unter die Herrschaft von Rittern oder eines priesterlich-bureaukratischen Königtums, für die er frondet und für deren Interessen er natürlich ungern sein Blut vergießt. Anders im Gebirge oder Waldland, in Assyrien, Judäa, Makedonien, Rom, der Schweiz. Hier hält sich ein kräftiger, selbstbewußter Bauernstamm, der seine Freiheit leicht verteidigt, der aber auch neues Siedlungsland für seine Kinder erwerben muß, da der arme Boden für sie nicht ausreicht. Auf dieser Grundlage entstehen die expansiven Weltimperien Assyriens, Makedoniens, Roms. Auch Schweizer und Juden durchziehen viele Länder, erst als Krieger, dann als Händler[3]). Hierbei wirken als Führer der Bauernkraft meist ein nationales Königtum und eine kriegerische Aristokratie mit, zwischen deren Macht ein gewisses Gleichgewicht besteht. Dieses relative Gleichgewicht zwischen König, Adel und Bauer verhindert die Entartung

[1]) Vgl. Dr. Albert Reibmayr, Inzucht und Vermischung beim Menschen, 1897.

[2]) Vgl. Chamberlain, Nachträge zur 3. Aufl. der Grundlagen, 1901, S. 27.

[3]) Vgl. über diese Verhältnisse in Assyrien Landersdorfer, Kultur der Babylonier und Assyrier, 1913, S. 73, 107; über Makedonien Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte, 1906, S. 214; über Rom Mommsen, Römische Geschichte, I, 187.

in königliche Despotie, wie im größten Teil des alten Orients, oder in feudale oder demokratische Anarchie, wie in Hellas bzw. in den späteren Germanenstaaten. Es ist also eine der wichtigsten Voraussetzungen längerer militärischer und politischer Machtentfaltung. Die alten Imperien sind fast stets daran zugrunde gegangen, daß die endlosen Kriege die Bauern aufrieben und die ganze Macht hierdurch in die Hände eines Despoten oder des Adels kam, daß sodann meist stammfremde Söldner an die Stelle der bäuerlichen Volksheere traten, deren Zügellosigkeit schließlich zum Untergang führte. —

Auch in Rom fällt die gewaltigste Machtentwicklung mit dem sozialen Aufstieg der Bauernschaft zusammen (Mommsen, S. 445). Nach jedem Sieg werden Bauernkolonien angelegt und der Veteran greift zum Pflug. So hat Rom der Welt eines der größten Beispiele der ungeheuren Energie gegeben, die wirtschaftlich und politisch in der freien Arbeit schlummert[1]). Ein noch größeres Beispiel aber bietet sein Fall. — In der alten römischen Gemeinde waren die Gegensätze der Klassen nie so schroff, wie etwa in Hellas. Ein patrizischer Adel bestand wohl, doch es war ein rechter, selbst arbeitender Bauernadel, dessen höchster Grundsatz war, das Seinige zusammenzuhalten und der für so unnütze Dinge wie Ritterspiele, Theater, Kunst, Wissenschaft nur Verachtung hatte. — Allmählich dringt dann die Sklavenwirtschaft durch, der Erbgesessene legt den Pflug weg, läßt die Kriegsgefangenen für sich fronden und wird nun ein „echter" Ritter. Der Hochmut und die Unfähigkeit der Geschlechter gefährden Rom aufs schwerste. Der kleine Bauer verarmt, und die fortwährenden Kriegslasten, das Latifundium und die Sklavenwirtschaft ersetzen ihn, ein wucherisches, auf Ausbeutung der Provinzialen, Sklaven und landbauenden Römer gegründetes Kapitalistentum kommt auf. Noch schreitet

[1]) Auch die neuere Kolonialgeschichte bietet hierfür starke Beweise. Die Franzosen haben feudale Kolonien unter geistlicher Herrschaft gegründet, die Spanier Bergwerkskolonien, nur die Angelsachsen aber freie Ackerbaukolonien und hierdurch alle Konkurrenten aus dem Felde geschlagen (vgl. Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika, 1886, S. 13, 41, 110ff.).

Rom vorwärts auf der Bahn der Eroberung; ohne den Plan einer Weltherrschaft wird es in seinem Streben, das schon Erworbene zu schützen, immer weiter hinausgetrieben, ein großer Teil des Erdkreises fällt ihm als Erbe der ganzen früheren Entwicklung zu. Die sozialen Mißstände und die gänzliche Unmöglichkeit, ein Weltreich ohne repräsentative Verfassung in den Formen der alten Stadtverwaltung zu regieren, die inneren Verfassungskämpfe, die diesem Konflikt entspringen, treiben mit Naturnotwendigkeit zur Monarchie, die den Frieden, eine gewisse Wohlfahrt und überhaupt den Bestand Roms auf Jahrhunderte hinaus sicherte. Doch das Sklaventum bildete den tönernen Fuß des Kolosses. Es machte die Entstehung eines freien industriellen Mittelstandes und die Regeneration der Bauernschaft, die die Kriege der Republik verringert hatten, unmöglich und wirkte überhaupt demoralisierend. An die Stelle des freien Bürgersoldaten tritt der Söldner, an die Stelle der Ordnung und Ruhe das Regiment der Prätorianer. Das Sklaventum ist es auch, das durch die billige und rohe Arbeit jeden technischen Fortschritt unmöglich macht[1]); den Scharen der Barbaren tritt später keine hoch überlegene Kriegstechnik entgegen, die industrielle Vermögensbildung und Entwicklung der Steuerkraft sind gehemmt. In dieser Situation war das Römerreich fortwährend von unzähligen wilden Barbarenhorden umschwärmt, die jeden Augenblick die Grenze zu überfluten drohten und denen es nicht die Überlegenheit der Repetiergewehre, sondern nur die taktische Kunst der Legionen entgegensetzen konnte. Schon lange bestanden diese aus barbarischen Söldnern, die oft gefährlichere Feinde waren als ihre Brüder jenseits der Grenzen. Im Innern gärte die gewaltige soziale und moralische Kraft des entstehenden Christentums, das dem Staate gegenüber eine gleichgültige oder feindliche Haltung einnahm, so daß gerade die tüchtigsten Caesaren sich gezwungen glaubten, die gefährliche Irrlehre in Blut zu ersticken. So tobte der Kampf im Innern und an den Grenzen. Dazu kommt der Umstand, daß bei

[1]) Vgl. vor allem die zitierte, sehr instruktive Arbeit Lorias, ferner die charakteristischen Stellen bei Hopp, a. a. O., S. 39/40 und 67/68.

dem damaligen Zustand der Technik ein Weltreich überhaupt auf die Dauer unmöglich war. Ein Weltreich dauernd zu erhalten, hat erst die moderne Entwicklung mit ihrer weltwirtschaftlichen Interessengemeinschaft, ihren Eisenbahnen, Telegraphen, stehenden Heeren, Kanonen und Flotten, mit ihren Prinzipien der Dezentralisation und Repräsentation, ihren Wissenschaften der Verwaltungslehre, Nationalökonomie, Statistik möglich gemacht. Im Altertum hinderte, wie gesagt, das Sklavenwesen jeden technischen und moralisch-politischen Fortschritt, die Entwicklung war in einer Sackgasse, aus der der Fortschritt nur nach rückwärts durch die Zeiten neuer Barbarei möglich war.

Die soziale Entwicklung des Altertums führt schließlich zur Bindung an den Boden und den Beruf, zur allgemeinen Versklavung und Verwilderung. Der Staat scheint überhaupt nur mehr für die Großgrundbesitzer, hohen Beamten und das Militär da zu sein, im dritten und vierten Jahrhundert wüten besonders in Gallien fortwährende Aufstände verzweifelter Landarbeiter. Im fünften Jahrhundert liefen Römer scharenweise zu den Barbaren über, und der Kirchenvater Salvian sagt, er wundere sich, daß dies nicht alle Armen täten[1]). —

Trotz alledem lebte Rom nicht nur im Papsttum, sondern auch im byzantinischen Reich noch weit über die Auflösung des weströmischen Reiches hinaus. Der Fall des Westreiches ließ Ostrom unberührt, sein Kaiser nannte sich auch weiterhin „Kaiser der Römer", unter seinem mächtigen Schutze lebte die Antike fort, bildeten sich die Grundlagen der modernen Staatsverwaltung. Wenn das byzantinische Leben uns traurig und düster vorkommt, voll von Greueln und Lastern aller Art[2]), so vergessen wir doch nicht die ungeheueren Kämpfe, die dieses Reich von seiner ersten bis zur letzten Minute zu überstehen hatte. Die Wellen der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, des Islams brachen sich an der Felsenküste Byzanz'. Was dieses Reich im tausendjährigen Krieg

[1]) Vgl. eingehend L. Hartmann, Der Untergang der antiken Welt in Hartmann und Kromayer, Römische Geschichte, 1919.

[2]) Doch vgl. über die große Milde einzelner byzantinischer Kaiser, die selbst die Todesstrafe verwarfen, Montesquieu, Geist der Gesetze, VI, 21.

gegen Germanen, Hunnen, Slawen, Bulgaren, Avaren, Perser, Araber, Türken, Normannen, Franzosen, Spanier, Venezianer u. a. geleistet hat, kommt den Heldentaten des alten Rom gleich. Wenn auch fremde Söldner seine Schlachten schlugen, so war doch der Geist, der in dem ganzen Staatswesen lebte und den Arm der Fremdlinge führte, der des alten Rom.

Der Verfall Griechenlands

Auch der Verfall Griechenlands wird häufig als Folge von Rassenmischungen betrachtet. Bekanntlich haben aber gerade auf den Anfang der griechischen Geschichte starke Einflüsse asiatischer Rassen und Kulturen gewirkt, ohne daß die damit zweifellos verbundene Mischung das Aufblühen der hellenischen Kultur verhindert hätte. Ganz im Gegenteil: Gerade das hellenisch-asiatische Mischungsgebiet, Jonien, ist das Mutterland der ganzen griechischen Kultur, und die anderen Kolonien, besonders Sizilien, kommen ihm nahe. Die Größe des Hellenentums geht durchweg auf den jonischen Geist zurück. Vom Gründer der griechischen Philosophie, Thales, wissen wir, daß er semitischer Herkunft war und seine Wissenschaft in Ägypten lernte, wie selbst Diogenes Laertius zugibt, der doch nichthellenische Einflüsse möglichst bestreitet[1]). Von den Semiten entlehnten die Griechen die Schrift und viele andere Kulturelemente, besonders auch die Musik, was die Namen ihrer Musikinstrumente zeigen. Homeros wird von Wirth mit semitisch zammeru = Sänger gleichgesetzt[2]). Von Theseus berichtet Plutarch (Theseus, 24), er

[1]) Diogenes Laertius, Leben der Philosophen, Buch I. Ebenso Herodot. — Den Einfluß der Rassenmischung betonen u. a. Gomperz, Griechische Denker, 1896, Bd. I, S. 5ff., 11, 23, 415/16; Hegel, Philosophie der Geschichte (Reclam), S. 299; vgl. ferner die verschiedenen Ansichten bei Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums, 1910, S. 417.

[2]) Vgl. H. Wirth, Homer und Babylon, 1921, wo eine Fülle von Belegen für die semitischen Einflüsse auf das Griechentum gegeben wird. — Spätere antike Schriftsteller leiteten in übertriebener Weise die ganze griechische Weisheit aus dem Orient her und machten alle großen griechischen Philosophen zu Schülern der Ägypter, Babylonier usw. Vgl. Diodor, I, 23, 69, 96, ferner Plutarch, Clemens von Alexandrien u. a.; vgl. auch O. Willmann, Geschichte des Idealismus, 1894, I. Bd., S. 47ff. Hier-

habe zur Gründung Athens die Aufforderung ergehen lassen: Kommt hierher, all ihr Völker! Den Athenern schreibt Herodot (I, 56/57) nichthellenische Abkunft zu und hebt hervor, daß einige der vornehmsten athenischen Familien fremden Ursprungs waren (V, 65/66). Zweifellos beruhte die Blüte Athens auf dem internationalen, fremdenfreundlichen Charakter der Stadt. Im Gegensatz hierzu sperrte sich das aristokratische Sparta hochmütig gegen Fremde ab. Es war ihnen sogar jeder längere Aufenthalt strengstens verboten, wenn dies auch später nicht mehr ganz aufrechterhalten werden konnte. Nach Herodot (IX, 33—35) haben die Spartaner niemals Fremden das Bürgerrecht erteilt, mit Ausnahme von zwei Brüdern, denen sie es als Preis eines großen Dienstes höchst widerwillig zugestanden[1]). Ohne Bürgerrecht war aber eine Ehe unmöglich. Selbst Bürger verschiedener hellenischer Städte konnten einander ohne das seltene Recht der Epigamie nicht heiraten, geschweige denn Hellenen und Barbaren. — Trotzdem also Sparta zweifellos viel reinerer hellenischer Rasse war als Athen, hat es doch kulturell nie etwas geleistet, während das stark gemischte Athen die Sonne der hellenischen Kultur wurde. Die strengste Rassenzucht, die später nur wenig gemildert wurde[2]), verhinderte nicht, daß gerade Sparta zu allererst völliger moralischer und politischer Entartung verfiel, ja beinahe ausstarb.

gegen erhob schon Diogenes Laertius Einspruch. Tatsächlich haben aber die großen griechischen Philosophen viel vom Orient gelernt, insbesondere Pythagoras und Plato. Der Begründer der stoischen Schule, Zeno, und seine wichtigsten Jünger waren unzweifelhaft Semiten, und diese Schule hat nicht nur die Lebensanschauung der edelsten Geister des späteren Altertums gebildet, sondern auch den mächtigsten Einfluß auf die Ausbildung der ethischen und politischen Grundlagen unserer Kultur geübt. Vgl. P. Barth, Die Stoa, 3. Aufl., 1922. — W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, 1914. W. Hasbach, Die allgemeinen Grundlagen der von Smith und Quesnay begründeten politischen Ökonomie, 1890.

[1]) Die Megarer rühmten sich, sie hätten niemals einem Fremden das Bürgerrecht gegeben, außer dem Gott Herakles. In der Folge boten sie es noch Alexander dem Großen an, als ihn das Orakel als Göttersohn erklärt hatte.

[2]) Söhne von Spartanern und Helotenweibern (Mothaken) konnten adoptiert werden. Einige der größten Spartaner waren solche Mothaken, so Gylippos, Kallikratidas, Lysandros. —

Aber selbst im fremdenfreundlichen Athen war eine Vermengung von Rassen später keineswegs leicht. Bemerkenswert ist, daß gerade am Anfang seiner Geschichte das Bürgerrecht jedem Metöken leicht zugänglich war und selbst die unehelichen Kinder aus Verbindungen zwischen Bürgern und Fremden in die Bürgerliste aufgenommen wurden. Ja Kleisthenes veranlaßt eine Massenaufnahme von Metöken und Freigelassenen. Und gerade die diesem Ereignis folgenden Generationen bilden das Heldenzeitalter Athens, aus dieser Mischung gingen die Männer von Marathon und Salamis hervor, deren Söhne und Enkel das perikleische Athen erzeugten! Wenn das die Folgen der Mischung sind, könnten wir sie uns wohl gefallen lassen. — Anders in der Folgezeit! „Je größere politische Rechte und für arme Leute auch materielle Vorteile sich bei der Weiterentwicklung der Demokratie an den Besitz des Bürgerrechts knüpften, desto strenger begann die Bürgerschaft auf ihre Reinhaltung und die Ausschließung fremder Elemente zu achten[1])." Auch der Rassenstolz wuchs mit der Blüte Athens zu außerordentlicher Größe. Schon im fünften Jahrhundert wurde das Bürgerrecht nur mehr für außerordentliche Verdienste verliehen, der es verleihende Volksbeschluß konnte von jedem Athener wegen Unwürdigkeit des Aufgenommenen gerichtlich angefochten werden. Der durch Richterspruch für unwürdig Erklärte wurde Sklave. — Im vierten Jahrhundert wurde man noch strenger; ein Volksvorbeschluß mußte vorangehen, dann erst beschloß eine zweite Versammlung, bei der mindestens 6000 Bürger anwesend sein mußten, über die Aufnahme, und selbst hiergegen war gerichtliche Revision eingeräumt. Seit Beginn des dritten Jahrhunderts wird das Bürgerrecht freigebiger verliehen, dafür aber die gerichtliche Prüfung obligatorisch. Der Verfall Athens war damals schon unaufhaltsam. Dazu kamen aber noch häufige Revisionen der Bürgerliste und zahlreiche Ausstoßungen von solchen, die sich eingeschlichen hatten, und die dies mit Versklavung zu

[1]) Vgl. Busolt, Griechische Staats- und Rechtsaltertümer, 1892, S. 203. Coleman Philippson, The international law and custom of ancient Greece and Rome, 2 Bde, 1911, Laurent, Etudes sur l'histoire de l'humanité, Bd. II, 1880.

büßen hatten. — Als es sich unter Perikles um Verteilung von Getreidegaben an die Bürger handelte, wurden von 19000 Bürgern etwa 5000 wegen Erschleichung des Bürgerrechts ausgestoßen und als Sklaven verkauft, darunter viele Unschuldige[1]). Von nun an war jeder Ausländer, der eine Athenerin zur Gattin hatte, der Gefahr ausgesetzt, als Sklave verkauft zu werden und sein Eigentum eingezogen zu sehen; und wenn ein Athener mit einer ausländischen Frau lebte, war sie den gleichen Folgen und er einer Geldbuße von 1000 Drachmen unterworfen[2]). Wie Aristoteles mitteilt, wurde nicht nur verlangt, daß ein Bürger von beiden Seiten von Bürgern abstamme, sondern in anderen Städten vielfach dieser Nachweis auf die Großeltern zweiten oder dritten Grades oder noch weiter hinauf ausgedehnt[3]). Es kann daher nur eine der gewohnten Übertreibungen des Panegyrikers Isokrates sein, wenn er behauptet[4]), die alte Bürgerschaft sei durch die langen Kriege ausgerottet worden. Allerdings hatte man während des peloponnesischen Krieges die Bürgerschaft mit Metöken ergänzt, was den Unwillen der Redner erregte, bald aber kehrte man zur alten Strenge zurück. — Jedenfalls handelte es sich dabei nur um die Aufnahme anderer Griechen, nicht um die von Barbaren. Als Philipp V. von Mazedonien den Larissäern befahl, den Metöken hellenischer Rasse das Bürgerrecht zu verleihen, taten sie selbst dies mit großem Widerstreben[5]). Erst nach Alexander wurde das athenische Bürgerrecht leichter zugänglich. Aber die Verachtung der Barbaren blieb allen Hellenen bis in die späteste Zeit, wobei sogar die Mazedonier als Barbaren angesehen wurden[6]).

[1]) Plutarch, Perikles, 37.

[2]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893, S. 368.

[3]) Aristoteles, Politik, übersetzt von Stahr, 1895, S. 172.

[4]) Isokrates, Rede über den Frieden, § 88.

[5]) Michel Clerc, Les Métèques Athéniens, Paris 1893, S. 301/02.

[6]) Weshalb sie nicht zu den olympischen Spielen zugelassen wurden. Selbst Aristoteles rechnete die Mazedonier trotz seiner Beziehungen zu ihrem Königshaus zu den Barbaren, und sein Schüler Alexander meinte, die Hellenen seien gegenüber seinen Mazedoniern Halbgötter. Wie reimt sich das mit der Behauptung, die Hellenen seien damals schon degeneriert gewesen? Vgl. über die Entwicklung des Verhältnisses J. Jüthner, Hellenen und Barbaren, aus der Geschichte des Nationalbewußtseins, 1923.

Selbst zur Zeit der größten Machtentfaltung Roms waren die Römer in den Augen der Hellenen ebenfalls nur Barbaren, ja, als Griechenland längst römische Provinz war, gab es nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Dionys von Halikarnaß noch immer Griechen, die die Römer nicht bloß „Barbaren", sondern sogar „die schlechtesten der Barbaren" schimpften[1]). — Und trotz alledem sollen die Hellenen sich ohne weiteres mit syrischen und afrikanischen Sklaven, deren Menge in Hellas übrigens nie so groß war wie in Rom, vermischt haben? Die meisten Sklaven stammten übrigens aus arischen Völkern, Thrakern, Szythen usw.

Chamberlain führt daher die Rassenverschlechterung auf das Eindringen auswärtiger, unverwandter Völkerschaften zurück (S. 266). Nun beweist aber der Zeitpunkt der Einfälle die Unmöglichkeit jener Erklärung, ganz abgesehen davon, daß es vorwiegend arische Völker waren, die in Griechenland einbrachen, deren Beimischung nach der Rassentheorie eher als eine heilsame Auffrischung betrachtet werden müßte[2]). Die Kelten hatten sich nach ihrer Nieder-

[1]) Jahrbücher für klass. Philologie, IX. Suppl.-Bd. 1877/78, S. 116.

[2]) Man beruft sich zum Beweise der Behauptung, Griechenland sei durch Rassenverschlechterung herabgekommen, mit Unrecht auf Fallmerayer. Schon im dritten Jahrhundert v. Chr. begann der Niedergang Hellas und nach 100 Jahren war er vollendet. Als 197 Flamininus den Griechen im Namen des Senats die Freiheit schenkte, zeigten sie sich bereits völlig unfähig, die Gabe zu bewahren. Vergeblich war Philopoimens, des „Letzten der Hellenen", wie die Selbsterkenntnis seiner Zeit ihn nannte, verzweifelter Heldenkampf. Alles Spätere ist bloß Fortentwicklung. — Fallmerayer nun läßt die völlige Ausrottung der Hellenen erst im Mittelalter vor sich gehen. Er betont sogar die vorherige Rassenreinheit. — Vgl. seine Geschichte der Halbinsel Morea, 1830, 2 Bde, I. Bd. S. 91: „Die Griechen hüteten sich äußerst sorgfältig vor Mischung ihrer Rasse mit fremdem Blut. Und es ist bekannt, daß dieses Volk im allgemeinen, die Peloponnesier aber und aus ihnen die Arkadier insbesondere, auf Erhaltung ihrer Nationalität mit solcher Eifersucht wachten, daß sie nicht einmal einen Sklaven über die Grenzen des Vaterlandes hinaus verkaufen ließen usw." „Man darf als unbestreitbar annehmen, daß Messenien, Elis, Lakonien, Argolis und Arkadien von der im Elend der Zeiten zwar allmählich dahinsterbenden, aber der Hauptsache nach doch unvermischten Hellenenbevölkerung bis auf den Zeitpunkt bewohnt blieben, in welchem der Strom szythischer Wanderungen über den Isthmus hereinbrach und die Halbinsel durch zweihundertjähriges Toben vom Grunde aus umkehrte. Das erste Sausen dieses Sturmes erreichte den

lage (280 v. Chr.) überhaupt nicht in Hellas niedergelassen, sondern waren weitergezogen. Mehr als ein halbes Jahrtausend seit dem völligen Niedergange Griechenlands war verflossen, bevor der erste Germane sich dort niederließ. Seit dem sechsten Jahrhundert nach Christus beginnen die Bulgarenstürme[1]), aber erst im achten Jahrhundert gelingt es den nunmehr ganz slawisierten Stämmen, in Hellas selbst festen Fuß zu fassen, wo sie zuerst in eigenen Gemeinden, ohne jede Mischung mit den Hellenen, leben. Erst als sie im neunten Jahrhundert unter dem byzantinischen Kaiser Basilius I. (867—886) das Christentum angenommen hatten, war eine Verschmelzung mit den Griechen möglich, die auch im großen Maßstabe stattfand. Und merkwürdig! Diese erste große Rassenmischung, die tausend Jahre nach dem völligen Niedergang Griechenlands das hellenische Blut mit finnisch-türkisch-slawischem versetzte, scheint die allergünstigsten Folgen gehabt zu haben. Von nun an nimmt Griechenland einen großen Aufschwung, Wohlstand und Kultur heben sich bedeutend, das ganze Reich erlebt eine neue Blütezeit. Im zwölften Jahrhundert gehörte Griechenland zu den fortgeschrittensten Teilen des Reiches, und es hätte vielleicht gleichzeitig mit Italien eine Renaissance erlebt, wenn nicht die lateinischen Kreuzfahrer wie eine verheerende Lawine über Byzanz hereingebrochen wären[2]). Die Franken führen das Feudalwesen in Griechenland ein, das seine zersetzenden Wirkungen in fortwährenden blutigen Fehden äußert. Die Unduldsamkeit der katholischen Franken, das gewaltsame Aufdrängen fremder Sitte, Sprache und Religion bezeichnen diese traurigste Periode Griechenlands. Jetzt erst war das römische Reich zum Sturze reif und erlag

Peloponnes in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts." S. 89: „Im ersten Jahrhundert der Unterjochung war — etwa Patras ausgenommen — die Bevölkerung der Halbinsel noch rein und unvermischt." Ebenso S. 87 usw. — Übrigens ist die These Fallmerayers „das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet" auch bei Versetzung dieses Vorgangs ins Mittelalter heute widerlegt. Vgl. Hopf, Geschichte Griechenlands (in Ersch und Grubers Encykl. Sekt. I, Bd. 85) und andere Fachwerke.

[1]) Die Bulgaren waren bekanntlich ein finnisch-türkischer Stamm.

[2]) Kaum haben Hunnen oder Türken so in Feindesland gehaust, wie die Kreuzfahrer im christlichen Konstantinopel nach seiner Erstürmung.

dem Anstürmen der Türken, nachdem es noch vorher die Schätze des Altertums getreulich in die Hände der eben aufblühenden italienischen Kultur übergeben hatte.

Die Behauptung, die Antike sei an Rassenverschlechterung zugrunde gegangen, steht in völligem Widerspruch mit der Geschichte. Es ist eine Phrase, die ihrer leichten Gangbarkeit wegen weite Verbreitung gefunden hat, vor der historischen Kritik aber ganz sinnlos erscheint. Vielmehr können die Wandlungen der Antike mit voller Sicherheit auf soziale Vorgänge zurückgeführt werden, insbesondere auf wirtschaftliche Verschiebungen und ihre Folgewirkungen auf die Heeresverfassung[1]).

Die französische Revolution

Eine historisch interessante Anwendung der Rassentheorie ist die Erklärung der französischen Revolution als Kampf zwischen der germanischen herrschenden und der keltischen unterjochten Rasse, schon deshalb, weil hier eine der ältesten Quellen dieser Richtung liegt, die auch wichtige Aufschlüsse zu ihrer Psychologie bietet. Die Rassentheorie stellt sich hierbei in besonders auffälligem Maße als Kampfmittel im Streite der Klassen heraus. Dr. L. Woltmann[2]) behauptet dagegen, daß auch die führende revolutionäre Schichte „germanisch" war, wie ihm das Studium der Porträts gezeigt habe. Doch wird von manchen Historikern bestritten, daß die fränkischen Einwanderer zahlreich waren[3]), der französische Adel der älteren Zeit erlitt auf den

[1]) Die Ursachen des sozialen Verfalls Griechenlands, der den politischen nach sich zog, hat vor allem Pöhlmann meisterhaft dargestellt; vgl. Robert Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte, 1906.

[2]) Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 294. Die Germanen in Frankreich, 1907.

[3]) Vgl. Fustel de Coulanges, a. a. O., S. 470, 472. Er gibt an, Chlodwig habe zur Zeit seiner Taufe nicht mehr als 6000 fränkische Krieger unter seinem Befehl gehabt. Hiergegen ist aber zu beachten, daß der Norden Frankreichs tatsächlich die Merkmale der blonden Rasse in beträchtlicher Anzahl aufweist. Lapouge (S. 56) nimmt eine germanische Einwanderung von 1 Million an.

Schlachtfeldern die schwersten Aderlässe[1]), von einem sehr großen Teil des vorrevolutionären Adels ist übrigens das geringe Alter des Titels und die wenig rühmliche Art des Erwerbs genau bekannt. Meistens kaufte man den Adel der Steuerfreiheit wegen[2]). Graf Volney[3]) hat dies in einer charakteristischen Art ausgeführt. In seinen ‚Ruinen", die vor der Revolution begonnen, aber erst nachher veröffentlicht wurden, findet sich folgende Stelle: „Andere (Adelige) sagten: es wäre Schande und Niederträchtigkeit, uns mit dem Pöbel zu vermischen, er ist da, um uns zu dienen; wir sind von der edlen und reinen Rasse der Eroberer dieses Landes. Wir wollen der Masse unsere Rechte und unseren Ursprung zurückrufen. Die letzteren wandten sich hierauf an das Volk: Volk, vergißt du, daß unsere Vorfahren dieses Land erobert haben, und daß dein Geschlecht nur unter der Bedingung das Leben behalten hat, uns zu dienen? usw. — Das Volk: Reines Geschlecht der Eroberer, zeige uns doch deine Stammbäume, damit wir sehen, ob das, was bei den einzelnen Diebstahl und Betrug ist, bei einer Nation Tugend wird. — Und im Augenblick fingen laute Stimmen von verschiedenen Seiten an, eine Menge der Edlen bei ihren Namen zu rufen, führten ihre Abkunft und ihre Verwandtschaft an, und erzählten, wie der Großvater, der Urgroßvater oder erst der Vater, nachdem sie sich auf irgendeine Weise bereichert, den Adel um Geld erkauft hatten, so daß nur eine sehr geringe Anzahl von Familien von wirklich alter Abstammung übrigblieb. ‚Seht,' sagten jene Stimmen, ‚seht diese Emporkömmlinge, die ihre Eltern verleugnen: diese plebejischen Rekruten, die sich selbst für berühmte Veteranen halten.' Und so entstand ein allgemeines Hohngelächter." — Der

[1]) Bei Crecy fielen nicht weniger als 1600 Barone und 4000 Edelknappen. „Kaum ein adeliges Haus gab es in Frankreich, das nicht eines oder mehrere seiner Glieder zu beweinen hatte." (Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter, II. Bd., 1887, S. 229. Bei Maupertuis deckten 2400 Edle den Boden (S. 234).

[2]) Ja, zeitweise zwang man aus Finanzgründen viele Bürgerliche zum Adelskauf. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., 1882, S. 285.

[3]) Graf C. F. von Volney, Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche usw., 13. deutsche Aufl., 1880, S. 72.

geistvolle Pair von Frankreich mußte seine Standesgenossen wohl kennen. — Schließlich scheitert die ganze Hypothese an den deutlichen sozialen Ursachen der Revolution. Wie übrigens wäre es zu erklären, daß gerade die keltischen Gegenden (Bretagne und Vendée) sich mit ihrem letzten Blutstropfen für die Adelsherrschaft gegen die angebliche Keltenrevolution eingesetzt haben?

Rassenmischung und Kulturentwicklung

Die Behauptung der Rassentheoretiker, daß Mischungen zur Degeneration führen, ist schon deshalb wertlos, weil bei keinem jener Autoren ein klarer Begriff der Rasse festgehalten wird. Sind etwa nur Weiße und Schwarze als „verschiedenrassig" zu betrachten? Oder schon weiße „Arier" und weiße „Semiten"? Oder unter den Ariern wieder Germanen gegenüber den Slawen? Oder vielleicht sind gar die einzelnen „germanischen" Völker, also Deutsche, Engländer, usw. als „rassenverschieden" anzusehen? Was ist weniger bedenklich, die Mischung eines deutschsprechenden Rundkopfes mit einem französischen oder slawischen Rundkopf, oder die Ehe zwischen deutschen Rund- und Langköpfen? Selbst jene Rassentheoretiker, die so weit gehen, ihren Rassenbegriff zu definieren, halten sich doch in der Praxis nicht daran, sondern verwenden willkürlich bald diesen, bald jenen Begriff, ohne Rücksicht auf entstehende Widersprüche. —

Der Annahme, daß Rassenmischungen in der Regel von großen Nachteilen begleitet seien, wird häufig entgegengehalten, daß die Kultur gerade in stark gemischten Gegenden ihren Hautpsitz habe (dies betonen Nietzsche, Treitschke, Rohrbach u. v. a.). Tatsächlich zeigt ein Blick auf die Entwicklungshöhe der Kontinente und ihrer Teile, daß jene genau im Verhältnis zum Ausmaß der Völker- und Kulturmischungen steht, wobei die Lage zum Meer eine große Rolle spielt. K. Schneider hat sogar die Theorie vertreten, daß physische Mischung eine Voraussetzung der Höherentwicklung darstelle[1]), doch scheint mir die Mischung

[1]) H. Schneider, Der herrschende Rassebegriff und die Tatsachen der Erfahrung in seinen geistreichen und gelehrten „Gesammelten Aufsätzen", 1924, S. 175.

geistiger Güter, die Befreiung von Vorurteilen und Aberglauben durch den Vergleich mit fremden Sitten, das Entscheidende zu sein. Wo mehrere Rassen zusammentreffen, kreuzen sich Kulturelemente verschiedenster Art, der Kulturbesitz häuft sich, meist erfolgt ja ein solches Zusammenkommen an den natürlichen Völkerstraßen, die an sich der Entwicklung günstig sind. Sodann erzeugt die Übereinanderschichtung soziale Differenzierung. Es entsteht ein Stand von Hörigen, die der Frondienst zur stetigen Arbeit erzieht, und ein Herrenstand, dem die Muße die Entfaltung der Lebenskünste, des Luxus, der feineren Kultur ermöglicht. Wenn auch diese soziale Differenzierung manche Gefahr für die Sicherheit der Entwicklung in sich birgt, so kann sie doch unter sonst günstigen Verhältnissen einen besonders raschen Fortschritt anregen.

Alle historisch wichtigen Völker stellen ein Gemenge verschiedener Rassen dar. Schon in den ältesten Zeiten müssen große Mischungen stattgefunden haben, wie sich daraus ergibt, daß dieselben vorgeschichtlichen Gräberfelder oft ganz verschiedene Schädeltypen liefern[1]). Wie außerordentlich gemischt erscheinen ferner die ältesten großen Kulturvölker Ägyptens, Babylons und überhaupt Vorderasiens, auf deren Errungenschaften unsere Kultur fußt. Flinders Petrie beschreibt fünf auf Monumenten vorkommende Rassentypen, die nacheinander Ägypten beherrschten, darunter auch Neger. Nach Herodot (II, 100) haben 18 Negerkönige über Ägypten geherrscht, wie ihm die ägyptischen Priester aus ihren Büchern vorlasen. In Mesopotamien finden wir am Anfang das ganz rätselhafte sicher weder semitische noch arische Volk der Sumerer, das bereits eine hohe Kultur besaß und dessen Sprache die semitischen Babylonier später ebenso als Gelehrtensprache pflegten, wie Europa im Mittelalter das Latein. Über ganz Vorderasien und Ägypten hin galt lange das Babylonische als Sprache des diplomatischen Verkehrs und der höheren Gesittung, wie das Französische im neueren Europa. Aber dürfen wir deshalb die babyloni-

[1]) Martin, S. 679; Feist, S. 97; Luschan, Zusammenhänge und Konvergenz, 1918, S. 69.

sche Kultur, die die Grundlage unserer eigenen bildet, kurzweg als „semitisch" bezeichnen? Doch nur dann, wenn wir die Idee der Rassenbegabung ganz fernhalten, denn welcher Rasse die einzelnen Kulturschöpfer angehörten, wissen wir absolut nicht[1]). Auch die vielleicht arischen Kassiten haben Babylon sechs Jahrhunderte regiert, wurden aber rasch semitisiert. Schließlich erobern es die arischen Meder und Perser. Die Perser waren ja die eigentlichen Arier; ihre Könige nannten sich „Arier vom arischen Stamm". Ihnen am engsten verwandt waren die Meder. Bei ihnen scheinen aber nur die Herrschenden arisch geredet zu haben, die Masse des Volkes sprach, wie die Inschriften zeigen, das sicher nicht indogermanische Elamische oder Neususische. Auch werden gerade die Meder auf einer Inschrift Tiglatpilesers IV. die „dunklen" genannt und auf dem bekannten pompejanischen Mosaikgemälde „Alexanderschlacht" haben die Perser schwarze Bärte[2]).

Eine große Rolle spielte in Vorderasien das Reich der Hethiter, deren Sprache nach den Untersuchungen von Hrozny und anderen Gelehrten starke arische Züge aufweist, während der physische Typus besonders durch große, krumme Nasen auffällt. Benachbart waren die ebenfalls arisch gemischten Mitanni, auch die Amoriter und Philister, mit denen die Juden in stetem Kampfe lagen, werden heute oft als indogermanische Stämme angesehen. Nach Herodot haben die indogermanischen Szythen ganz Asien überrannt und sind bis Ägypten gekommen (I, 105). Die Stadt Bethsean

[1]) Ebenso falsch ist natürlich die oft (z. B. von Chamberlain) aufgestellte Behauptung, die Semiten hätten nie etwas kulturell geleistet, denn alles sei auf ägyptischen oder sumerischen Einfluß zurückzuführen. Mit derselben Logik könnte man bestreiten, daß die Germanen jemals eine selbständige Leistung aufzuweisen hatten, denn ihre Kultur knüpft ja überall an die Antike und die Bibel an und sie haben sich 1000 Jahre lang vorwiegend der lateinischen und französischen Sprache für alle höhere Geistesbetätigung bedient. Die ganze Vorstellung „selbständiger", aus einem bestimmten Rassengeist herausgeborener Kultur ist eben ein Truggebilde. Über die Sumererfrage vgl. Winckler, Geschichte Babyloniens und Assyriens, 1892, S. 22, 52, 76; ferner Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, 1885, S. 237.

[2]) Vgl. ferner Spengler, Untergang des Abendlandes, 2. Bd., 1922, S. 199.

in Palästina hieß später Scythopolis und der Name der Szythen scheint sich in keilschriftlich Aschguza, was im Alten Testament zu Aschkenaz verballhornt wurde, erhalten zu haben. Auch sonst lassen sich manche arische Einflüsse auf die israelitisch-jüdische Kultur nachweisen[1]). Anderseits soll nach Herodot (II, 103) ein Ägypterkönig bis in das Land der Szythen und Thraker (also bis in den nördlichen Balkan) vorgedrungen sein, wie aus Siegessäulen ersichtlich war, ja am Schwarzen Meer sollten die Kolcher von den Ägyptern abstammen!

Daß ferner Griechen und Römer von Anfang an stark gemischt waren, wurde schon gezeigt. Schließlich sei noch die hohe Kultur der Araber erwähnt, die im Mittelalter der christlichen weit überlegen war. Auch hier sind es keineswegs bloß Araber, die als ihre Schöpfer gelten können, sondern in hohem Maße Perser, Ägypter, Griechen, nordafrikanische Berber und Juden.

Münsterberg hat in seiner „Chinesischen Kunstgeschichte" Beziehungen zwischen der altchinesischen und griechischen Kunst behauptet. In einem Aufsatz[2]) sagt er ferner, gewiß sei jede Kunst national ausgestaltet, aber wurzelecht bodenständig, ohne fremde Anregung und Beeinflussung sei noch keine Kunst entstanden. So sei vielleicht zur Zeit der Mongolenherrschaft persische Töpferei nach China gekommen, dort sei daraus der blauweiße Porzellanstil entstanden, der dann wieder in Delfter und anderen Nachbildungen bestimmend für den heutigen europäischen Stil geworden sei. —

Den bedeutsamsten aller Kulturfortschritte, nämlich die Erfindung der Schrift, verdanken wir dem alten Orient. Thurnwald hat gezeigt, wie die Kulturmischung hierbei wirksam war[3]). Zwar finden sich bei vielen Naturvölkern Ansätze hierzu, die häufig recht scharfsinnig sind, so rebus-

[1]) Vgl. Prof. Georg Beer, Die Bedeutung des Ariertums für die israelitisch-jüdische Kultur (Rede, gehalten bei der Jahresfeier der Universität Heidelberg), 1922.

[2]) O. Münsterberg, Gibt es eine autochthone chinesische Kunst? Korrbl. 1914, S. 40ff.

[3]) Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen, 1923 (Handb. d. v. Ps. I), S. 243/65.

artige Gedächtnishilfen und bildliche Darstellungen. Über diese Stufe ist selbst die chinesische Schrift trotz aller Vervollkommnung nicht hinausgekommen, der Weg zur Auflösung der Bilderschrift (Ideogramme) in eine Silben- oder Buchstabenschrift wurde nicht beschritten. Thurnwald meint, daß dies u. a. auch damit zusammenhing, daß die chinesische Schrift anscheinend stets von demselben Volk weitergebildet wurde. Die sumerische Schrift hingegen wurde von den semitischen Akkadiern und Babyloniern übernommen und diese Völker- und Kulturmischung dürfte die Loslösung des Silbenwertes von der ursprünglichen Wortbedeutung des Zeichens befördert haben. Noch weiter gelangten die Ägypter, die wohl auch infolge der Mitwirkung von Fremden bei den Verwaltungs- und Schreibgeschäften, teilweise schon Buchstaben neben Silben entwickelten. Von ihnen lernen die Phönizier, die dann die erste eigentliche Buchstabenschrift ausbilden, der die Griechen noch die Vokale hinzufügen. Auf das phönizische Alphabet gehen alle übrigen Alphabete zurück.

Auch in Europa haben sich dann zahllose Völker und geistige Strömungen vermengt und es ist ebenso hoffnungslos, den Kulturanteil einzelner Rassen auszusondern, als man etwa im Ozean feststellen könnte, aus welchem Festlandsstrom eine bestimmte Welle stammt.

KAPITEL VIII

Die neueren Rassentheorien

Die Theorie Gobineaus

Arthur Graf Gobineau — dessen Hauptwerk[1]) seine Anhänger mit Stolz das Rassenbuch nennen — war einer der frühesten Verkünder der neueren Rassentheorie. Der erste Band des „Versuchs über die Ungleichheit der Menschenrassen" gibt ein gutes Bild von der Theorie Gobineaus, die folgenden drei erschöpfen sich in endlosen Wiederholungen der wenigen Grundideen. Gobineau nimmt drei Urrassen an: die höchststehende weiße Rasse, die auch mit den Namen kaukasische, semitische, japhetitische Rasse bezeichnet wird, die gelbe (mongolische, altaische, finnische, tatarische) Art und den schwarzen Typus, dessen Rassenwert am geringsten ist. Der weiße Stamm, der heute in den Ariern noch am reinsten erhalten ist, dringt von den Hochebenen Asiens nach Süden und Osten vor, indem er sich in verschieden starkem Grade mit den Urnegern mischt, woraus die einzelnen semitischen Stämme, die Ägypter usw. entstehen. Aus der Mischung der weißen und der gelben Rasse bilden sich u. a. die Engländer, Deutschen und Russen. Wiederholt und nachdrücklich hebt Gobineau die Notwendigkeit der Rassenmischung für die Kulturentstehung hervor, nur die gemischten Rassen konnten Zivilisationen erzeugen. Die Rassen stehen um so höher, je mehr sie vom

[1]) Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann, 4 Bde. Das beste und erschöpfendste Werk über Gobineau ist das Buch von Ernest Seillière, Le Comte de Gobineau et l'Aryanisme historique, Paris 1903. — Ferner sind Fritz Friedrich, Studien über Gobineau, Leipzig 1906, und L. Schemann, Gobineaus Rassenwerk, 1910, lehrreich.

weißen Typus enthalten, um so tiefer, je mehr Negerblut in ihnen steckt. Doch hat auch dieses seine guten Seiten; es gibt den etwas spießbürgerlichen Weißen künstlerischen Schwung. Ja, Gobineau betont immer wieder, daß ohne das sinnliche und phantasiereiche Negerblut nirgends künstlerische Begabung entstanden und daß die Rassen genau in dem Verhältnis zur Kunst veranlagt seien[1]), in dem sie eine gewisse Beimischung des schwarzen Urtypus erfahren hätten, der aber für sich allein wegen intellektueller Minderwertigkeit von seiner künstlerischen Empfindungsfähigkeit keine Anwendung machen könne. „Die arischen Völker, die zum Praktisch-Tatsächlichen hinneigen, sind an sich nicht künstlerisch. Bedachtsam, vernünftig im Urteilen, Reden und Denken, das sind sie; von der höchsten Fassungskraft sind sie auch; geschickt, die Vorteile aller Dinge zu entdecken usw." Die beiden „arischen Instinkte" sind „Vernünftigkeit und das Aufsuchen des Nützlichen". Das stimmt ziemlich wenig mit anderen Schilderungen des arischen Charakters. Bezüglich der künstlerischen Begabung erklärt Gobineau: „So geben alle bisher ins Auge gefaßten Erscheinungen das übereinstimmende Resultat: Die Mischung mit der schwarzen Rasse bringt, wenn sie eine leichte ist, die Intelligenz bei der weißen insofern zur Entwicklung, als sie ihr eine Wendung zur Phantasie gibt, sie mehr künstlerisch macht, ihr gewaltigere Flügel verleiht. Zu gleicher Zeit aber entwaffnet sie ihre Vernunft." Nach all diesen Kriterien muß Gobineau, dem künstlerische Begabung gewiß nicht abgesprochen werden kann, eine gehörige Dosis Negerblut in den Adern gehabt haben, denn die Gobineausche Geschichts-

[1]) Die einzelnen Völker hält Gobineau in folgender Rangordnung für kunstbegabt: Zuerst kommen Assyrier, Ägypter und Inder, dann die Griechen, in weiterem Abstand die Italiener des Mittelalters, die Spanier und noch weiter unten die Franzosen der Neuzeit. „Nach diesen endlich", fährt Gobineau fort, „ziehen wir einen Strich und lassen nichts mehr gelten, als Eingebungen aus zweiter Hand und Erzeugnisse einer gelehrten Nachahmung, die für die Massen des Volkes nicht vorhanden ist." Somit wird allen germanischen und slawischen Völkern einfach alle Kunstbegabung abgesprochen!! Und dabei war Gobineau einer der nächsten Freunde Richard Wagners, der seinen Rassenglauben aus Gobineaus Theorien schöpfte.

phantasie ist nicht nur eine Folge der Vernunftentwaffnung, sondern entwaffnet durch ihre Naivität auch die Vernunft seiner Kritiker.

Die Idee der organischen Entwicklung kennt Gobineau nicht, den Einfluß der umgebenden Natur hält er für sehr unwesentlich. Die Arier hätten selbst am Pol oder unter dem Äquator dieselbe Stellung erlangt. Die Mischung mit anderen Rassen war ihnen zwar nützlich und nötig, muß aber schließlich zu ihrem und der Welt Unheil ausschlagen und eine furchtbare Degeneration der edlen Rasse erzeugen. Der Bewunderer Gobineaus, Fritz Friedrich, gibt diese Geschichtsvisionen Gobineaus gut wieder: „Die Arier, seit Anbeginn der Welt in makelloser Herrlichkeit Gottes Ebenbild darstellend, bestimmt, als läuternder Sauerteig die übrige Menschheit zu durchdringen und sich selbst zu verlieren, das ist eine rein poetische Konzeption, und zwar eine Konzeption von ungeheurer konzentrischer Kraft und einer Wucht und Unerbittlichkeit des tragischen Ernstes, für die es wenig Ähnlichkeiten gibt." Eine „Arierdämmerung" sieht Gobineau hereinbrechen, einen Untergang, den einer seiner Jünger der germanischen Mythe von der Götterdämmerung und der Nibelungen Not vergleicht.

Wie schon erwähnt, hat Gobineau auf Richard Wagner stark gewirkt, und aus seinem Kreise heraus ist in Deutschland die Gobineaugesellschaft entstanden, welche Gobineaus sämtliche Werke in deutschen Übersetzungen herausgegeben hat und auch sonst den Arierkult betreibt. Durch ihr Wirken ist man in neuerer Zeit auch in Frankreich auf Gobineau, der dort ganz vergessen war, wieder aufmerksam geworden, doch hat man ihn dort nicht nur als Gelehrten vollständig abgelehnt, sondern selbst seine rein literarische Bedeutung gering eingeschätzt. Die deutschen Verehrer Gobineaus stellen ihren Meister als Apostel des Deutschtums hin und suchen den Anschein zu erwecken, als habe er uns Deutsche auf Kosten seiner Landsleute verherrlicht. Wie aber Friedrich (S. 139) richtig ausführt, lag Gobineau nichts ferner. Er hatte vielmehr eine sehr ungünstige Meinung von den Deutschen, von denen er glaubte, daß sie überwiegend slawisch-keltischer Herkunft seien und selbst weniger germanisches

Blut enthielten als die Franzosen. Tatsächlich ist ein sehr großer Teil der deutschen Bevölkerung ungermanischer, ja unarischer Herkunft, und die gewöhnlich als germanisch betrachteten Rassenmerkmale kommen, wie schon erwähnt, in Nordfrankreich häufiger vor als etwa in Süddeutschland.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Gobineauschen Theorien, die uns seine rührige Gemeinde als neue Offenbarung preist. Fritz Friedrich, der ein Bewunderer der Persönlichkeit Gobineaus ist, hat in der erwähnten Schrift seine wissenschaftliche Bedeutung in kritischer Weise und sehr objektiv untersucht. Hier seien nur einige seiner Urteile wiedergegeben: „Gobineau", sagt er (S. 81), „ist ein ‚Universal-Dilettant', er besaß auf keinem Gebiet eine methodische Fachbildung, insbesondere nicht diejenige, die er bei der ganzen Anlage seines Buches am nötigsten gebraucht hätte, die des Historikers." „Gobineau hat eine gründliche Kenntnis des von ihm so gepriesenen Mittelalters nicht besessen" (S. 83), „er kennt eine wissenschaftliche Kritik der Quellen überhaupt nicht, vergewaltigt aber die denselben gläubig entnommenen Angaben auf das willkürlichste" (S. 85). „Alles andere hat sich Gobineau aus den Fingern gesogen" — „Mangel an Achtung vor den Tatsachen", — „von Beispielen für dieses Verfahren strotzt das Buch geradezu" (S. 86/87). „Gobineau weiß nicht nur nicht oder will nicht wissen, daß es eine Quellenkritik des Alten Testaments gibt, sondern er lehnt auch jede Kritik der dort berichteten Tatsachen, jede andere als ihre buchstäbliche, historisch-chronologische Deutung rundweg ab" (S. 89). „Die Tatsachen sind falsch und die Motive erdichtet. Die Berufung auf Movers bessert den offenbaren Unsinn nicht" (S. 94). „Haarsträubende Etymologien und schülerhafte Schnitzer" (S. 97), „wahre Tertianerschnitzer" (S. 101), „Die Behauptung ist in jedem Falle purer Unsinn" (S. 102), „Der Polyhistor weiß also nicht, daß das ganze Mittelalter durch die lateinische Urkunde die Regel war —" (S. 103). „Fast aus jedem Kapitel ließe sich eine Reihe ähnlicher Verkehrtheiten zusammenstellen" (S. 104). „Die Einzelheiten der griechischen Geschichte werden tendenziös bis zur Fälschung vorgetragen" (S. 114). „In einzelnen Fällen scheut er sich dagegen nicht,

Unliebsames zu unterdrücken oder die Texte so zu vergewaltigen, daß man geradezu von Fälschung sprechen müßte, wenn man nicht wüßte, welche Streiche ihm seine Phantasie zu spielen pflegte" (S. 182). „Darin steckt sehr viel Böswilligkeit, sehr viel Verständnislosigkeit für geschichtliche Größe und sehr geringer Sinn für die Ehrenpflichten des Geschichtschreibers, der kein Recht hat, mit den Objekten seiner Vorstellung umzuspringen, als wären sie vogelfrei" (S. 194). „Die grausame Vergewaltigung der Logik, die durch keinerlei Streben nach verstehender Gerechtigkeit gemilderte, wahrhaft barbarische Voreingenommenheit, die fahrige Hast des stets zu Übertreibungen geneigten Urteils haben etwas ungemein Peinliches . . ." (S. 207). „Unbeschadet der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Rassentheorie an sich, kann die weltgeschichtliche Konstruktion, welche das 2. bis 6. Buch des ‚Versuches über die Ungleichheit der Menschen' füllt, weder in den Hauptzügen, noch in den Einzelheiten Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung erheben. Sie ist weder eine brauchbare Wissensquelle von praktischem Wert, noch ein möglicher Unterbau für die weitere Rassenforschung. Keine einzige Bemerkung daraus kann, auch wenn sie an und für sich noch so wahrscheinlich klingt, ungeprüft daraus entnommen werden, und nichts kann, auf die bloße Autorität des Rassenbuches hin, für erwiesene Wahrheit gelten; vielmehr muß die ganze Arbeit, soweit sie es nicht schon ist, von Grund aus neu geleistet werden" (S. 128).

Diesen Urteilen eines Rassentheoretikers, der trotz alledem Gobineau Bewunderung widmet, kann die Kritik Chamberlains an die Seite gestellt werden, der ihm u. a. „Verschrobenheit", „perverse Antiwissenschaftlichkeit" und ähnliches vorwirft. Ja mehr. „Ein Mann wie Gobineau", sagt er, „ahnt nicht einmal die enorme Verwickeltheit des Problems, das er so einfach und mit kindlicher Allwissenheit zu lösen unternimmt." Freilich hat Chamberlain am allerwenigsten das Recht, auf Gobineau herabzublicken, denn er übertrifft ihn noch an „perverser Antiwissenschaftlichkeit", nur daß Gobineaus Naivität bei Chamberlain durch Raffiniertheit ersetzt ist.

Für Gobineau überaus charakteristisch ist sein starres Festhalten am Buchstaben der Bibel. Die prähistorische

Forschung wird kurzweg verworfen, weil ihre langen Zeiträume mit den chronologischen Angaben der Bibel im Widerspruch stehen; den Fortschritt der Wissenschaft zweifelt Gobineau an, denn zu Abrahams Zeiten habe man offenbar mehr von den Urzuständen gewußt, als heute u. dgl. mehr. Geradezu komisch wirken die Ausfälle Gobineaus gegen ganze Zweige der Wissenschaft, die ihm nicht in den Kram passen, z. B. die Nationalökonomie. Gobineau bekennt selbst, daß seine Rassentheorie den Zweck habe, seine feudalklerikale Weltanschauung zu stützen. Er sagt von seinem Rassenwerk: „Dies Buch ist der Ausdruck der Instinkte, die ich bei der Geburt mitgebracht habe." Es soll als Kampfmittel gegen die „Theoretiker des Umsturzes" und des „grillenhaften Liberalismus" für die Rechte des Adels und die Wahrheit der biblischen Offenbarung dienen. Sein politisches Ideal sind aber keineswegs das Königtum oder das Vaterland, denn beide Begriffe sind im Kampfe gegen die feudale Zersplitterung entstanden. Der Adel, der die arische Rasse noch am reinsten bewahrt hat, soll in feudaler Selbstherrlichkeit über den unterworfenen und minderwertigen Bestandteilen thronen. Gegen den Patriotismus zieht Gobineau in heftigster Weise los, und die Idee des Vaterlandes nennt er eine „kanaanäische Monstrosität", welche die Semiten den Ariern aufgedrängt haben[1]).

Die anthroposoziologische Schule

Wenn noch Gobineau bei seiner Konstruktion ganz ohne Anthropologie auskommt und die sprachlichen Einheiten zur Grundlage nimmt, so machte es der Fortschritt der Anthropologie immer klarer, daß jene aus sehr mannigfach gemischten Typen bestehen. Die anthroposoziologische Schule kehrt sich nun gar nicht an politische und Sprachgrenzen, sondern sucht auf Grund somatischer Kennzeichen die ursprünglichen Rassen zu rekonstruieren. Ihre Häupter sind der französische

[1]) In der ersten Auflage dieses Buches findet sich auch eine eingehende Besprechung der Rassentheorien Driesmans (Das Keltentum in der europäischen Blutmischung, 1900; die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung, 1901; Rasse und Milieu, 1902), sowie einiger anderer Autoren. Aus Raumrücksichten wurden diese Ausführungen hier weggelassen.

Anthropologe G. Vacher de Lapouge und Otto Ammon in Deutschland. Lapouges Hauptwerk ist das Buch: Les sélections sociales; eine gute Zusammenfassung seiner Theorie gibt er in einem Artikel: Die Grundgesetze der Anthroposoziologie, der in mehrere Sprachen übersetzt wurde[1]). Er unterscheidet zunächst eine langköpfige, blonde und hochgewachsene Rasse, die er homo europaeus nennt und im allgemeinen mit den Ariern identifiziert. In psychologischer Beziehung soll sich der europaeus durch Ehrgeiz, Energie, Kühnheit, Idealismus und eine Neigung zum Protestantismus auszeichnen. Die brünette, breitköpfige und kleine Rasse, die in ganz Mitteleuropa neben und mit Langköpfen vermischt wohnt, nennt er nach allgemeinem anthropologischen Gebrauch homo alpinus. Er schreibt ihr einen konservativen, vorsichtigen, weniger genialen und katholischen Zug zu. Die dritte Hauptrasse Europas ist die mediterrane Rasse, die dolichocephal aber brünett ist und moralisch noch unter der brachycephalen steht. Lapouge stellt nun zwölf Gesetze auf, die er alle zusammenfaßt in das eine Gesetz der überragenden geistigen Regsamkeit des homo europaeus. Zur Illustration dieser Aktivität wird behauptet, der homo europaeus besitze mehr Wohlstand und sei steuerkräftiger, als der alpinus, halte sich hauptsächlich in den Städten auf, liefere den größeren Prozentsatz der Gebildeten und der Auswanderer und huldige lebhafter dem Radfahrsport! Das Radfahren als Rassencharakter wird ebenfalls mit der größeren geistigen Regsamkeit erklärt. Doch die Freude Lapouges an dem wohlgeratenen homo europaeus ist nicht ungetrübt. In historischen Zeiten zeigt sich ein beständiges Wachsen des Schädelindex, also eine bedrohliche Zunahme der Rundköpfigkeit. Lapouge sieht darin ein allgemeines Gesetz der geschichtlichen Entwicklung. Überall geschieht der soziale Fortschritt dadurch, daß ein Herrenvolk ein minder befähigtes unterjocht und in wohltätiger Knechtschaft hält. So sind auch die Dolichocephalen Mitteleuropas die Nach-

[1]) Zuerst erschienen im Journal of Political Economy, hrsg. von der Universität Chicago, 1897/98, S. 54ff., dann in Lapouge, Race et milieu social, 1909; vgl. auch Manouvrier, l'indice cephalique et la pseudosociologie. Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, 1899, S. 233, 280.

kommen der germanischen Herrenrasse, die die rundköpfige Urbevölkerung unterwarf, wo diese nicht in unzugänglichen Gebirgen Schutz fand. Aber im Laufe des Mittelalters trugen die vielen Kriege, Revolutionen, Privatfehden, Religionsverfolgungen, das Zölibat, Einkerkerungen und schließlich Mißheiraten dazu bei, daß der Edle ausgerottet, an der Fortpflanzung verhindert oder durch Vermischung mit unedlem Blut zur Degeneration gebracht wurde.

Einen kühnen Gedankenschwung weist der Vorschlag Lapouges auf, besonders hervorragende Rassemenschen zu Zuchtzwecken zu gebrauchen, indem ihr Sperma zur künstlichen Befruchtung geeigneter Exemplare der Weiblichkeit verwendet wird. Ein solcher Zuchtmensch soll auf diese Weise die Erzeugung von gegen 200000 Nachkommen ermöglichen. —

Einen ähnlichen Standpunkt wie Lapouge vertritt Otto Ammon in Karlsruhe, ein mit den nötigen Mitteln — Geld, Fleiß, Zeit, Phantasie und gewaltigem Selbstbewußtsein — versehener anthropologischer Privatier. Seine „Lehre" ist nicht übermäßig originell. Bemerkenswert ist nur die stark aufgetragene politische Tendenz gegen alles, was wirtschaftlich oder politisch freiheitlich gesinnt ist. Diese Richtung und die unermüdliche Propaganda Ammons[1]) haben bewirkt, daß dieser Schriftsteller in der Öffentlichkeit und selbst von Seite offizieller wissenschaftlicher Kreise viel mehr beachtet wurde, als sich gebührt. Was seine Rasseneinteilung und -schilderung betrifft, so können wir auf Lapouge verweisen. Doch betont Ammon die segensreichen Folgen des „Kampfes ums Dasein" schärfer. Niemals sei es dem begabten Proletarier so leicht gewesen, durch Sparsamkeit und Tüchtigkeit aufzusteigen, die große Masse der Arbeiter sei aber eben moralisch wie intellektuell minderwertig, der Unternehmer, der „geborene Organisator der nationalen Arbeit", wird als Muster aller germanischen Tugenden gepriesen. Die Anhäufung der Langköpfe in den Städten wird durch den „Zug in die Stadt" bewirkt, der immer die geistig regsameren, also

[1]) O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen, 2. Aufl., 1896; ferner: Die natürliche Auslese beim Menschen, 1893, u.a.

dolichocephaleren, unter den Landbewohnern „ausliest" und in die Städte führt. Dort steigen die besten dieser bereits ausgelesenen Elemente in die „höheren Stände" auf. Aber die aufreibende Wirkung des Stadtlebens, verbunden mit den enormen geistigen Anstrengungen der „ausgelesenen" Unternehmer, Beamten, Professoren usw. läßt diese Blüte der Rasse nach wenigen Generationen aussterben, wodurch natürlich die Rasse verschlechtert wird. So fressen die Städte die besten Elemente der Nation, die sich dem Gemeinwohl aufopfern[1]). Was die Entstehung der besonders edlen langköpfigen Rasse betrifft, so akzeptiert Ammon die Hypothese, daß die Arier die durch die Gefahren der Eiszeit bewirkte strenge, aber köstliche Auslese darstellen. Auch später habe die Lebensweise mitgewirkt. „Einzig und allein der in dem rauhen Klima Nordeuropas unter Jagd, Krieg und ritterlichen Übungen aufgewachsene Mensch bietet diejenigen Anlagen, welche die Zierde des Ariers ausmachen, nämlich Kraft, Energie, Tapferkeit, Selbstgefühl, Wahrhaftigkeit, Mitleid mit Schwachen und echte Menschlichkeit usw." Wenn „Mitleid mit Schwachen" ein arischer Charakterzug ist, wie reimt sich damit Ammons Haß gegen den „Schutz der Schwachen" durch die Sozialpolitik?

Es ist nun erstaunlich, welch hohes Lob Ammon der Gesellschaftsordnung spendet, die doch diese Blüte der Menschheit so grausam ausrottet. Anstatt mit dem „demokratischen" Rundkopfgesindel, das eine Änderung dieser mörderischen Gesellschaftsordnung anstrebt, gemeinsame Sache zu machen,

[1]) Im Zentralblatt für Anthropologie, 1901, findet sich ein Aufsatz von Kohlbrugge-Utrecht gegen die Behauptung Ammons von der schädlichen Wirkung des Stadtlebens. Der Verfasser weist u. a. auf die französischen Refugiés hin, die vor mehr als 200 Jahren nach Deutschland kamen, ganz verarmt waren, sich in den Städten niederließen und deren Nachkommen, heute bedeutend vermehrt und an ihren französischen Namen kenntlich, sich in den höchsten Stellen finden. Ebenso sei es mit den Nachkommen der Holländer in den Vereinigten Staaten (Knickerbocker, Holland Society, Roosevelt!). — Die Lehre vom Zug in die Stadt und die Wirkung auf die Rasse hat Ammon übrigens aus dem Buch von G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, 1889. Eine gute statistische Widerlegung Hansens gibt Robert Kuczynski, Der Zug in die Stadt, Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 24. Stück.

gießt Ammon alle Schalen des Zornes über dieses aus. Dem Pöbel werden die ärgsten Beschimpfungen zuteil, unter denen sich nur die Vorwürfe der „Gehässigkeit“ und des „Fanatismus“ etwas komisch ausnehmen. Mit Sozialreformen u. dgl., die die Bedeutung der Minderwertigen heben, muß man sehr vorsichtig sein. Sogar Schulgeldermäßigungen kommen Ammon bedenklich vor. Die Bismarcksche Art von Sozialreform, die die Arbeiter für „internationale Schwindeleien weniger empfänglich machen“ soll, findet noch Gnade vor Ammons Augen, selbst einige weitere Reformen wären möglich. Die Sonntagsruhe ist aber für ihn schon von zweifelhaftem Wert, da es ja vorkommen kann, daß ein älterer und gebildeter Mann den Weg zum Bahnhof machen muß, damit der junge Postbote Sonntags im Bierhaus sitzen kann. Natürlich ist Ammon für ein Sozialistengesetz, das aber „drakonischer“ sein müßte als das frühere „zu milde“. Selbst auf einen „mißglückten, revolutionären Versuch der verwilderten Massen“ scheint er Hoffnungen zu setzen. Selbstverständlich spricht er heftig gegen das allgemeine Wahlrecht und preist das Dreiklassenwahlsystem als Gipfel der Weisheit, da nur auf diese Weise die edlere Rasse vor der Überwältigung durch die gemeinere geschützt sei. Als Probe Ammonscher Weisheit wollen wir noch erwähnen, daß er auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung (!) berechnet, daß von (damals) 11 Millionen deutschen Wählern 9 Millionen „Mittelgut“ sind, 800000 schwachbegabte usw. In den höheren Begabungsklassen sind bloß 2717 Mann, aus denen eigentlich der Reichstag gewählt werden sollte, in der höchsten Klasse X sind volle 11 Mann. Hoffentlich hat sich Ammon mitgerechnet.

Die richtige Antwort hierauf hat Carl Jentsch gegeben, dessen Büchlein[1]) einen wahren Genuß, mit gewohnt reicher Belehrung verbunden, bietet. Wenn wir also den sozialwissenschaftlichen Leistungen Ammons keine weitere Beachtung schenken, so erfordern die anthropologischen Grundlagen doch eine kurze Erörterung, denn sie beruhen ja auf „exakter“ Messung und Beobachtung. Auf Ammons Ver-

[1]) Carl Jentsch, Sozialauslese, Kritische Glossen, 1898. Besonders kommt der 3. und 4. Essay in Betracht; vgl. auch Heinrich Herkner, Die Arbeiterfrage, 2. Aufl., Berlin 1897, Kap. XIX, S. 441ff.

anlassung wurden in Baden an den Wehrpflichtigen umfassende Beobachtungen angestellt, die sieben Jahre dauerten, und deren Verarbeitung durch Ammon weitere fünf Jahre in Anspruch nahm. Das Ergebnis liegt in einem gewaltigen Band[1]) vor. Dr. Ladislaus Gumplowicz hat dieser Arbeit, die dem Fleiße des Autors alle Ehre macht, einen interessanten Artikel gewidmet, der die Art der Bearbeitung des Materials und die Methode der Schlußfolgerung scharf kritisiert[2]). Das Resultat ist, daß trotz aller Mühe und trotz Anwendung ganz unzulässiger statistischer „Methoden" gerade die wichtigsten Punkte nicht bestätigt, ja sogar in gewichtiger Weise erschüttert wurden, daß Ammon daraufhin die diesbezügliche Untersuchung, die zu unbequemen Resultaten zu führen schien, fallen ließ, nichtsdestoweniger aber noch nachher bewußt wahrheitswidrige Angaben über das Resultat der Enquete machte. Gumplowicz schließt seinen sehr lesenswerten Aufsatz: „So also sehen die Grundlagen aus, auf welchen Ammon die ‚neue Wissenschaft der Sozialanthropologie' aufgebaut hat. Die Beschaffenheit dieser Grundlagen läßt sich mit einem Wort charakterisieren: sie sind nicht vorhanden. Und daraus folgt, daß Ammons in allen Tonarten gefeiertes Werk: ‚Die Gesellschaftsordnung' wissenschaftlich wertlos ist. Nun hat Otto Ammon das Wort." — Obwohl die Redaktion der Zeitschrift Ammon unbeschränkten Raum zur Entgegnung anbot, begnügte sich Ammon mit einer „Erklärung" von 18 Zeilen, in der er eine Diskussion ablehnte und seinem Kritiker einige unsachliche Grobheiten sagte.

Die Rassentheorie H. St. Chamberlains

Unter den Rassentheorien ragt die Theorie H. St. Chamberlains[3]) durch Form, Inhalt und Erfolg hervor. Die vielen Auflagen des umfangreichen Werkes beweisen, daß es die

[1]) O. Ammon, Zur Anthropologie der Badener, Jena, Gustav Fischer, 1899.

[2]) Ladislaus Gumplowicz, Anthropologie und natürliche Auslese. Politisch-Anthropologische Revue, 1902, S. 105 ff.

[3]) Houston Stewart Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 2 Bde. (viele Auflagen). Zitiert nach der unveränderten 2. Aufl.; vgl. auch Ernest Seillière, H. St. Chamberlain, le plus récent philosophe du pangermanisme mystique, 1917.

Gunst des Publikums gefunden hat. Die Verlagsanstalt hat in einem Bändchen eine Reihe von Urteilen über Chamberlain gesammelt, die von sehr bekannten Autoren abgegeben sind. Am weitesten geht wohl Dr. H. Helmolt, der Chamberlain einen Höhenmenschen nennt, ihm einen wahren Dithyrambos widmet und ihn Leibniz, Bayle, Winkelmann, den Brüdern Humboldt gleichstellt! Diese kleine Buchhändlerpublikation verdient großen Dank, denn sie bietet ein wichtiges Dokument zur Zeitpsychologie. Dazu kam noch die mächtige Förderung durch sehr einflußreiche Kreise, die zur Stiftung eines eigenen reichdotierten Fonds führte, aus dem Bibliotheken und Vereine mit Exemplaren der „Grundlagen" beteilt wurden.

Ein großer Teil des Erfolges kommt übrigens auf die glänzende Darstellung, das selbstbewußte, unfehlbare Urteil, dem eine öfters ausgedrückte Bescheidenheit nur als effektreiche Folie dient, schließlich auf die prunkvolle Belesenheit des Verfassers. An dieser Stelle soll zunächst eine Erörterung des Begriffes und der Bedeutung der Rasse bei Chamberlain versucht werden.

Diese Aufgabe ist nicht leicht, denn Chamberlain verwirft jede Definition des Begriffes und alle strengen Abgrenzungen der einzelnen Rassen. Er läßt es dahingestellt, ob Rasse im Sinne von Art oder von Varietät zu gebrauchen sei, ob also die Menschheit mehrere Arten oder nur eine bilde. Selbst für die einzelnen Rassen will er unentschieden lassen, ob sie wirklich aus einer Quelle entsprungen oder jede aus mehreren zusammengeflossen sei. So sagt Chamberlain: „Was ist ein Arier? Was ist das für ein Mensch? Welcher konkreten Vorstellung entspricht er? Nur wer nichts von Ethnographie weiß, kann eine bestimmte Antwort auf diese Frage wagen. Physisch weichen die Völker, die wir unter dem Namen Arier zusammenzufassen gelernt haben, weit voneinander ab; sie weisen den verschiedensten Schädelbau auf, auch verschiedene Farbe der Haut, der Augen und des Haares; und gesetzt, es habe eine gemeinsame indoeuropäische Urrasse gegeben, was kann man gegen das sich täglich anhäufende Material anführen, welches wahrscheinlich macht, daß auch andere, ganz unverwandte Typen von jeher in unseren

heutigen sogenannten arischen Nationen reichlich vertreten sind, wonach man höchstens von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volke sagen dürfte, es sei arisch?" Mit Nachdruck betont er ferner, daß weder Sprache noch körperliche Merkmale, wie der Schädelindex, die Rassenscheidung und -bestimmung ermöglichen. Doch keinen dieser Sätze läßt ihr Verfasser unwidersprochen. Seine ganze Theorie setzt die engste Verwandtschaft aller Arier voraus, denn er findet eine bis in die kleinsten Züge ausgeprägte Gemeinsamkeit ihres geistigen Seins. —

Was versteht also Chamberlain überhaupt unter der Rasse, die ihm doch die Grundlage und Triebkraft aller Geschichte ist? — Nachdem die Wissenschaft nicht hilft, beruft er sich auf den gesunden Menschenverstand, die Erfahrung des praktischen Lebens, den Instinkt, die das Dasein der Rasse im besonderen Fall anzeigen sollen. „Einfach vermöge unserer Eigenschaft als lebendige Wesen steckt in uns eine unendlich reiche und sichere Fähigkeit dort, wo es not tut, auch ohne Gelehrsamkeit das Richtige zu treffen." „Reine Wissenschaft ist ein edles Spielzeug" und was dergleichen Redensarten des modernen Obskurantentums mehr sind. Chamberlain dagegen als „schlichter Mann der Praxis" sucht die wichtigsten Aufschlüsse fürs Leben zu gewinnen und setzt daher die lebendige Anschauung über akademische Klügeleien. Er geht zu den Tier- und Pflanzenzüchtern und sucht ihre Auffassung von Rasse auf die Menschheitsgeschichte zu übertragen. Die Absicht der Züchter ist, die organischen Wesen in bestimmten, den Menschen förderlichen Richtungen besonders stark auszubilden, besonders schnelle Pferde, besonders milchreiche Kühe und fette Schweine zu erzielen. Wenn dem Züchter dies gelungen ist, dann sagt er von dem Zuchtprodukt: Das Tier hat Rasse. Eine genaue Begrenzung dieses Begriffes liegt ihm natürlich fern. — Chamberlain verzichtet also ebenfalls darauf, zu sagen, was die Rasse ist, wie sie sich von anderen ähnlichen Begriffen abgrenzt u. dgl., er definiert sie mit ihren angeblichen Wirkungen, etwa wie ein Kind sich ausdrückt: Schlimm war ich, wenn ich nachher Schläge bekomme, gut, wenn ich gelobt werde. — Genau so verfährt unser Autor. Alle Größe entspringt nach ihm aus einer

Überschwenglichkeit, und diese entsteht nur aus Rasse[1]). Wo also diese guten Früchte vorhanden sind, da liegt Rasse zugrunde und umgekehrt. Vor allem verleiht sie „Sicherheit des Charakters". An einer anderen Stelle nennt Chamberlain die Arier eigentümlich charakterlos im Vergleich zu den Juden[2]). Haben also die Arier keine Rasse? Schwanken im Charakter ist für Chamberlain der sicherste Beweis der Rassenmischung.

Ein netter logischer Wirrwarr! Nirgends wurde bewiesen, daß Rasse Überschwenglichkeit hervorbringt, es wird einfach angenommen. Dann aber wird wieder von der Überschwenglichkeit auf das Vorhandensein von Rasse geschlossen, ja diese überhaupt erst als „Erzeugerin der Überschwenglichkeit" bestimmt. — Wenn nun das Wort nicht jeden Sinn verlieren soll, wird man von Rassen dort sprechen, wo große Gleichartigkeit vorliegt und Mischungen keine große Rolle spielten. In diesem Sinne sind am ehesten die niedersten Völker echte Rassen, wo ein Mensch dem andern viel mehr gleicht als bei den differenzierten Kulturvölkern. Aber weder Überschwenglichkeit noch Sicherheit des Charakters heben den Australneger über den Europäer. Das fortwährende Schwanken des Charakters ist sogar der Hauptzug aller Naturvölker. — Doch nehmen wir die Hypothese an, um Chamberlain weiter folgen zu können. Ein wichtiges Moment der Chamberlainschen Auffassung ist die Plastizität der Rasse. Rassen entstehen und vergehen, oder besser: verwandeln sich. „Eine edle Rasse fällt nicht vom Himmel herab, sondern sie wird nach und nach edel, genau so wie die Obstbäume, und dieser Werdeprozeß kann jeden Augenblick von neuem beginnen, sobald ein geographisch-historischer Zufall oder — wie bei den Juden — ein fester Plan

[1]) „Rasse hebt einen Menschen über sich selbst hinaus, sie verleiht ihm außerordentliche, fast möchte ich sagen übernatürliche Fähigkeiten, so sehr zeichnet sie ihn vor dem aus einem chaotischen Mischmasch von allerhand Völkern hervorgegangenen Individuum aus" usw., S. 272.

[2]) Freilich ist der Jude wirklich nicht selten überschwenglich, aber selten zu seinem Vorteil. So artet seine Ethik in Sinnenverdrängung aus, sein Familiengeist in Beengung, seine Aufgeklärtheit in geistige Libertinage, sein Konservativismus in Staatsvergötzung, seine Selbsterkenntnis in Selbstschmähung.

die Bedingungen schafft." Gegenüber der Gobineauschen Auffassung, Gott habe drei Rassen geschaffen, wovon gewissermaßen die älteste die schlechteste sei, die letzte aber das nach vielem Experimentieren endlich zuwege gebrachte, fix und fertige, unübertreffliche Meisterwerk darstelle, bedeutet diese Chamberlainsche Ansicht einen Fortschritt.

Ist aber Rasse etwas absolut Zwingendes? Kann sich der einzelne über die Rasse erheben, unter sie herabsinken? — Chamberlains Antwort ist zweifelnd und schwankend. Er trennt Judentum und Juden, gibt eine gewisse Macht der religiösen Ideen über die Rassennatur zu, vertritt die Möglichkeit einer Assimilation der Juden. Anderseits genügen die leisesten Züge in der geistigen Physiognomie eines Mannes, um ihn mit apodiktischer Sicherheit einer Rasse zuzuweisen. Er verkündet, eine Kultur könne eine andere vernichten, aber nicht durchdringen, redet jedoch fortwährend davon, daß die Germanen — und zwar Katholiken wie Protestanten — vom Judentum im Christentum angesteckt seien, ja, er behauptet dies nicht nur von einzelnen: der rein serbische Bosniak und der hellenische Mazedonier trügen als Mohammedaner genau dieselbe geistige Kulturanlage, „wie nur irgendein Osmane". Das Gehirn habe gewisse plis de pensée, Gedankenfalten, die das Denken bestimmen und der Rasse eigentümlich sind, und doch bildet es den Hauptschmerz Chamberlains, daß niemand so viel Antigermanisches gewirkt hat, als — Germanen. Ja, er kommt so weit, daß er den Germanen wiederholt eine „eigentümliche verhängnisvolle Anlage" zuschreibt, andere Weltanschauungen aufzunehmen und für sie wie für ihr Heiligstes zu kämpfen! Also eine Gedankenfalte der Widernatürlichkeit! Eine eigentümliche Anlage zum Aufgeben aller anderen Anlagen!

Auf die Frage: Wie entsteht edle Rasse? antwortet Chamberlain: aus anderen edlen Rassen. Über das „Im Anfang war die edle Rasse" kommen wir also doch nicht hinweg. Ferner betont Chamberlain die Notwendigkeit der Blutmischung für die Entstehung neuer edler Rassen. Es ist gewiß unbestreitbar, was auch Chamberlain hervorhebt, daß die geistig produktivsten Gegenden Deutschlands die am stärksten mit Nichtgermanen gemischten sind. — Übrigens

macht Chamberlain selbst wichtige Einschränkungen. Rassenmischungen nützen nicht unter allen Umständen, sondern 1. nur zwischen nicht zu weit entfernten Rassentypen, 2. mit zeitlicher Beschränkung; das heißt, die Zufuhr neuen Blutes muß möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören. — Augenblicklich macht aber Chamberlain wieder Ausnahmen: auch „die Vermischung zweier sehr fremdartiger Wesen" kann unter gewissen Umständen zur „Bildung einer edlen Rasse führen". Beispiele gibt Chamberlain selbst: „Eines der edelsten Wesen, welche die Natur überhaupt aufweisen kann", der echte Neufundländer, ist aus der Kreuzung zwischen dem Eskimohund und einem französischen Hetzhund entstanden, ebenso das englische Vollblut[1]) aus arabischen Hengsten und englischen Stuten. — Sollten der Eskimohund und der französische Köter geringere physische Verschiedenheiten aufweisen als ihre Herren, der Eskimo und der Franzose, oder sonst irgend zwei Mitglieder der menschlichen Rasse?[2]) Daß die Kreuzung nur einmal stattfinden darf, stimmt übrigens mit vielen Züchtererfahrungen nicht überein und wird von Chamberlain selbst widerlegt, indem er zugibt, daß das englische Vollblut von Zeit zu Zeit mit Arabern aufgefrischt werden muß. —

Als Hauptbedingung nach all diesen Vorbereitungen soll nun zur Erzielung edler Rasse eine gewisse Inzucht (Fernhaltung der Vermischung) zur Befestigung und Steigerung des Rassentypus stattfinden. Es scheint fast, als ob schon bloße Inzucht selbst bei sonst ungünstiger Grundmischung eine Rasse edel macht, was auch zum Beispiel Lapouge, dem Chamberlain oft folgt, wirklich behauptet. Zur Bekräftigung sollen die spanischen Juden (Sephardim) dienen, die Cham-

[1]) Vgl. ferner: „Das gemeine englische Pferd und das (zweifellos ursprünglich selber aus einer Mischung hervorgegangene) arabische Pferd waren physiologisch ebenfalls sehr verschieden und aus ihrer Verbindung erzeugte sich doch im Laufe der Zeit die physiologisch einheitlichste und edelste Tierrasse der Welt, das englische Vollblut."

[2]) Tatsächlich kann man sich durch einen Blick von der gänzlichen Unähnlichkeit der genannten Hunderassen überzeugen, die alle menschlichen Differenzen weit übersteigt. — Die südamerikanischen Mestizen nennt Chamberlain Kinder einer naturwidrigen Unzucht, um hinzuzufügen, die Grundmischung des Judentums sei noch ärger gewesen als jene Südamerikas!

berlain mit übertriebenem Lob überhäuft. Alles nur, weil sie angeblich die Fernhaltung der Mischung, das „heilige Gesetz des Blutes" strenger beobachtet hätten als die nördliche Judenrasse (Aschkenasim), obwohl sie doch beide nach Chamberlain aus einer ganz unglücklichen Mischung sehr fremder Elemente stammen. Man verfolge nun mit Staunen die equilibristische Kühnheit Chamberlains: Die nordeuropäischen Juden haben sich doch mit Germanen und Slawen gemischt — und dadurch Rassenverschlechterung der Juden? Doch weiter: In den Nachträgen zur dritten Auflage ist Chamberlain geneigt anzunehmen, daß die edlen spanischen Juden eigentlich — Goten sind, „die früher in großer Zahl das Judentum angenommen haben sollen". Wahrscheinlich haben sie sich aber doch mit ihren jüdischen Bekehrern vermengt — warum hier keine Rassenverschlechterung durch Mischung von Germanen und Juden? — Komisch ist auch, daß Chamberlain behauptet, die jüdischen Proselyten jener Jahrhunderte seien nur die Hefe des Völkerchaos gewesen — gilt das für die edlen Goten auch? — Um die Rassenverschiedenheit der Sephardim und Aschkenasim zu unterstreichen, behauptet er, jene hegten vor diesen einen „fast komischen Abscheu" (275). An anderer Stelle spricht er wieder von der „alle Berge und Meere überfliegenden, alle Verschiedenheiten der Sprachen und Sitten überwindenden, bewundernswerten Solidarität" der Juden! — Daß schließlich die Scheidung zwischen Sephardim und Aschkenasim eine ganz willkürliche ist[1]), kommt hier, wo wir nur eine kleine Probe Chamberlainscher Logik geben wollten, nicht weiter in Betracht.

Wichtiger scheint uns der Vergleich, den er zwischen den menschlichen und den Rassen der Tierzüchter zieht. Die Zuchtwahl muß offenbar eine fortwährende Anhäufung der von den Züchtern gewünschten Eigenschaften bewirken. Man bedenke aber, daß die Menschenrassen keineswegs unter derselben zielbewußten Auslese stehen wie die Haustiere, die durch bloße Inzucht auch nicht edel werden würden. Ferner ist die Anwendung des Wortes „edel" in diesem Sinn

[1]) Vgl. Dr. J. M. Judt, Die Juden als Rasse, 1903, S. 67.

überhaupt verwerflich. Wir nennen beim Menschen gerade den von Einseitigkeit freien, harmonisch ausgebildeten Typus edel. Mit viel besserem Recht kann man jene edlen Tiere einseitige Übertreibungen nennen. Wenn wir schon wirklich die von Chamberlain beliebte moralische Beurteilung der Tierwelt[1]) anwenden wollen, wäre es noch sehr zweifelhaft, ob der wilde Eber, der den alten Völkern als Symbol der ungestümen Kraft und Fruchtbarkeit der Natur heilig war, oder das rein gezüchtete Yorkshire-Schwein, das beinahe nur mehr aus Fett und Fleisch besteht und wie eine verwöhnte Dame der sorgsamsten Pflege bedarf, edler genannt zu werden verdient. Selbst das von Chamberlain gepriesene Rennpferd ist ein ganz unnatürliches Kunstprodukt, das zwar mit unglaublicher Mühe dahin gebracht wird, einige Minuten lang die höchste Geschwindigkeit einzuhalten, dafür aber dem nicht rein gezüchteten natürlichen Pferd an Mut und Klugheit weit nachsteht. — Oft beruht der Adel dieser Tierrassen direkt auf pathologischer Grundlage, so — von den fettsüchtigen Schweinen abgesehen — das Charakteristische des edlen Mopses auf Rachitis[2]). Nach Chamberlain wäre eine berühmte Boxerfamilie, die zahlreiche, an Gehirn verkümmerte, an Muskeln starke Champions hervorbringt, ein Muster rein gezüchteter „edler" Rasse.

Im Gegensatz zur Reinzüchtung soll nun die Vermischung der Rassen die schrecklichsten Folgen haben, vor allem gänzliche Charakterlosigkeit herbeiführen. Es beruht dies auf der rohen und willkürlichen Annahme, daß die Mischung eine Art mechanisches Gemenge einander widerstreitender Eigenschaften bewirke. Kann sie aber nicht ebensogut einer chemischen Verbindung mit neuem und ausgeprägtem Charakter ähneln? Die wissenschaftliche Psychologie hat noch keine Antwort hierauf gefunden.

Wenn schon die allgemeinen Sätze Chamberlains über Rassenzucht jedes festen Halts entbehrten, so steigert sich dies noch in bezug auf die besondere Charakteristik der

[1]) Ein Bastardhund ist nach Chamberlain „sittlich stets ein Lump".

[2]) Von edlen Dachshunden spricht Chamberlain wirklich.

Rassen. Was nützen alle Behauptungen über die gute oder schlechte Wirkung von Rassenmischungen, wenn der Fremdling und der Rassenverwandte nicht genau unterschieden werden können? Wenn überhaupt nicht feststeht, was als fremd, verwandt, nah verwandt usw. zu gelten hat? Da Chamberlain den Umfang seines Rassenbegriffes gar nicht bestimmt, einmal Neger und Arier, ein anderes Mal Germanen und Griechen als unverwandte Rassen aufführt, ist jede Anwendung auf die Geschichte unmöglich. Der Untergang der griechischen Kultur und Rasse wird mit dem Einströmen „unverwandter" Völker erklärt; als solche unverwandte Eindringlinge werden aber lauter „Arier", Römer, Mazedonier, Kelten, Germanen, Slawen aufgezählt! Wenn man den Kreis der Verwandtschaft noch etwas enger zieht, kommt man vielleicht dazu, die Mischung zwischen Bewohnern von Nord- und Süddeutschland, oder des Ostens und Westens eines deutschen Bundesstaates als schädigend und die Individualität verwischend zu verwerfen.

Chamberlain fühlt sehr wohl den völligen Bankerott seiner auf Merkmale gestützten Rassendiagnose. Mit kühner Hand verwirft er also überhaupt diese Methode und beruft sich auf den Instinkt des Züchters, der angeblich Rasse erkennt, ohne sie beschreiben zu können. Kleine Kinder, die noch nicht von den Vorurteilen der Erwachsenen — und besonders der Gelehrten — besessen sind, haben die wunderbare Fähigkeit, Juden zu riechen, sie instinktmäßig zu erkennen. Leider erwies sich die nette Anekdote, mit der Chamberlain dies beweisen wollte, als Fälschung[1]). Aber haben wirklich nur Gelehrte verdammungswürdige Vorurteile? Besitzen kleine Kinder gar keine? Wenn nicht selbsterzeugte, so die ihrer Ammen, Gouvernanten, Eltern, Gespielen? Mit der hier ergriffenen Methode der Rassenbeurteilung läßt Chamberlain das Ammenmärchen über die Wissenschaft, das unkontrollierbare Gefühl über die Vernunft, den atavistischen Instinkt einer tierischen Vorzeit über das vernunftgeleitete Wollen triumphieren.

[1]) Den aktenmäßigen Beweis hierfür siehe in der Gesellschaft, 1900, S. 357.

Die Rassentheorien von Eugen Fischer, Hans Günther und F. Lenz

Während früher die Dilettanten Gobineau und Chamberlain als Hauptvertreter der Rassentheorie galten, sind in jüngster Zeit einige Fachgelehrte in den Vordergrund getreten, nämlich der bedeutende Anthropologe Prof. Eugen Fischer und Dozent Dr. F. Lenz, denen auch noch Hans Günther anzuschließen wäre. Die im wesentlichen übereinstimmenden Werke dieser Autoren[1]) suchen strengeren Anforderungen der Methode zu entsprechen, sind auch in ruhigem, wissenschaftlichem Ton gehalten und tadeln sogar Exzesse der Rassenfanatiker.

Der Kernpunkt aller dieser Theorien ist die Verherrlichung der nordischen, germanischen Rasse, die als der geniale, heroische Typus geschildert wird. Durch das Verschwinden der aristokratisch-ständischen Lebensordnung, durch fortschreitende Demokratisierung und Industrialisierung wird aber diese Rasse ernstlich bedroht und immer mehr ausgemerzt. Heute, meint Günther, sei — sehr hoch gerechnet — etwa ein Zehntel aller Deutschen noch rein nordisch. Die große Mehrzahl der Deutschen und Europäer überhaupt bestehe in Mischlingen. Insbesonders der größte Teil der Bevölkerung der Alpen, Österreichs, Bayerns usw. wird als teils der alpinen, teils der dinarischen Rasse zugehörig bezeichnet, also Mongolen und Juden blutsverwandt.

Sehr unhaltbar scheint uns nun die Schilderung der seelischen Rassenveranlagung dieser Elemente. Sie ist vor allem höchst widerspruchsvoll. Sowohl Günther als Fischer und Lenz sprechen der nordischen Rasse hohe staatsmännische, organisatorische Begabung zu, ja Günther behauptet sogar, nur sie sei fähig, große Staatsmänner und Feldherren hervorzubringen. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, Beispiele zu zitieren, die dies höchst zweifelhaft

[1]) E. Baur, E. Fischer, F. Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre, 2 Bde., 2. Aufl., 1924; E. Fischer, Rassenlehre, im Band Anthropologie des Sammelwerkes „Kultur der Gegenwart", 1923; Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1922 (und weitere Auflagen).

erscheinen lassen. So war zum Beispiel Prinz Eugen „der edle Ritter", wie ihn der Volksmund nennt, klein, schwächlich, schwarzhaarig, braunhäutig, häßlich, gewiß kein nordischer Typus. Vielmehr fällt uns auf, daß im selben Atem Fischer der nordischen Rasse starken Individualismus, Eigenbrötelei, mangelhaften Gemeinsinn und Unterordnungswillen, geringe Suggestionskraft und Suggestibilität zuschreibt, also lauter Eigenschaften, die gerade nicht staatsbildend wirken. Ähnlich hebt Günther ihren Hang zum Sondertum, zur Zersplitterung, zur Übergerechtigkeit gegen Fremdes hervor. Lenz meint, ihre Instinkte seien mehr indivualistisch als sozial gerichtet, und führt an, daß die Chinesen schon seit 5000 Jahren ein riesiges Reich haben, während die nordischen Menschen, in zahlreiche kleine Gruppen geteilt, sich immer wieder gegenseitig zerfleischen. Anscheinend schreiben diese Autoren der nordischen Rasse mehr die Fähigkeit zu, über fügsamere Rassen zu herrschen, als sich selbst zu regieren. Aber warum haben es die Angelsachsen getroffen, warum konnten Engländer und Amerikaner riesige Reiche bilden, ohne sich selbst zu zerfleischen? Sollte der partikularistische Zug der Deutschen doch nicht mehr aus historischer Gewöhnung als aus angeborener Anlage zu erklären sein? Auch Bismarck hat übrigens gemeint, daß die Deutschen ohne Mischung kein Staatsgefühl hätten, erst die Mischung mit den Slawen hätte die politische Befähigung der Preußen hervorgebracht. Die starke Betonung des Individualismus als Rassenzug stimmt auch wenig mit anderen Schilderungen, die gerade den Zug zum Universalismus als echt germanisch ansehen. Daß im übrigen der nordischen Rasse alle möglichen guten Eigenschaften nachgesagt werden, wäre lediglich aus dem Grunde zu bemängeln, weil geistige und moralische Vorzüge doch immer nur einzelnen zukommen. Ganzen Rassen oder Völkern oder der Menschheit als Ganzes kann nur ein recht unkritischer Optimismus besondere Tugenden und hohen Scharfsinn nachsagen. Eher könnte man sagen, daß alle Rassen gleich miserabel sind, und vielen Denkern ist es sehr zweifelhaft erschienen, ob der Fortschritt in der Zivilisation irgendeine Verbesserung des menschlichen Wesenskernes mit sich bringe.

In mancher Hinsicht wäre übrigens die nordische Rasse gegen ihre eigenen Freunde in Schutz zu nehmen. So behauptet Eugen Fischer, in der künstlerischen Begabung der nordischen Rasse sei die musikalische am wenigsten ausgeprägt, und Lenz (S. 421) spricht von ihrer verhältnismäßig geringen musikalischen Begabung, was unter anderm damit belegt wird, daß die indischen Arier, die Hellenen, die modernen Skandinavier und Angelsachsen in der Musik nichts Großes geleistet haben. Im Gegensatz hierzu hält sie Günther für musikalisch besonders begabt (S. 143). Tatsache ist ja, daß die meisten großen Tondichter durch dunkle Färbung von Haaren und Augen sowie durch keineswegs nordische Formen auffallen. Ebenso gewagt erscheint mir Fischers Satz, die germanische Rasse habe eine „Abneigung gegen ruhige, stetige, stille Arbeit", wogegen er im Einklang mit Günther die Tendenz hierzu bei der nach ihm wahrscheinlich mongoloiden alpinen Rasse besonders ausgeprägt findet. Wo bleibt da die vielgepriesene deutsche Gründlichkeit, der deutsche Fleiß, die deutsche Pedanterie? Soll man also künftig an einem Gelehrten oder Kaufmann nur mehr „mongolischen" Fleiß rühmen? Sehr wenig standfest dürfte auch die Behauptung Fischers sein, die Germanen hätten geringe Neigung, fremde Ideen zu übernehmen. Dieser Gelehrte übersieht anscheinend völlig, daß wir unseren Kalender aus Babylonien, unsere Schrift aus Phönizien, unsere Ziffern aus Indien, unsere Religion aus Judäa, unser Recht aus dem „Rassenchaos" des späten Roms, unsere Philosophie aus Griechenland, die Grundlagen unserer exakten Wissenschaften größtenteils von den Arabern erhalten haben. Im Gegensatz zu dieser These Fischers findet übrigens Günther, daß gerade allzu leichtes Aufgeben eigenen Gutes gegen fremdes spezifisch nordisch sei.

Die mediterrane (oder nach seiner Benennung „westische") Rasse schätzt Fischer weniger hoch ein als die nordische, abgesehen von erheblich höherer musikalischer Begabung. Insbesonders wirft er ihr eine gewisse Wildheit und Grausamkeit, Unbeständigkeit, geringe Voraussicht, große Beeinflußbarkeit vor und findet auch, daß bei ihr (also bei den Romanen!) die Phantasie lange nicht so entwickelt sei

wie bei den Germanen. Lenz dagegen betont ihre besondere künstlerische, malerische Begabung; schließlich haben doch Italiener, Spanier und Franzosen in der Malerei auch etwas geleistet, und die Woltmannsche Hypothese, daß dies ausschließlich dem germanischen Einschlage zuzuschreiben war, ist nicht ernst zu nehmen. Ganz fragwürdig sind auch andere Meinungen Günthers über die Mediterranen, so daß sie ganz vom Geschlechtlichen beherrscht seien, was offenbar auf die romanischen Völker geht. Die Kriminalstatistik zeigt aber, daß Unzuchtsverbrechen in Deutschland verhältnismäßig weit häufiger sind als in Frankreich, unzüchtige Handlungen gegen Kinder sogar zehnmal häufiger[1]). Ferner zeigt folgende von mir gemachte Zusammenstellung, die sich auf die letzten Jahre vor dem Weltkrieg bezieht, daß uneheliche Geburten und Scheidungen in den romanischen Ländern keineswegs häufiger waren als in den germanischen. Die unehelichen Geburten betrugen (in Prozenten der Totalgeburten) in den deutschen Alpenländern Kärnten 37,3, Salzburg 25,5, Steiermark 24,2, Niederösterreich 22,6, Schweden 15, Dänemark 11, Ungarn 9,2, Deutschland 9,1, Frankreich 8,6, Belgien 6,3, Schweiz 4,8, Italien 4,6, Niederlande 2,3. Die Ehescheidungen betrugen (auf 10000 der Bevölkerung): in der Schweiz 53, in den Niederlanden 30, in Deutschland 21, Schweden 15, Belgien 20, Italien 10. — Diese Ziffern zeigen, daß Religion (Ehescheidung!) und Sitten eine viel stärkere Rolle spielen als die Rasse[2]). —

Auch daß den Westischen der Geist des Protestantismus und die Romantik fehle, kann nur völlige Unkenntnis der Geschichte und der Literatur behaupten. Protestantische Tendenzen waren auf romanischem Boden viel älter als auf germanischem. Calvin hat mit dem Protestantismus mehr Ernst gemacht als Luther, und was die Romantik anbelangt, so stammt sie geradezu aus den romanischen Kulturen, wie ja schon im Namen „Romantik" ausgedrückt ist. Bereits

[1]) Vgl. die Statistik bei E. Hurwicz, Die Seelen der Völker, S. 124.

[2]) Vgl. weitere Daten bei Schnapper-Arndt, Sozialstatistik, S. 493, 506, 531 (Prostitution).

August Wilhelm Schlegel, der gedankliche Begründer der deutschen Romantik, hat dies bemerkt[1]).

Die dinarische Rasse, die hauptsächlich Österreich und den Balkan bewohnt, schildert E. Fischer ungefähr nach dem Schema, das wohlwollendere Norddeutsche auf die „schlappen Österreicher" anzuwenden pflegen: Phantasie, Musiktalent, Sorglosigkeit, Mangel an Voraussicht, Gutmütigkeit, Intelligenz, aber keine Organisationsgabe. Günther dagegen findet an ihr „rauhe Kraft und Geradheit", „heldentümliches Wesen", „stark vaterländische, heimatliebende Gesinnung"; das bayerische Selbstbewußtsein soll nach ihm dinarisch oder nordisch-dinarisch bedingt sein. Dabei hält er die Dinarier für nächste Rassenverwandte der Vorderasiaten, Armenier, Juden; seelisch findet er allerdings einen ziemlich starken Abstand zwischen ihnen. Dies würde aber doch schlagend beweisen, daß Rasse als rein physischer Begriff für das Seelische noch gar nichts aussagt!

Höchst ungünstig beurteilen alle drei Forscher die alpine (ostische) Rasse, die ebenfalls in Österreich, Süddeutschland und besonders der Schweiz einen Hauptteil der Bevölkerung bildet. Günther charakterisiert sie mit den Worten: „Mittelmäßig und unedel"; ein anderer „Rassenforscher", Otto Hauser, spricht von ihrer „tief inneren Gemeinheit". Sie soll zwar geduldigen Fleiß, Fügsamkeit, Sparsamkeit, Familiensinn, gesunden Menschenverstand, Geschäftsgeist und ähnliche Spießbürgertugenden besitzen, dafür fehlen ihr aber Fortschrittstrieb, Staatsgefühl, tiefere Auffassung der Liebe, Ehrgefühl, kriegerischer Geist, Führereigenschaften; kurz, es sind schwerfällige, nüchterne Knechts- und Philisterseelen. Sogar Blutschande und Kretinismus hält Günther für Entartungserscheinungen der alpinen Rasse.

Bei näherer Betrachtung weist aber dieses Bild seltsame Widersprüche auf. Zuerst findet Günther (S. 151), daß der ostische Mensch, „da ihm der Herrschergeist der Nordrasse fehlt, ein bequemer und zufriedener Nachbar ist, ein

[1]) Vgl. Rudolf Haym, Die romantische Schule, 4. Aufl., 1920, S. 867; vgl. ferner das Werk von J. G. Robertson, Studies in the Genesis of Romantic Theory in the 18th Century (Cambridge, 1923), der die Anfänge der romantischen Theorie im Italien des frühen 16. Jahrhunderts findet.

fügsamer und ruhiger Untertan". Er ist der geborene Pazifist (S. 227), langsamen Geistes, in der Politik konservativ, was besonders Frankreich beweisen soll. Überhaupt ist Frankreich am gründlichsten „entnordet" worden und wird heute nach Lapouge von der alpinen Rasse beherrscht (S. 297), was sich in Verpöbelung der Sitten ausdrücke. Gleichzeitig behauptet aber Günther, die französische Revolution sei als eine ostisch-westische Auflehnung gegen die nordische Oberschicht aufzufassen, allerdings seien die Führer der Revolution selbst nordisch gewesen. Wie stimmt dies aber zu der These, daß die ostische Rasse fügsame, ruhige Untertanen hervorbringe? Wie lassen sich französische Beweglichkeit, Leichtfertigkeit, aggressive Nationaleitelkeit mit der Schwerfälligkeit und Friedlichkeit der herrschenden Ostrasse vereinbaren? Natürlich werden die Rassentheoretiker all dies der beigemischten Westrasse zuschreiben, aber es fehlt doch selbst der Schatten eines Beweises hierfür. Die Alpinen (Ostischen) sollen ganz unschöpferisch sein; aber namhafte Forscher nehmen an, daß sie die Grundlagen aller Kultur, Ackerbau, Viehzucht und Metallbearbeitung zuerst eingeführt haben, und auch Günther scheint dies nicht ablehnen zu können.

Die alpinen Menschen werden von Günther als die „eigentlichen Pazifisten" bezeichnet, auch ihre angeblichen nächsten Verwandten, die Mongolen, sollen nach Lenz besonders friedlich sein, was wohl die sehr friedfertigen Chinesen beweisen sollen. Aber die Schweizer Landsknechte, die offenbar meist der alpinen Rasse angehörten, waren einst die erste Militärmacht Europas, die Schweizer Bauern vernichteten die stolzesten Ritterheere, der Schweizer Freiheitskampf zeigte auch, daß die Alpinen keineswegs so fügsame, unterwürfige Untertanen ohne Vaterlandsliebe sein müssen, wie Günther will. Die Chinesen mögen heute friedlich sein, aber die Stürme der Mongolen, Hunnen, Avaren, Magyaren, Türken, Bulgaren, Tataren setzten die Welt in Schrecken, und Japaner, Türken, Bulgaren und Magyaren haben noch in jüngster Zeit Proben kriegerischen Geistes abgelegt.

Man könnte viele Seiten mit solchen Widersprüchen füllen, die für jede Rassentheorie bezeichnend sind, weil sie eben

die ungeheure Vielfältigkeit aller Volkscharaktere in enge Formeln pressen wollen. Alle Formulierungen eines Rassencharakters scheitern aber daran, daß jede Rasse die allerverschiedensten Charaktere gezeitigt hat und in der Geschichte eine große Wandelbarkeit aufweist.

Im Anschluß an Ammon, Roese u. a. behauptet Günther auch, daß in jedem Volk die oberen Stände viel nordischer seien als die unteren. Roese will durch Messungen festgestellt haben, daß in Dresden die Straßenbahnfahrer nordischer seien als die Schaffner, die Aufsichtsbeamten nordischer als die Angestellten, die Stabsoffiziere nordischer als die anderen Offiziere, die Unteroffiziere wieder nordischer als die Mannschaft, die Hochschullehrer nordischer als die Offiziere usw. Kurz, je höher die soziale Stellung, desto reineres Germanenblut! Leider zeigt uns aber ein Blick auf die erfolgreichsten Geldverdiener und sonstigen Spitzen der Gesellschaft, daß sie dem nordischen Idealtypus oft recht wenig entsprechen. Überdies hat Nyström schon vor Jahren gezeigt, daß gerade im langköpfigen nordischen Schweden die Gebildeten und höheren Stände breitschädliger sind als die Ungebildeten und sozial Niedrigen.

Da übrigens tatsächlich in vielen Ländern Europas einst nordische Eroberer dunklere Völker unterworfen und lange beherrscht haben, wäre es angesichts der überaus zähen Beharrungskraft einmal eingewurzelter Verhältnisse und des Gruppengefühls, das bei der Auslese des Nachwuchses stets mitspricht, von vornherein nicht unwahrscheinlich (obwohl es kaum als bewiesen gelten kann), daß die höheren Klassen manchenorts noch etwas mehr nordische Merkmale aufweisen als die sozial tieferen, besonders wenn sich diese etwa durch Zuwanderung aus dunkleren Gebieten (z. B. dem slawischen Osten oder dem romanischen Süden Europas) ergänzen. An vielen Orten wird dies aber nicht der Fall sein, nämlich überall, wo auch die breiten Volksmassen vorwiegend nordisch sind oder wo gerade die oberen Klassen, etwa durch internationalen Handelsverkehr, starken Mischungen ausgesetzt waren. Die Rassentheoretiker aber verwechseln wieder Tradition mit Rassencharakter und schließen: Die oberen Klassen sind nordischer, weil die Blonden das tüch-

tigere Rassenelement sind und daher leichter in führende Stellungen gelangen! Anderseits behaupten sie aber auch, daß der moderne Industrialismus die unedleren dunklen Rassen begünstige, die durch Skrupellosigkeit und Fleiß emporsteigen, während der edlere Germane im sozialen Wettkampf unterliege. Nun wäre es ja dort, wo die oberen Klassen wirklich blonder sind, gewiß möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die nordischen Rassenmerkmale sich weniger rasch vermehren als die anderen, weil nämlich die wohlhabenderen Klassen in der ganzen Welt die Kinderzahl beschränken, während das Proletariat kinderreich ist, was schon der Name proletarius bedeutete. Sehr stark macht sich dies in Amerika geltend, wo einst nach Benjamin Franklin sechs Kinder auf die Familie kamen, während der wohlhabende Angelsachse jetzt mit zwei Kindern genug hat. Die Einwanderer, besonders jene aus Ost- und Südeuropa, sind aber sehr kinderreich. Auch hier handelt es sich um soziale Vorgänge, die mit Rassencharakteren gar nichts zu tun haben. —

Man mag zweifeln, ob es sich überhaupt lohnt, derlei Theorien kritisch zu prüfen. Aber sie üben heute einen überaus verhängnisvollen Einfluß auf den Zeitgeist. In „maßvoll" abgetönter Form werden sie von akademischen Lehrstühlen herab vorgetragen oder in Romanen und Leitartikeln verbreitet, in vielfacher Vergröberung schallen sie aus den Tiraden der Völkischen aller Rassen und Länder. Der mehr oder weniger einbekannte Kernsatz der hier behandelten Theorien ist, daß die nordische, germanische Rasse alle anderen weit überrage, daß die Germanen unter den Völkern und daß wieder innerhalb jedes Volkes die „höheren Schichten" wegen ihres reineren germanischen Blutes zur Herrschaft über die minderwertigen Rassenelemente berufen seien[1]). So sagt Eugen Fischer (S. 167): „Noch heute ist ganz zweifellos der Einschlag nordischer Rasse in den Völkern

[1]) Auch ohne direkte rassentheoretische Tendenz wurden viele Untersuchungen angestellt, um die höhere Begabung der höheren Stände experimentell zu erweisen. O. Karstädt hat in der „Deutschen Schule" 1917, Heft 8 u. 9, über 20 solche Untersuchungen berichtet und zeigt, daß sie kein Ergebnis lieferten. (Nach einem Referat in ZPs, 1919, S. 366.)

Europas das, was sie zu Kulturträgern, zu Denkern, Erfindern, Künstlern macht." Günther behauptet dasselbe. „Die Ostrasse hat keine überragenden Menschen hervorgebracht" (S. 188), ihr ist „jede eigentliche Schöpfergabe versagt" (S. 316), ebenso fehlen der Westrasse die großen, schöpferischen Menschen. „Ein Erbe schöpferischen Geistes scheint heute nur noch der nordischen Rasse eigen zu sein" (S. 245). Ähnlich auch Lenz (S. 419). Es ist die Theorie, die schon Lapouge, Ammon und besonders Woltmann vertreten haben. In jüngster Zeit wird sie auch in Amerika gepredigt, so von Madison Grant, Charles W. Gould u. a., und, wie die Tätigkeit des Ku-Klux-Klan und die Einwanderungsverbote beweisen, nicht ohne Erfolg.

Eine solche Theorie muß Hochmut, Haß und Eifersucht zwischen den Völkern aufs äußerste aufpeitschen und sie dürfte daher wohl nur verkündet werden, wenn sie wissenschaftlich sehr fest fundiert wäre. Dies ist aber ganz und gar nicht der Fall. Viele große Menschen haben einen Typus aufgewiesen, der ganz gewiß nicht nordisch war, insbesonders der sehr dunkle Goethe, der negerhafte Beethoven, Michelangelo, Rousseau, Franz v. Assisi. Lenz betrachtet Goethe als einen germanisch-vorderasiatischen Mischling (S. 430) und findet dies durch seine Geistesart bestätigt. Otto Hauser fällt ebenfalls ein recht strenges Urteil über Goethes Mischlingsnatur: „In Goethes ‚Faust'", sagt er, „findet man Hunderte von Versen, die erbarmungswürdig schlecht sind."

Die allermeisten Genies zeigen einen Mischtypus und widerlegen hierdurch schlagend den Irrwahn von der Schädlichkeit der Rassenmischung, die Günther (S. 432) so schön eine „Rassenschande" nennt. Günther selbst bringt zahlreiche physiognomisch interessante Bilder und bezeichnet zum Beispiel Schopenhauer, Ibsen, Björnson, Luther, Fr. Reuter, F. Schubert, R. Schumann, Helmholtz, Rembrandt, Beethoven und andere als nordisch-ostische Mischlinge Balzac, Justinus Kerner, J. Machar, Ebner-Eschenbach als rein oder vorwiegend ostisch. Bei anderen großen Männern konstatiert er andere Mischungen, so bei Dostojewski, Gorki, Strindberg (man könnte noch Tolstoi hinzufügen) mongolische Gesichtszüge, was tatsächlich nicht abzuweisen ist. Natür-

lich soll aber nur die nordische Komponente das Kulturschöpferische an ihnen ausgemacht haben. Woher aber wissen das eigentlich die Rassenforscher? Und wenn es wahr wäre, daß die Kultur Griechenlands, Roms, Italiens, Spaniens, Frankreichs, der Slawen eine Schöpfung des nordischen Rassenelements in diesen Ländern gewesen sei, warum hat sich dann diese Kulturschöpfung nicht in den eigentlichen Hauptsitzen der Nordischen, also in Skandinavien und Norddeutschland, vollzogen, warum sind diese Gebiete doch erst ziemlich spät auf der Bahn gefolgt, die die südlicheren Mischvölker gewiesen haben? Wenn es das günstigere Milieu war, so wird doch hierdurch das Hauptdogma der Rassenkunde von der allein oder ganz überwiegend schöpferischen Kraft des Blutes bedenklich erschüttert. — Alle drei Bücher befassen sich auch mit den Juden und betonen ihre seelische Wesensverschiedenheit im Vergleich mit den Germanen. Am ausführlichsten tut es Günther. Trotz seines Strebens nach Sachlichkeit gerät er doch infolge seiner Abhängigkeit von recht trüben Quellen in arge Irrtümer, so wenn er Mommsen als Antisemiten nennt, der bekanntlich den Antisemitismus als „ungeheure Schmach", „Gesinnung der Kanaille", „schauerliche Epidemie" usw. gekennzeichnet hat[1]). Auch wenn er (mit Berufung auf Weininger) Goethe, Kant, Herder usw. als Judenfeinde anführt, so ist dies nur ein Beweis krasser Unkenntnis. Ein Blick in Riemers „Mitteilungen über Goethe" oder in Kants Briefwechsel mit Markus Herz hätte ihn eines Besseren belehrt. Daß sie gelegentlich auch kritische Bemerkungen über jüdische Unsitten gemacht haben, stempelt sie noch keineswegs zu Antisemiten, ebensowenig, als man Goethe, Nietzsche oder Schopenhauer einzelner scharfer Äußerungen wegen antideutsch nennen dürfte. Es ist kaum nötig, die vielen anderen Irrtümer einzeln aufzuweisen.

Natürlich liegt ja auch den Verirrungen der Rassenkunde ein Tatbestand zugrunde, der aber unrichtig gedeutet wird. Die Germanen und die Norddeutschen überhaupt sind wirk-

[1]) Mommsens Äußerungen sind bei Hermann Bahr, Der Antisemitismus, 1894, S. 28, abgedruckt.

lich seit Jahrtausenden als Eroberer durch die Geschichte geschritten und haben überall herrschende Geschlechter und Stände begründet. Diese unbestreitbare Tatsache hat nun zweifellos einen bestimmten heroischen, ritterlichen Geist ausgebildet, der sich aber bei anderen Eroberern ebenso findet, zum Beispiel bei den Arabern des Mittelalters, deren Rittertum bekanntlich unsere eigene ritterliche Kultur stark beeinflußt hat. Es handelt sich aber da um tiefwurzelnde Traditionen, nicht um Rassenanlagen. Der breitschädligste Knecht, der zum Ritter aufstieg, hat sich sehr rasch den ganzen adeligen Rassenhochmut beigelegt, und seine Kinder dünkten sich schon besseren Blutes. Die ganze Rassenkunde dreht sich ja darum, daß der nordische Mensch den kriegerischen, heldischen, zur Herrschaft gebornen Typus darstellen soll. Aber die germanischen Engländer, Amerikaner, Skandinavier, Holländer sind heute nichts weniger als kriegerisch, sie sind größtenteils nüchterne Menschen mit ausgesprochen pazifistischen Neigungen. Lenz und Günther selbst bemerken den Wandel in der skandinavischen Psyche und wollen ihn damit erklären, daß die wagemutigsten Typen nach Amerika ausgewandert seien, daß sich also im Ursitz der nordischen Rasse eine Entnordung vollzogen habe. Aber dann müßte doch Amerika um so kriegerischer, wikingerhaft geworden sein! In England haben die Messungen Parsons an deutschen Kriegsgefangenen gezeigt, daß die Engländer weit mehr germanische Merkmale aufweisen als die Deutschen und trotzdem hat England sofort nach dem Krieg gänzlich abgerüstet und ist heute der Bannerträger des Pazifismus.

Alles in allem: Es ist nicht wahr, daß jede Rasse, wie Günther behauptet, ihre besondere, nur ihr eigene angeborene Sittlichkeit besitzt und ein gegenseitiges Verstehen unmöglich ist. Die ganze „Rassenkunde", soweit sie das Gebiet der Seele erklären will, ist nur eine Scheinwissenschaft, die den Feinden der Demokratie und des Völkerfriedens Argumente zu liefern bestrebt ist.

KAPITEL IX

Das religiöse Leben bei Ariern und Semiten

Mit besonderer Vorliebe schildern die Rassentheoretiker den Gegensatz von arischem und semitischem Geistesleben und wir müssen uns daher mit diesen Vorstellungen etwas näher befassen. Als Vertreter der arischen Völkergruppe wählen sie dabei meist die Inder, während die Juden die semitische Geistesart darstellen sollen. Beides ist natürlich falsch, denn in beiden Fällen handelt es sich um Völkergemenge und wir können unmöglich herausfinden, welche Ideen gerade auf arischen oder semitischen Ursprung zurückgehen.

Wenn wir der Kürze halber die heute nicht mehr aktuellen Hypothesen Renans und anderer übergehen, so stoßen wir vor allem auf Chamberlain. Er findet den Hauptgegensatz zwischen arischem und semitischem Geistesleben auf religiösem Gebiet[1]). Dem Indo-Arier ist Religion eine innere, aus den Tiefen des Gemüts geschöpfte Erfahrung; sie ist zeitlos, von geschichtlichen Ereignissen unabhängig, antirationalistisch, mystisch; ihre Formen sind rein und edel. Es fehlen die Bilderanbetung, die Vergeltung nach strenger Gerechtigkeit, die äußerlichen Gebote und rituellen Formeln, das bevorrechtete Priestertum. Die Gesinnung ist alles, Liebe zum Göttlichen, Drang nach religiöser Freiheit, absoluteste Toleranz sind arische Züge. In allen diesen Punkten sollen nach Chamberlain die Juden, die er übrigens selbst für eine verunglückte Rassenkreuzung hält, das gänzliche Gegenteil des arischen Geistes aufweisen, also Egoismus,

[1]) E. Seillière, H. St. Chamberlain, 1917, hat gezeigt, daß Chamberlain hier Ideen Schopenhauers verwertet hat, der aber selbst kein Rassentheoretiker war.

Materialismus, Fanatismus, Intoleranz, Beschränktheit des Geistes, Werkheiligkeit, strenge Gesetzlichkeit, ödesten Ritualismus. Ihre Religion ist nichts als Furcht vor einem mächtigen Götzen, der Gehorsam mit materiellen Genüssen und Herrschaft über die anderen Völker zu lohnen verspricht. Kennzeichnend für die Juden ist die „absolute Ignoranz und kulturelle Roheit des Volkes, welches auf keinem einzigen Felde menschlichen Wissens oder Schaffens jemals das geringste geleistet hat" (S. 766).

Diese ganze, vielbewunderte Lehre Chamberlains schlägt offenbar der Wahrheit ins Gesicht. Sie ist ein kaum mehr zu übertreffendes Musterstück gröbster Unwissenheit und dreister Verdrehung. Vor allem tritt der Hauptfehler jeder Rassentheorie scharf hervor, nämlich das völlige Fehlen des sozialen Schauens, der Fähigkeit, den organischen Zusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen.

Die vergleichende Religionsgeschichte hat ein ungeheures Beweismaterial dafür angehäuft, daß die Anfänge des religiösen Lebens bei allen Rassen die weitestgehende Übereinstimmung zeigen[1]). In der Folge haben dann klimatische und geographische, und in weit stärkerem Maße soziale und politische Faktoren sehr verschiedene Entwicklungen bedingt. Es ist klar, daß schon die starke Verschiedenheit der Lebensbedingungen Indiens und Palästinas gewisse Anregungen und Hemmungen erzeugte. In Indien ein unbeschreiblich üppiges Sprossen und Wachsen, eine überquellende Zeugungskraft der Natur, sorgenlose Leichtigkeit des äußeren Daseins, erschlaffendes Klima, die das Überwuchern der Phantasie und Spekulation, glühende Erotik und grüblerische Weltflucht beförderten[2]). In Palästina fanden sich starke Gegensätze auf engem Raum, „von freiwilliger Fruchtbarkeit war das Land nicht, die Wüste fraß um sich, wo ihr nicht entgegengearbeitet wurde"[3]).

[1]) Vgl. z. B. die zahlreichen Parallelen in der universalen Darstellung von Karl Beth, Einführung in die vergleichende Religionswissenschaft, 1920.

[2]) Vgl. über die Einwirkung des Klimas und den Zug zur absoluten Ruhe als höchstes Ziel Lassen, Indische Altertumskunde, 2. Aufl., 1867, Bd. I, S. 401/94; Lefmann, Geschichte des alten Indiens, 1890, S. 356, 404, 667.

[3]) Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, 1901, S. 85; Stade, Geschichte des Volkes Israel, 1887, I. Bd., S. 101ff.

Man begreift, wie hier das Wort entstehen konnte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" und dieses Wort tat hier auch Wunder. — Viel stärker aber als die unmittelbare Klimawirkung ist der Einfluß sozialer und politischer Momente einzuschätzen, die freilich auch auf Naturgegebenheiten zurückgehen.

Bei einem Vergleich springt nun ein Hauptunterschied in die Augen: die wichtigsten semitischen Völker, Babylonier, Assyrer, Israeliten, Araber, denen man das sprachlich verwandte ägyptische angliedern kann, zeigen aus gleichen Anfängen heraus und bei manchen Rückschlägen eine viel stärkere Tendenz zum ethischen Monotheismus als die meisten Arier (Inder, Griechen, Römer usw.), die dafür einen oft recht unethischen, aber ästhetisch reizvollen Polytheismus ausbilden. Wie läßt sich dies erklären?

Soziale Grundlagen bei Ariern und Semiten

Jeder Vergleich so stark differenzierter Völkergruppen läßt sich natürlich nur mit starken Vorbehalten anstellen. Auf beiden Seiten finden wir die mannigfaltigsten und unter sonst gleichen örtlichen und zeitlichen Umständen im wesentlichen gleichartigen Zustände. Im Verlaufe der Entwicklung treten uns aber zwei Haupttypen entgegen: Bei den Semiten, Ägyptern und Iraniern, welche die weiten, fruchtbaren Tief- und Hochebenen Vorderasiens bewohnen, finden wir früh Seßhaftigkeit und Ackerbau, ein starkes expansives Königtum, das sich auf Priester, Beamte und Heer stützt, den Adel bändigt und die Wohlfahrt der Massen pflegt. Bei den meisten Ariern dagegen erhält sich das viehzüchtende Nomadentum länger, sie gelangen später zur Seßhaftigkeit, das Königtum fehlt zwar nicht, erliegt aber meist der Macht einer kriegerischen Aristokratie, die auf das unterworfene, Zins zahlende niedere Volk mit Verachtung herabblickt.

Der große Rechtslehrer Rudolf von Ihering hat die Parallele etwas weiter gezogen[1]). Er sagt: Der „Arier hat viele

[1]) Vgl. R. von Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer, 1894 (aus dem Nachlaß unvollendet herausgegeben). Der scharfe soziale Blick des Gelehrten macht es zu einer Fundgrube geistvoller Betrachtungen. — Das

Jahrtausende hindurch mühelos als Hirte seinen Unterhalt gefunden, der Semite im Schweiße seines Angesichtes den Acker bestellen müssen, dort ein Leben ohne Arbeit, hier schwere Arbeit." Die Muße zum Spiel der Phantasie fehlt dem harten Bauer, der seinen Verstand anstrengen muß, um mit dem Boden zu kämpfen, das unnütze Spekulieren verwirft sein praktischer Sinn. Die leidenschaftliche Spielsucht der alten Inder hält dieser für höchst unmoralisch, dort heißt es „leicht gewonnen, leicht zerronnen", hier aber, das mühsam Errungene beisammenhalten. Mit scharfem Blick führt Ihering die Folgen der natürlichen Lage an dem Beispiel Babylons und Indiens aus. Die weittragendste Konsequenz ist die verschiedenartige Siedlung: der ackerbauende Semite, in der flachen, waldlosen Ebene jedem Angriffe ausgesetzt, gründet Städte und baut Steinhäuser, beides zum Schutz. Aber das, was „zum Leben" ersonnen wurde, erzeugte bald das „gut leben" nach dem genialen Ausdruck Aristoteles. Die befestigte Stadt, die Erzeugerin höherer Kultur, entsteht zuerst auf semitischem Boden, sie ist der „entscheidende Wendepunkt im Leben der Völker der alten Welt", um sie bildet sich erst der Staat. Der durch das Gebirge geschützte Arier dagegen bleibt lange beim Holzhaus und der Einzelsiedlung, hier liegt ein Hauptgrund seiner geringen staatenbildenden Kraft, wie auch jener sozialen Entwicklung, die seine eigenartige Geistesentwicklung beförderte. Das Steinhaus und die Stadt binden eben an den Boden, erzwingen die Seßhaftigkeit, was weder das leichte Holzhaus, noch der Pflug vermag.

Monotheismus und Polytheismus

Monotheistische Ahnungen klingen schon bei sehr vielen primitiven Völkern an, ja, eine reichere Differenziertheit der Götter nach Funktionen hängt gerade mit der sozialen und geistigen Differenziertheit zusammen und fehlt daher anfangs. Es kann offenbar keinen Gott der Schmiedekunst oder

Resultat Iherings wird formuliert: „Der Boden ist das Volk" (97). „Die Völker in ihrer Wiege vertauscht und aus den Semiten wären die Arier, aus Ariern die Semiten geworden" (S. 98); vgl. auch S. 188/89.

keine Muse der Astronomie geben, bevor nicht diese Disziplinen sich entwickelt haben. Als philosophische Spekulation kommen ferner monotheistische Gedankengänge auch bei Völkern vor, die sonst andere Bahnen einschlugen; doch bleiben sie auf einen engen Kreis der Höchstgebildeten oder auf Geheimlehre beschränkt. Wirklich durchgreifend, das ganze sittliche Leben beeinflussend, hat sich aber der Monotheismus nur auf dem Boden des monarchischen Einheitsstaates entfaltet[1]). In den Monarchien Vorderasiens und Ägyptens entsteht ein streng monarchisches Götterregiment, in dem der oberste Gott (meist der ursprüngliche Stammgott der siegreichen Dynastie) sich ebenso über die anderen erhebt, wie auf Erden der Großkönig über seine Vasallen und Beamten. Wie wenig Rasseneigentümlichkeiten dabei mitspielen, beweist, daß die Iranier, die den Indern zunächst verwandten Arier, die eine starke Militärmonarchie ausbildeten, auch in der Religion dem Monotheismus von allen Indogermanen am nächsten gekommen sind.

Der Götterhimmel der Griechen oder Inder mit seinen fast gleichberechtigten Insassen, seinen fortwährenden ritterlichen Fehden, Intrigen, Liebesabenteuern usw. spiegelt genau das Leben und Treiben an den Herrensitzen Griechenlands und Indiens wieder. Jedes mächtige adelige Geschlecht erhob natürlich seinen mythischen Ahnherrn zum Halbgott oder leitete seinen Ursprung aus irgendeinem der zahllosen Ehebrüche und Liebesverhältnisse her, die selbst die höchsten Götter fortgesetzt mit sterblichen Weibern verknüpften.

So sehr nun der bunte Götterhimmel Homers dem semitischen Monotheismus an poetischem Reiz überlegen ist, so sehr wird er von diesem an ethischem Gehalt übertroffen, wie ja auch die Monarchie als Hüterin des Friedens nach außen und des Rechts nach innen der Oligarchie überlegen ist. Die alten Monarchien stützen sich alle auf die Menge, der Unterschied der Stände verblaßt vor dem Angesicht des Großkönigs. Während der Grundsatz der kleinen souveränen Raubritter war: „Gewalt geht vor Recht“, und der Niedrige

[1]) Vgl. W. Robertson Smith, Religion der Semiten, deutsche Ausgabe, 1889, S. 51ff.; Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, 3. Aufl., 1896, S. 117ff.

überhaupt kein Recht hatte, sorgten die mächtigen Könige des Orients mit strenger Hand für den Frieden, auch der Geringe konnte bei den königlichen Gerichten Recht finden und die gelegentliche Despotenlaune eines Großkönigs war immer noch nicht so schlimm als die täglichen Launen von vielen kleinen Herren. So hielten auch die Götterkönige der Semiten, Ägypter und Perser — wenn auch zunächst durch Furcht und nicht ohne gelegentliche Ausbrüche von Jähzorn oder Rachsucht — Ordnung und Recht im Lande. Eine reichgegliederte Priesterschaft und Bureaukratie waren machtvolle Werkzeuge der staatlichen und sittlichen Disziplinierung, des Schutzes der sozial Schwachen, schließlich der ethischen Verfeinerung des Gottesbegriffes[1]).

Ganz im Gegenteil waren die Griechengötter recht gewalttätige, egoistische, höchst unsittliche Gesellen. Sie überlisteten und überwältigten einander, trieben Ehebruch, Verführung, Vergewaltigung und Unzucht, schworen freche Meineide, handelten überhaupt nach selbstischen Gesichtspunkten und Launen. Dies war wenigstens die Anschauung der Aristokratie, die in Homer eine Verkörperung von mächtig nachwirkender Kraft fand und sich auf die später zur Herrschaft gelangende Demokratie fortpflanzte. Vergeblich eifern alle Moralisten gegen Homer, vergeblich werden in den orphischen und pythagoräischen Geheimkulten und Geheimlehren, in der bei Hesiod zum Ausdruck kommenden Bauernreligion sittlich ernstere Auffassungen vertreten[2]). Bei den großen Tragikern, bei Äschylos, Sophokles, Euripides erleben wir mit tiefer Erschütterung, wie das sittliche Bewußtsein vergebens mit der Mythologie ringt. Gerade edle Gestalten, Wohltäter der Menschheit, wie Oedipus, Herakles, Prometheus, werden von den Göttern aus gemeinem Neid und roher Rachgier mit furchtbarer Härte verfolgt und gepeinigt, so daß man geradezu den Eindruck hat, daß die Griechengötter bösartige Dämonen sind, die ihre Freude daran haben, den

[1]) Der scharfe Kontrast zwischen wüster und fruchtbarer Natur in Iran spiegelt sich in dem Dualismus zwischen Ahuramazda und Ahriman, wie in Ägypten zwischen dem Wüstengotte Seth und dem segenspendenden Râ.

[2]) Vgl. Max Wundt, Geschichte der griechischen Ethik, 1908/11, Bd. I, S. 74, 119ff., 205, 293, 330; Pfleiderer, S. 170.

Guten ins Elend zu stürzen. Daß diese religiösen Vorstellungen auf die öffentliche und private Moral der Hellenen in verhängnisvoller Weise wirkten und zu ihrem Untergang in blutiger Selbstzerfleischung wesentlich beitrugen, ist offenbar.

Soziale Grundlagen Israels

Entscheidend für die sittliche Disziplinierung der Menschheit ist vor allem Israel geworden. — Auch in Israel gewinnt der Ackerbau bald das Übergewicht über das ursprüngliche Nomadentum, das sich in den Wüstengebieten noch lange hält[1]). Der nomadische Beduine ist der Todfeind Israels. Ewige Fehde herrscht zwischen Jahwe und Amalek. Für die spätere Entwicklung ist von Bedeutung, daß sich in Israel ein freies, selbstbewußtes Bauerntum, besonders im Gebirge, erhielt, während es in Babylonien und Ägypten teils durch feudale Grundherren, teils durch königlichen Absolutismus niedergedrückt wurde. Zwar entsteht später ein Königtum, aber es erlangte doch nur eine beschränkte Macht[2]). Das alte Israel war im wesentlichen eine „Eidgenossenschaft freier Bauern" (Max Weber). Daher schreibt sich auch der demokratische und soziale Zug des Alten Testaments, der auf die puritanischen Republikaner des 17. Jahrhunderts stark gewirkt und die Ausbildung der modernen Demokratie gefördert hat. Noch die Propheten zeichnen kein anderes Ideal als das volkstümliche: „Jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Ölbaumes" (I. Kön. 4, 25 u. öfters).

[1]) Neben dem räuberischen Nomadentum der Kamelhirten kommt aber auch ein friedliches der Kleinviehhirten vor, die auf das Abweiden der Brach- und Stoppelfelder und auf Weidewechsel über weite Strecken hin (Transhumanz) angewiesen sind, also gutes Einvernehmen mit den Ackerbauern pflegen müssen. Die große Bedeutung dieser Halbnomaden für die religiöse und ethische Entwicklung Israels hat Max Weber stark betont. Die Patriarchen gehören hierher. Vgl. Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, 2. Aufl., 1923, III. Bd.: Das antike Judentum, S. 11, 44ff. Die ersten Bände dieses grundlegenden Werkes behandeln das Puritanertum, China und Indien. Weber weist mit gewaltiger Gelehrsamkeit und Scharfsinn die wirtschaftlichen und politischen Grundlagen und Wirkungen der Religion nach.

[2]) Vgl. Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, 4. Aufl., 1901, S. 89.

Saul pflügt selbst als König noch eigenhändig mit einem Rindergespann (I. Sam. 11, 5) und Fürstensöhne weiden die Herden ihrer Väter[1]). Die soziale Organisation besteht in der Gentilverfassung, der einzelne lebt nur in seinem Stamm, inmitten seiner Angehörigen, und eng mit dem Boden verwachsen. Eine gesellschaftliche Arbeitsteilung existiert nicht, weder Handel noch Handwerk lassen sich nachweisen[2]). Dagegen spielt der Krieg, der freilich nicht um hohe Ziele, sondern aus den gewöhnlichen Motiven aller Naturvölker — Raub und Blutrache — geführt wird, eine Hauptrolle in dem Leben der alten Zeit. Der Name „Israel" schon ist ein Feldgeschrei, seine wörtliche Bedeutung ist „Gott streitet". Das älteste literarische Denkmal Israels, das Deboralied (Richter 5), ein Kriegsgesang von gewaltiger Kraft, schildert, wie Jahwe selbst vom Himmel her für sein Volk kämpft. Die Überreste der Heldensagen, die die Bibel noch enthält, erzählen uns von Samgar, dem Sohne Anaths, der 600 Philister mit einem Ochsenstecken schlug (Richter 3, 31), von Jephta, „einem streitbaren Helden", von Gideon, besonders oft auch von Kämpfen mit Riesen. (Vergl. das Heldenbuch II. Sam. 23, wo 37 Heroen aufgezählt werden, I. Chro. 21, 4—8, die Goliathsage I. Sam. 17.) Vor allem aber ist es die frisch erzählte Sage von Simson, einem ganz weltlichen Helden voll Kraft und Humor, deren charakteristische Züge in der „biblischen Geschichte" unserer Schulen freilich nicht getreu berichtet werden können, die den Geist jener Zeit widerspiegelt[3]).

In keiner Weise unterscheidet sich in all diesem das Volk Israel von den übrigen Völkern auf derselben Entwicklungs-

[1]) Gideon empfängt die Berufung zum Befreier seines Volkes, als er den Weizen seines Vaters drischt. David wird von der Herde weggeholt, als er zum König gekrönt werden soll, Elisa vom Pflug weg, als er zum Propheten erwählt wird usw. (Vgl. Guttmann, Die Juden und das Wirtschaftsleben, im Archive für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 36, 1913, S. 204.)

[2]) Chamberlain sagt, die Juden seien „seit den ältesten Zeiten Geldwucherer und Roßtäuscher", hätten niemals Vaterlandsliebe und kriegerischen Sinn gezeigt und dergleichen mehr.

[3]) Dies erklärt, wieso das Alte Testament auf die alten Germanen und Slawen einen viel größeren Eindruck gemacht hat als das Neue, wie aus den zahlreichen Behandlungen alttestamentarischer Stoffe in ihrer Literatur, der Wahl der Taufnamen usw. erhellt.

stufe. Politische Ereignisse waren es, die Israel aus dem Verborgenen herausführten und das Licht entzündeten, das die Welt überstrahlen sollte[1]). Palästina bildete die Brücke zwischen den großen kulturell hochentwickelten Weltreichen Vorderasiens und Ägyptens. Dies hatte einerseits zur Folge, daß es von beiden Seiten her reiche Anregung erhielt, wirtschaftlich und geistig befruchtet wurde, wie etwa die Schweiz ihrer Lage zwischen Frankreich, Deutschland und Italien ihre hohe Entwicklung verdankt. Anderseits aber wurde das kleine Volk in den Jahrhunderte währenden Kampf zwischen den Großmächten hineingezogen, verlor seine nationale Unabhängigkeit und wurde vom Mutterboden losgerissen, gewann aber gerade hierdurch eine entscheidende moralische Vertiefung für die ganze Welt. Der ethische Monotheismus, die Betonung der Gesinnung, der Läuterung durch Leiden, der Pflichten gegen die Armen und Elenden, der Liebe gegen Gott und Nächsten waren die Früchte dieser harten Schule.

Religiöse und sittliche Entwicklung Israels

Im Anfang ist von Monotheismus in Israel keine Rede. Jahwe duldet andere Götter neben sich und seine Macht beschränkt sich überhaupt auf die Grenzen Israels. Sein Wesen entspricht ganz dem Bilde eines besseren Volkskönigs. Sehr mächtig, obwohl nicht allmächtig, sehr weise und meist gerecht, obwohl nicht vollkommen, dabei zeitweilig jähzornig und rachgierig, hält er strenge Ordnung in Israel, indem er nach damaligen Rechtsbegriffen den Frevler mit seiner Sippe umkommen läßt. Die Sittlichkeit der vorprophetischen Zeit ist volkstümlich beschränkt und durchaus antiker Sittlichkeit ähnlich[2]).

Gerechtigkeit ist der starke Grundzug der altisraelitischen Moral. Es ist höchst bezeichnend, daß nicht nur an vielen Stellen die Bevorzugung des Reichen und Angesehenen

[1]) Aus Raumgründen wurde die ausführliche Darstellung der 2. Auflage dieses Buches im folgenden nur sehr gekürzt übernommen. Wiederum sei ferner auf Max Webers meisterhaftes Werk verwiesen.

[2]) Stade, Geschichte des Volkes Israel, 1887, I. Bd., S. 510; vgl. ferner R. Smend, Alttestamentliche Theologie, 1889, S. 169.

im Gericht verpönt wird, sondern auch zweimal (Ex. 23, 3, Lev. 19, 15) die unbillige Rücksichtnahme auf die Niedrigkeit und Armut des Prozeßführenden. Die Notwendigkeit eines solchen Verbotes kennzeichnet den sozialen Geist der Rechtspflege, dessen Übermaß freilich dem strengen Rechtsgefühl gefährlich werden konnte[1]).

Schon in jener Zeit bildete ferner ein inniges Familiengefühl einen hervorragenden Zug des Lebens. Juda will lieber selbst als Sklave in Ägypten bleiben, als den Kummer seines Vaters über den Verlust Benjamins ansehen. Polygamie war nicht häufig, die Lage der Frauen durch die Sitte milde gestaltet. Zahlreiche „weise Frauen" wie Deborah, Mirja, Hulda, Abigail und andere beweisen das Ansehen, in dem das weibliche Geschlecht stand[2]). Ehebruch und Unsittlichkeit gegen die Natur werden streng gestraft, wenn auch der Verkehr mit Buhlerinnen dem Manne nicht verwehrt ist. Die Lage der Sklaven war wenig drückend, das Volksrecht schreibt ihre humane Behandlung vor. Friedfertigkeit gegen Stammesgenossen geht Hand in Hand mit abstoßender Roheit gegen den Feind, doch zeigen sich schon Anfänge einer Milderung der rohen Sitte selbst gegen jenen. Gastlichkeit, unbefangene Lebensfreude, Vorliebe für Trunk und Gesang sind einige äußere Züge des Bildes, das uns die älteren Bibelteile zeichnen. Die Natur des Menschen wird noch als durchaus gut aufgefaßt.

Den Weg, der von hier zur Lehre Jesus führte, haben nun die Propheten gewiesen. Es sind dies Bußprediger, politische Idealisten, Demagogen aus religiösem Enthusiasmus. Ihre Weissagungen sind nicht wunderbarerer Art, als man sie

[1]) Chamberlain behauptet ein völliges Fehlen des Rechtsgefühls bei den Semiten (S. 70).

[2]) Ein protestantischer Theologe, F. Wilke, Das Frauenideal und die Schätzung des Weibes im Alten Testament, 1907, sagt: „Man darf kühnlich behaupten, daß es die israelitische Religion gewesen ist, welche die Familie geschaffen hat". „Erwägen wir, wie arm der alte Orient außerhalb Israels an edlen Frauengestalten ist und wie gering man den Wert des Weibes in der weiten, heidnischen Völkerwelt einschätzte, so werden wir dem Frauenideal des vielgeschmähten Alten Testaments unsere Bewunderung schwerlich versagen können" (S. 51). Vielmehr sei die alttestamentliche Religion hierin ganz deutlich ein Vorläufer des Christentums.

heute von scharfsichtigen Männern des öffentlichen Lebens hören kann, die Wundertäterei verwerfen sie sogar. — Die alte Prophetie kann man am besten durch einen Vergleich mit den Derwischen illustrieren; sie bildeten Orden oder Schulen und wurden ihres ekstatischen Wesens wegen vom Volke mit scheuer Bewunderung betrachtet. Die neue Prophetie dagegen bedient sich der Ekstase durch künstliche Mittel nicht mehr, auch die Visionen treten zurück gegen die innere Ergriffenheit, die Spekulation über Gottes Ziele und die politische Lage. Das ganze innere Wesen der Propheten wird uns aus den Worten Jeremias klar: „Du hast mich betört, Jahwe, und ich ließ mich betören. Du hast mich erfaßt und überwältigtest mich; zum Gelächter bin ich geworden allzeit; jedermann spottet meiner. — Aber dachte ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen reden, — da ward es in meinem Innern wie loderndes Feuer, das verhalten war in meinen Gebeinen. Ich mühte mich ab, es auszuhalten, aber ich vermochte es nicht."

Mit dem Zorn der Liebe geißeln die Propheten die Fehler des Volkes, die Jahwes Rache herbeiführen müssen, sie tadeln das Fehlen der inneren Frömmigkeit, die sittliche Entartung und den Leichtsinn des Volkes, mit kühnem Freimut greifen sie die Mächtigen und Reichen an, die das arme Volk drücken und plagen, werfen sie sich zum Sachwalter der Witwen, Waisen und Fremdlinge auf. Aber auch die verkehrte Diplomatie der Könige, ihr ohnmächtiges Vertrauen auf Ägyptens Hilfe gegen Assyrien, das Treiben falscher Propheten sind der Gegenstand prophetischer Predigten, die schon damals auf schriftlichem Wege Verbreitung fanden. Und als die Katastrophe eingetreten und ein großer Teil des Volkes (darunter die einflußreichsten Elemente) in das Exil nach Babel abgeführt worden war, benützten sie das Ansehen, das die eingetroffene Prophezeiung ihnen brachte, zur neuerlichen, eindringlichen Bußpredigt, zur tröstenden Ausmalung künftiger Erhöhung, zur Versittlichung der Begriffe von Gott und Leben[1]).

[1]) Wie kleinliche Gehässigkeit jede Spur kritischer Besonnenheit unterdrücken kann, beweist Chamberlain, indem er die Sündenvorhalte und Bußpredigten der Propheten zur Charakterisierung der gemeinen Richtung des

Hier bildeten sich die Grundlagen des Christentums. Stade sagt: „In dieser Bewegung wurzeln im letzten Grunde die höchsten Güter, welche die Menschheit besitzt."

Das Exil war freilich keine Gefangenschaft, sondern eher eine Art Zwangsdomizil. Trotzdem aber ist es bei der engen Verwachsung des antiken Menschen mit dem Heimatsboden natürlich, daß bitterer Schmerz das Herz Israels erfüllte. Der Gedanke an Jerusalem erfüllte sein Dasein. „Vergeß ich dein, Jerusalem," singt der 137. Psalm, „so werde meiner Rechten vergessen, meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich Jerusalem nicht lasse meine höchste Freude sein." „Wie ein Vogel ist," heißt es Sprüche 27, 8, „der aus seinem Neste weicht, also ist der, der von seiner Stätte weicht"[1]). Der Hohn und die Schadenfreude der Feinde erbitterte die Gedemütigten noch mehr. Rache war der erste, der natürlichste Gedanke. In abschreckend wilder Form kommt er zum Ausdruck, der Untergang der boshaften Feinde, die bevorstehende Erhöhung Israels wird mit glühender Phantasie ausgemalt. Die wichtigste Folge war aber ein noch festeres Anklammern an ihren Gott, der allein aus dem Verhängnis retten konnte. — Wichtig für die Bewahrung des eigenen Glaubens wurde der Umstand, daß die Ansiedelung in Babylon geschlechterweise erfolgte, so daß der einzelne dem schützenden Einfluß der gentilen Sitte nicht entzogen wurde. Auch ermöglichte dies den engen Zusammenschluß der Volksgenossen gegen die „Heiden", erst damals kamen die unterscheidenden Zeichen, Beschneidung und Sabbatfeier, obligatorisch in Gebrauch. Wichtig war auch die Loslösung des Volkes vom Boden Palästinas dadurch, daß einesteils die an Wald, Quelle, Bäumen und Steinblöcken haftenden Lokalgötter in Vergessenheit gerieten, anderenteils Jahwe selbst vom Lande gelöst wurde. Wenn er sein Volk auch im Exil schützen, wenn er es zurückführen und erhöhen wollte, mußte ja seine

jüdischen Rassengeistes benutzt! Mit Recht bemerkt sein Kritiker H. C., es stelle dem Volke ein Ehrenzeugnis aus, daß es die Männer, die in so übertriebener Weise seine Fehler hervorgehoben hatten, unter seine Heiligen zählt.

[1]) Macht nichts: Der Jude hat kein Heimatsgefühl, so will es Chamberlain.

Macht über die Grenzen Palästinas hinausreichen. Wenn er sich der Macht der Heiden bedienen konnte, um sein sündhaftes Volk zu züchtigen, so mußte er wohl über den Heidengöttern stehen, vielleicht auch gar der einzige Gott sein. Für die Ausbildung des Monotheismus wurde so das Exil von ausschlaggebender Bedeutung. Dagegen ist die Behauptung, die auch Chamberlain aufstellt, die Juden hätten ihre ganzen religiösen und ethischen Begriffe von Wert anderen Völkern entlehnt, Unsinn[1]). Gewiß aber hat die Berührung mit der vorgeschrittenen babylonischen Kultur und der erweiterte Gesichtskreis sehr anregend auf das jüdische Denken gewirkt.

Die wichtigsten Erziehungsresultate des Exils waren also der Beginn des ethischen Monotheismus, die Auffassung von einer großen Sündenschuld Israels, die die Strafe Gottes herbeigerufen habe, die Überzeugung, daß Gott aber keineswegs den Tod des Sünders wolle, sondern seine Bekehrung. Er läutert Israel, wie man Silber im Feuer läutert, denn Gott ist „gnädig, barmherzig und von großer Güte". Das Mittel aber, seine Gnade wiederzuerlangen, besteht in der Heiligung, die bald als äußerliche Enthaltung vom Unreinen und Verbotenen, bald aber — und gerade von den geistig bedeutendsten Propheten — als eine innerliche Umwandlung aufgefaßt wird, zu der das aufrichtige Streben des Menschen und die Gnade Gottes gleicherweise erforderlich sind. An Stelle des alten Bundesverhältnisses zwischen Jahwe und Israel und der Kollektivverantwortlichkeit des Volksganzen tritt jetzt das persönliche Verhältnis des einzelnen zu Gott, jeder verantwortet seine Sünden. Freilich fehlt der Begriff der Unsterblichkeit, weder Himmel noch Hölle kommen in irgendeiner Epoche des alttestamentarischen Glaubens deutlich zum Bewußtsein. Der große Gedanke an ein kommendes irdisches Reich beherrscht die Propheten gänzlich, sei es in

[1]) Daß z. B. alte Kulturbeziehungen zwischen Ägypten und Palästina bestanden, ist wohl zweifellos. Die Chamberlainsche Auffassung ist aber so naiv, daß sie von allen Fachgelehrten ohne weiteres abgewiesen wird. Vgl. Le Page Renouf, Vorlesungen über die Religion der alten Ägypter, 1882, S. 226ff.; Stade, a. a. O., I. Bd., S. 129, nennt die Chamberlainsche Behauptung von der Übertragung des Monotheismus von Ägypten auf Israel besonders „abgeschmackt".

der exklusiv nationalen Form des Hesekiel oder der universalistischen des Deutero-Jesaia. Schon damals ferner beginnt das Gefühl der sittlichen Überlegenheit über die Heiden und ein bedeutungsvoller Bekehrungseifer.

Die politischen Schicksale der Folgezeit sind bekannt: Die Rückkehr der Juden unter Kyros, Esras und Nehemias national-religiöse Reform, der Versuch der Theokratie, der Sieg der strengen Gesetzlichkeit. Das Ausbleiben des messianischen Reiches verursacht eine große Enttäuschung, immer wieder verlängert sich die Wartezeit. Der Hellenismus dringt ein und zersetzt den alten Glauben. Das Judentum wäre spurlos im Griechentum aufgegangen, wenn nicht die rohe Hand des Antiochos Epiphanes durch das bewährte Mittel der Religionsverfolgung eine neue eifervolle Reaktion zum alten Glauben erweckt hätte. Die Heldentaten der Makkabäer, die erbitterten Parteifehden unter den Hasmonäern, die Römer und schließlich der blutige, aber großartige Herodes leiten zum Beginn einer neuen Weltepoche hin. Diese ganze Zeit hindurch war Israel ein Spielball der großen Weltmächte, des Blutvergießens war kein Ende. — Daß die Juden in diesen Zeiten nicht verwilderten, verdanken sie dem Erbe der Propheten und der harten Schule des Exils[1]). Das religiöse Bewußtsein reagierte freilich sehr verschieden auf die verschiedenen Zeiteindrücke. Es ist einer der allergrößten Irrtümer Chamberlains, daß er das ganze nachexilische Judentum als eine in Formelkram und starrer Gesetzlichkeit verknöcherte Theokratie hinstellt[2]). Freilich braucht er dies so, um dann den Unterschied zwischen Juden- und Christentum recht groß aussehen zu lassen. In Wirklichkeit war der Geist der Propheten unter der Hülle des Gesetzes nie erstorben. Von der tiefen Glaubensinnigkeit in den Psalmen bis zur klugen und milden Lebensweisheit

[1]) Der ganzen Geschichte des Judentums bis Christus könnte man die Worte als Motto voraussetzen: Durch Leiden wird der Mensch erzogen.

[2]) Nicht einmal für das gewöhnlich sehr abfällig beurteilte Pharisäertum trifft dies ganz zu. Vgl. die gelehrte Ehrenrettung der Pharisäer in dem Buche eines christlichen Theologen, R. Travers Herford, Das pharisäische Judentum (Leipzig 1913). — Der protestantische Gedanke, jeder Laie sei zum Priestertum berufen, ist pharisäisch.

des Jesus Sirach, von der fanatischen Beschränktheit des Buches Esther bis zum universalistischen Geist und zur Resignation Hiobs und bis zum Pessimismus und Skeptizismus Koheleths finden sich mannigfaltige Abstufungen. Die Veräußerlichung der Religion, gegen die Christus auftritt, ist nicht seit Esra herrschend, wie man nach Chamberlain annehmen müßte, sondern eine Folge des großen Einflusses, den die früher ganz bedeutungslosen Orthodoxen durch die Religionsverfolgungen der letzten Zeit erlangt hatten. Die Wurzeln des Christentums lassen sich in der Stimmung, die in zahlreichen nachexilischen und vorchristlichen Schriften ausgedrückt ist, leicht nachweisen. Vor allem darf man die jüdisch-hellenistische Literatur nicht so gänzlich ignorieren, wie Chamberlain es tut. Wenn auch der griechische Einfluß auf Jesus wohl nur sehr gering war, so enthalten jene Überreste der großen Literatur aus der jüdischen Diaspora doch wertvolle Bestandteile zur Beurteilung der im offiziellen Judentum nicht ausgedrückten Unterströmungen (z. B. der essenischen Richtung), ferner der eigentümlichen Auffassung und Symbolisierung des alten Glaubens in jüdischen Geistern wie Philo. — Daß Chamberlain diese wichtigsten Bindeglieder zwischen Altem und Neuem Testament, diese unmittelbaren Vorfahren des christlichen Geistes, gar nicht kennt, wie aus seiner von Unwissenheit strotzenden Beurteilung Philos hervorgeht, macht ihn gänzlich unfähig, die Entstehung des Christentums überhaupt zu begreifen.

Das Leiden des Exils hatte im zähe an der göttlichen Gerechtigkeit hängenden jüdischen Gemüt das Idealbild eines Zukunftsreiches erzeugt, das wie eine Fata morgana den Wanderer durch die Wüste jahrhundertelanger Leiden und Enttäuschungen aufrecht hielt. Gewöhnliche Geister dachten es wohl in keiner anderen Form, als in der einer weltlichen Erhöhung Israels, wofür der Anonymus von Jes. LX ein Beispiel ist. Die großen Seelen aber, die damals Israel in so reicher Fülle erstanden, erträumten ein Reich ewigen Friedens und Glücks, das auf alle Völker sich erstrecken sollte. Dieser Traum blieb unvergessen und erfüllte die Herzen um so mehr, je stärker die Friedenssehnsucht in ihnen wurde.

Kein Volk wird mehr gegen das andere ein Schwert aufheben, sagt Micha (4, 3ff.), ewiger Friede wird herrschen. Jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes und Israel im Namen des Herrn immer und ewiglich. Die Schwerter werden zu Pflugscharen, die Spieße zu Sicheln gemacht werden. Die Tierwelt selbst nimmt einen friedlichen und sanftmütigen Charakter an[1]). Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen, ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen wie Vieh miteinander treiben, Kühe und Bären werden auf der Weide gehen und ihre Jungen beisammenliegen; Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen. Ein Säugling wird mit Schlangen spielen können und seine Hand in die Höhle des Basilisken stecken dürfen. Man wird nirgends verletzen noch verderben auf Gottes heiligem Berg, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meers bedeckt. Gott wird alle Völker segnen, die im Frieden beisammenleben und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe[2]).

Dieselbe Friedenssehnsucht spricht aus der Hoffnung des 85. Psalms, daß der Tag nahe sei, „wo Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue".

Das grundlegende Prinzip — wenn auch nicht die höchste Spitze — der jüdischen Ethik ist der Gedanke des Friedens und der Gerechtigkeit, hervorgegangen aus dem sehnsüchtigen Ringen einer Seele, die beides entbehren mußte. Wie stark die Friedensgrundlage noch den späteren Zeiten erschien, zeigt die denkwürdige Stelle des Talmuds, wo gesagt wird[3]), „wenn Israeliten selbst Götzendienst treiben (also das eine der drei besonders todeswürdigen Verbrechen Götzendienst, Blutvergießen, Blutschande), aber zugleich den Frieden, die friedfertige Einmütigkeit untereinander bewahren, so spricht Gott: ich kann ihnen nichts anhaben, weil Frieden

[1]) Jes. 2, 4, 11; 11, 6ff.; 19, 24ff.

[2]) Jesaias nimmt hier schon an, daß alle Völker sich zum Gott Israel wenden werden, während Micha (vgl. früher) noch das Gegenteil sagt.

[3]) Vgl. Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 359.

unter ihnen ist“[1]). Von einem Gott, der die Verkörperung des Prinzipes der höchsten Gerechtigkeit ist, erwartet man aber auch einen deutlichen Beweis dieser Eigenschaft in der äußeren Weltregierung. Das Unglück Israels wird als Prüfung, als Läuterung aufgefaßt, ja bei Jesaias erscheint selbst der Gedanke des stellvertretenden Leidens Israels, dessen Frucht auch der Heidenwelt zugute kommen wird. Gleichzeitig wird dieses Motiv der Läuterung durch Leiden auch auf die inneren sozialen Verhältnisse angewendet. Schon haben wir den demokratischen Zug der jüdischen Religion erwähnt. Die Propheten waren meist Leute aus geringem Stande, Landpriester, Bauern, Hirten. Mit größter Schärfe tadeln sie die sozialen Übelstände, die Bedrückungen der Armen, Waisen, Witwen, Fremdlinge, sie rufen wehe über die, welche den Bauer von Haus und Hof treiben, über die Mächtigen und Fürsten in Israel[2]). Und gleichzeitig wird den Armen und Elenden die tröstliche Botschaft, daß der Herr nach überstandener Prüfung sich ihrer annehmen werde. Kaum eine Sentenz wird in den nachexilischen Stücken des Alten Testamentes öfter wiederholt als das: Die Hohen werden erniedrigt, die Niedrigen erhöht werden! das uns fortwährend in immer wechselnden Variationen in den Ohren liegt[3]). Den Armen und Unterdrückten zu helfen wird in zahllosen Sprüchen eingeschärft. Und immer wieder wird betont, daß Werke der Barmherzigkeit, aus liebevoller Gesinnung geübt, Gott mehr erfreuen als Opfer.

[1]) Vgl. bes. charakteristisch Spr. 6, 16/19.

[2]) „Hier wagten es Männer mitten aus dem Volk, die Fürsten dieser Erde als ‚Diebsgesellen‘ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, ‚die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß sie allein das Land besitzen‘. Das war eine andere Auffassung des Rechtes als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte als der Besitz.“ (Chamberlain, S. 47.) Kurz darauf sagt derselbe, den Juden habe die moralische Grundlage für die Ausbildung eines Rechtes wie das römische gefehlt!

[3]) Sprüche 31, 8. 9. „Tue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind, tue deinen Mund auf und richte recht und räche den Elenden und Armen.“ „Wer dem Geringen Gewalt tut, der lästert seinen Schöpfer, aber wer sich der Armen erbarmet, der ehret Gott.“ (14, 31.) „Wer seine Ohren verstopft vor dem Schreien der Armen, der wird auch rufen und nicht erhöret werden“ usw.

Der Gottesbegriff selbst paßt sich den Anforderungen an Gott an. Nicht mehr die Attribute der Macht, der strafenden Gerechtigkeit und unermeßlichen Weisheit werden betont, sondern die der Güte und Barmherzigkeit. „Gnädig, barmherzig und von großer Güte", diese Worte sind es, die immer wieder bei der Anrede Gottes gebraucht werden. Das Bild des guten Hirten, des liebevollen Vaters wird auf ihn angewendet. Das ist nicht mehr der Gott, der über das Unglück der Juden „mit den Händen frohlockt und seinen Zorn gehen läßt"[1]) (Hesek. 21, 17).

Nicht mehr ist die Fürsorge Gottes auf „sein Volk" beschränkt: „Eines Menschen Barmherzigkeit", sagt Sirach 18, 12, „gehet allein über seinen Nächsten; aber Gottes Barmherzigkeit gehet über alle Welt." Freilich wollte manchem gesetzestreuen Juden nicht eingehen, warum Gott dieser sündigen Heidenwelt so viel Nachsicht entgegenbringe. Wo aber ist vor Jesus jemals der beschränkte Eifer der strengen Gerechtigkeit in so sinniger Weise und mit so milder Nachsicht gegen den beschämten Kritiker von Gottes Güte abgewiesen worden, wie in der Erzählung von Jona und seinem Kürbis? (Jona 4, 10. 11.) Schön sagt die Weisheit Salomonis (11, 23ff.): „Du liebest alles, das da ist und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, da du Haß zu hättest. Du erbarmest dich aller, denn sie sind dein, Herr, du Liebhaber des Lebens, und dein unvergänglicher Geist ist in allen."

Leute von engem Geist, die die Vielseitigkeit einer weltgeschichtlichen Entwicklung mit einem Schlagwort decken zu können glauben, finden den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in dem von Furcht und Liebe ausgedrückt[2]). Auch Chamberlain ist weit entfernt, auf derartige bequeme Phrasen zu verzichten. Die Furcht vor Gott sei die Grundlage der ganzen jüdischen Religion (S. 228/29), im neuen Bund sei ein Gott der Barmherzigkeit, im alten

[1]) Sollte diese Stelle übrigens nicht als ein Beweis für die Konstanz der Rassenmerkmale verwendet werden können?

[2]) Vgl. gegen diese Auffassung M. Weber, III, S. 262, ferner über Gottesfurcht überhaupt L. von Schroeder, Wesen und Ursprung der Religion, S. 10.

einer der Hartherzigkeit gelehrt, auf der einen Seite werde Furcht, auf der anderen Liebe eingeschärft. Daher bestreitet Chamberlain, daß das Christentum eine Fortentwicklung des Judentums darstelle, zwischen beiden bestehe vielmehr ein absoluter Gegensatz, ja Chamberlain geht so weit, daraufhin selbst die jüdische Rasse Jesus zu bestreiten.

Es ist selbstverständlich, daß der alte Naturgott Jahwe nichts besonders Liebenswürdiges an sich hatte und auch der strenge Rechts- und Friedensgott der monotheistischen Anfänge und der exilischen Prüfung mehr durch Furcht, als durch Barmherzigkeit wirkte. Diese Erscheinung finden wir aber bei allen Göttern dieses Typus, ja hochbegabte Völker sind über diese Stufe infolge ungünstiger Umstände niemals hinausgekommen[1]). Wer aber in bezug auf die vorchristliche Entwicklung des Judentums so gänzlich unwissend ist, wie Chamberlain sich herausstellt (vgl. später), der sollte lieber schweigen. Schon im Aristeasbrief[2]) heißt es, die Liebe sei der Inbegriff der ganzen Religion. Da antworten nämlich die zum Zwecke der Übertragung der Bibel ins Griechische nach Alexandria geladenen jüdischen Weisen auf die Frage des Königs, was das Schönste auf Erden sei: „Das sei die Frömmigkeit, denn diese sei die höchste Schönheit selbst. Der Kern der Frömmigkeit aber sei die Liebe. Diese wieder sei ein Geschenk Gottes, ihr Besitz vereinige alle Tugenden." Und der große Alexandriner Philo sagt: „Die Liebe ist jene himmlische Jungfrau, welche als Ver-

[1]) Gewiß fanden sich auch bei den Griechen Geister, die einer edleren Auffassung der Gottheit fähig waren. Aber es war ungeheuer schwer, sich von der herrschenden Meinung zu befreien. Selbst der fromme Herodot sagt, „die Gottheit sei völlig mißgünstig und zornig" (vgl. Herodot I, 32, III, 40, VIII, 10, 46, 56); und Aristoteles meint (Große Ethik, II, 11), zwischen Göttern und Menschen könne Liebe und Gegenliebe nicht bestehen, „unpassend wäre es, wenn jemand etwa sagen wollte, er liebe Zeus". Über die hellenische Vorstellung des Neides der Götter, die selbst edlen Menschen ihr Glück mißgönnen und grausame Rache an ihnen üben, vgl. L. Schmidt, Ethik der alten Griechen, 1882, I. Bd., S. 78ff.

[2]) Aristeas soll im dritten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben, der ihm zugeschriebene Brief stammt aus späterer Zeit. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, 3. Aufl., 1898/1901, II. Bd., S. 468ff., sucht nachzuweisen, daß er nicht später als etwa 200 v. Chr. entstanden sei.

mittlerin zwischen Gott und der Seele dient: zwischen Gott, welcher gibt, und der Seele, welche empfängt. Das ganze geschriebene Gesetz ist nichts anderes als das Symbol der Liebe“[1]). Mit Behagen zitiert Chamberlain die Worte des Psalmisten: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“. Warum aber führt er nicht Jesus Sirach (1, 14ff.) an, wo dieselben Worte stehen, gleich neben ihnen aber das weitere: „Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit.“ — Der Anfang einer Entwicklung ist eben nicht ihr Höchstes.

Jesus selbst hat gesagt: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen, ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel[2]).“ — Aber schon im Alten Testament finden sich zahlreiche Vorläufer der Weisung Christi, die deutlich verschiedene Entwicklungsstufen bezeichnen. In den Psalmen wird oft noch das Verderben der Feinde gewünscht, selten aber sind es persönliche Feinde, meist Feinde Gottes, die „Gottlosen“, „in deren Blut der Gerechte seine Füße zu baden“ wünscht (Ps. 58, 11). Im 37. Psalm wird schon gesagt, daß der Ärger über das Glück der Gottlosen sündlich ist, Gott sei besser als Gut. Zahlreich sind die Warnungen, jedermann Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen, denn „Haß erregt Hader, aber Liebe deckt zu alle Übertretungen“ (Spr. 10, 12).

Der Gedanke: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, findet sich Sirach 28, 1ff. „Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen und wird ihm seine Sünde auch behalten. Vergib deinem Nächsten, was er dir zuleide getan hat, und bitte dann, so

[1]) Zitiert nach Friedländer, Das Judentum in der vorchristlichen griechischen Welt, 1897, S. 30/31.

[2]) Selbst die größten griechischen Weisen haben die Rache am Feind als zulässig, ja löblich erklärt; vgl. Schmidt, II, S. 311; W. Wundt, Ethik, 1912, I, S. 245, II, 19. Erst Plato lehrt, man solle auch dem Feind nicht schaden (Staat, I, 9). Daß man ihn aber lieben solle, liegt selbst ihm ganz ferne.

werden dir deine Sünden auch vergeben. Ein Mensch hält gegen den anderen den Zorn und will bei dem Herrn Gnade suchen! Er ist nur Fleisch und Blut und hält den Zorn; wer will denn ihm seine Sünden vergeben? Gedenke an das Ende und laß die Feindschaft fahren" und so fort. —

Die Freude über das Unglück des Feindes wird direkt verboten, anfangs noch mit recht egoistischer Motivierung (Spr. 24, 17—19), alsbald aber aus rein menschlichem Mitgefühl (Sir. 8, 8. „Freue dich nicht, daß dein Feind stirbt, gedenke, daß wir alle sterben müssen"[1]). Auch Hiob (31, 29) forscht nach der Ursache seines Unglücks mit den Worten: „Habe ich mich gefreut, wenn es meinem Feinde übel ging, und habe mich erhoben, weil ihn Unglück betreten hatte?[2])" Aber auch die Aufforderung zu tätiger Feindesliebe fehlt nicht. Schon eine so alte Stelle, wie 2. Mos. 4, 5, befiehlt: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen; wenn du des, der dich hasset, Esel unter seiner Last liegen siehest; hüte dich! laß ihn nicht liegen! sondern versäume gerne das Deine um seinetwillen." — Spr. 25, 21. 22: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser. Denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen und der Herr wird dir's vergelten[3])." — Freilich ist diese Entwicklung keine geradlinige, sie ist abhängig von den Wandlungen der Zeiten, von den Vor- und Rückschritten des sittlichen Bewußtseins. Ebensowenig drückt sie immer das sittliche Empfinden der großen Masse aus. Aber in wie vielen von den Millionen Christen ist wirklich das Wort Jesu lebendig geworden?[4]) Wie viele haben wirklich jene

[1]) In merkwürdigem Gegensatz hierzu steht Sir. 25, 10.

[2]) Vgl. einen interessanten historischen Beleg, der zeigt, daß diese Stimmung auch auf weite Volkskreise wirken konnte, bei Stade, a. a. O., II. Bd., S. 523.

[3]) Ein christlicher Gelehrter, Dr. J. Weigl, hat eine weitere, sehr große Zahl solcher Stellen aus dem Talmud und dem rabbinischen Schrifttum gesammelt; vgl. J. Weigl, Das Judentum, 1911, S. 92/115. Ausdrücklich wird auch betont, daß unter Nächster nicht bloß Israeliten, sondern alle Völker zu verstehen sind.

[4]) Man erinnere sich, daß noch bis ins vorige Jahrhundert nicht bloß ein Strandrecht (d. h. ein Recht zur Ausplünderung der Schiffbrüchigen)

Stufe der Bändigung der natürlichsten Instinkte erreicht, die die Feindesliebe voraussetzt? — Das Angeführte aber dürfte genügen, um zu beweisen, daß jene unüberbrückbare Kluft zwischen Judentum und Christentum zur Zeit ihrer Trennung nur in der Phantasie Chamberlains besteht.

In der hellenistischen Epoche ging auch die entscheidende Wendung der Juden zum städtischen Leben und zum Handel vor sich, den sie im Exil näher kennengelernt hatten und der aus verschiedenen Gründen später ihr Hauptgebiet bildete. Gewiß hat dieses neue Milieu, gegen das die Sittenlehrer lange ankämpften[1]), manche weniger anziehende Züge in die jüdische Religiosität gebracht. Die strenge Buchstabengerechtigkeit, die in der Vorstellung gipfelt, Gott trage jeden kleinsten Verstoß und jedes Verdienst in das himmlische Hauptbuch ein, entspringt wohl Einflüssen der neuen Lebensrichtung[2]).

Noch eines bedarf der Erwähnung. Religiöse und philosophische Strömungen sind vielfach nur für die führenden Kreise ihres Volkes bezeichnend. Niemand wird so weit gehen, jeden schönen oder abstoßenden Gedanken unter Vernachlässigung des individuellen Moments dem Volksgeist zuzuschreiben. Wir haben daher gewiß kein Recht, etwa die Lehren eines Geheimbundes, einer esoterischen Sekte (wie der Essener) auf das Denken aller Juden zu beziehen. Das aber, was in den anerkannten Schriften stand, war gerade bei den Juden in kaum wieder erreichtem Maße den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht, und zwar durch das Institut der Synagoge. Nicht nur war das fortwährende Studium der heiligen Schriften die höchste Pflicht, die Ausbreitung und Verdeutlichung der Lehre war hier in ein mit Eifer gehandhabtes System gebracht. In der Synagoge

existierte, sondern sogar in den Kirchen öffentlich um einen „gesegneten Strand" gebetet wurde, d. h. also um möglichst viel Unglück der Mitmenschen.

[1]) Vgl. besonders Stellen wie Sirach, 26, 28; 27, 1/3; 31, 4/7.

[2]) Daß jedoch Sombarts Herleitung des kapitalistischen Geistes aus der jüdischen Religion verfehlt ist, hat besonders Julius Guttmann (im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 36, S. 149/212) überzeugend nachgewiesen. —

herrschte Lehrfreiheit, jeder, der bibelfest war, konnte vortragen und disputieren, ohne nach seiner religiösen Richtung gefragt zu werden. Jesus durchwandert alle Flecken Galiläas und predigt allerorten in den Synagogen[1]), obwohl er gegen die herrschende pharisäische Richtung doch sehr scharf auftrat. Ebenso die Apostel[2]). Paulus, der als Fremdling nach Antiochien kommt, wird von dem Vorstand der Synagoge freundlichst aufgefordert, über einen eben verlesenen Text zu predigen. — (Ap.-Gesch. XIII, 15.) Man kann sich vorstellen, daß ein solches System die Massen mehr anzog und mit größerem Interesse erfüllte als die Aussicht, jeden Feiertag denselben, häufig berufsmäßig abgestumpften Prediger reden zu hören. Gleichzeitig verhütete die Synagoge, solange noch die Zeit einen freien Zug in ihr ermöglichte, das Übermächtigwerden einer theologischen Doktrin, das Erstarren des lebendigen Geistes. Religion und Ethik haben in der Synagoge ein ebenso mächtiges Mittel der Fortbildung gefunden, wie etwa nur noch das römische Recht im prätorischen Edikt. Beide Male hat eine vortreffliche Institution die Ausscheidung und Ansammlung des Lebenskräftigen aus der anonymen Weisheit von Jahrhunderten ermöglicht, beide Male ist ein Unvergleichliches entstanden. Auf rechtlichem Gebiet konnte ein Kreis genialer Juristen das Werk vollenden, auf religiösem Gebiet, wo es sich nicht um eine Kodifizierung, sondern um das letzte Loslösen des Geistes vom Buchstaben, vom Einzelnen, Zufälligen, Beschränkten handelte, mußte freilich auch ein Unvergleichlicher kommen.

Christentum und Judentum

Die Tatsache, daß Jesus ein Jude war und sich als solcher fühlte, hat bei vielen Rassengläubigen Anstoß erregt. Die Ehrlicheren unter ihnen, wie E. v. Hartmann, Dühring u. a., greifen auch Jesus als Verkörperung des Judentums an[3]). Andere, wie insbesondere Chamberlain, haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, um Jesus jüdische Abkunft so-

[1]) Math. IX, 33.

[2]) Zahlreiche Zitate bei Friedländer, a. a. O., S. 28/29.

[3]) Vgl. z. B. E. v. Hartmann, Selbstzersetzung des Christentums, 3. Aufl., S. 43.

phistisch wegzuleugnen und ihn für das Ariertum zu annektieren. Alles, was sie vorbringen, läuft schließlich darauf hinaus, daß in Galiläa starke Rassenmischung vorgekommen war, und daß daher möglicherweise auch „arisches" Blut hingekommen sein mag. Die Widersprüche und Verdrehungen Chamberlains habe ich in der zweiten Auflage dieses Buches in ihrer ganzen Verlogenheit aufgedeckt. Es ist aber kaum nötig, dies hier zu wiederholen[1]). Das Entscheidende bleibt doch der unzweifelhafte, enge Zusammenhang zwischen den Höhepunkten der Prophetenreden, der jüdisch-hellenistischen Literatur, der Essener einerseits und der Jesuslehre anderseits. Ein christlicher Kulturhistoriker, Kurt Breysig, sagt:)[2] „Das Christentum ist aus dem Geist des jüdischen Volkes herausgeboren, ist sein Erzeugnis, seine größte Leistung. Jesus ist so ganz erfüllt gewesen von den letzten und tiefsten Gedanken seines Volkes, daß er uns Nachgeborenen erscheint wie der fleischgewordene Genius des Judentums. Alles, aber auch alles, was den Christenglauben hinaushebt über die anderen Religionen, ist jüdischen Ursprungs. So vor allem anderen die unerhörte Inbrunst der Gottesverehrung und die Schöpfung des persönlich Einen Gottes."

Dem Christentum am nächsten verwandt ist die Gedankenwelt der Stoa. Aber die stoische Philosophie verdankt erst recht einem unzweifelhaften Semiten, dem Phönizier Zeno, ihren Ursprung, und die bedeutendsten Jünger und Weiterbildner waren größtenteils ebenfalls Semiten, wie die antiken Quellen berichten[3]).

Vergleich „arischer" und „semitischer" Religiosität.

Die Religion der Semiten im allgemeinen und der Juden im besonderen ist nach Chamberlain religiöser Materialismus,

[1]) Vgl. ferner die ausgezeichnete Widerlegung aller dieser Fabeleien durch zwei christliche Theologen, Prof. Ed. König, Das antisemitische Hauptdogma, 1914, und Franz Meffert, Israel und der alte Orient, 1921, S. 264.

[2]) K. Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit, II. Bd., 1901, S. 678.

[3]) So betont Wilamowitz-Moellendorff, Reden und Vorträge, 1902, S. 77, daß die Stoa „gegründet und vertreten zuerst fast ausschließlich durch semitische Orientale" wurde.

was ihm gleichbedeutend ist mit Werkheiligkeit, Fehlen frommer Gesinnung, Abhängigmachung der Gottesverehrung von irdischem Lohn oder Bedingtheit derselben durch Furcht vor Strafe, Fehlen der Idee der Gnade und Erlösung (als inneres Erlebnis) usw.

Auf bestimmten Stufen der jüdischen Entwicklung kommt derartiges gewiß vor; aber es heißt große Voreingenommenheit bekunden, wenn man die Tatsache übersieht, daß einerseits das Volk Israel weit über diese Etappe hinausgelangt ist, anderseits alle diese Dinge bei allen arischen Völkern sich oft sogar in viel schärferer Ausprägung vorfinden. — Auf der ganzen Welt sei Religion eine idealistische Regung, sagt Chamberlain (S. 400), einzig bei den Semiten sei sie krasser Materialismus, verfolge sie durchaus praktische Zwecke, vor allem „Herrschaft und Besitz“ in dieser Welt und Wohlergehen in der jenseitigen. Dazu setze ich einige illustrative Bibelstellen[1]), Psalm 42: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ — Psalm 73: Der Sänger verwirft die Rede des „Pöbels“, der da sagt: „Siehe, das sind die Gottlosen, die sind glückselig in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebet und ich meine Hände in Unschuld wasche?“ Sein Bekenntnis lautet: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ — Sprüche 30, 7—8: „Zweierlei bitte ich von dir, die wollest du mir nicht weigern, ehe denn ich sterbe: Abgötterei und Lügen laß ferne von mir sein; Armut und Reichtum gib mir nicht; laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahinnehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr? Oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen meines Gottes ver-

[1]) Wir zitieren absichtlich nur Stellen aus nachexilischer, späterer Zeit, in der nach Chamberlain die frischen Triebe des Prophetenglaubens schon in härtestem Formalismus und Materialismus erstarrt gewesen sein sollten.

greifen“[1]). Es muß geradezu wundernehmen, wie wenig begehrliche Stellen aus alter Zeit in den Bibeltext übergegangen sind. Es wird wohl als lehrhaftes Beispiel angeführt, daß Gott den Gerechten auch mit irdischen Gütern lohnt, ja, es wird sogar erwartet, daß Gott als Bestätigung seiner Zufriedenheit mit rechtem Wandel den Frommen segnet; aber höchst selten finden sich in den späteren Teilen direkte Bitten um Belohnung oder gar Forderungen, wie etwa das vedische: Lege hin für mich, ich lege hin für dich. In den ganzen Psalmen ist mir nur die Stelle 144, 13—14, aufgefallen, wo aber Gottes Segen auch nur als Folge rechter Gesinnung hingestellt wird. Ebensowenig kann wohl die Jenseitshoffnung viel ausgemacht haben, da Chamberlain selbst ausführt, daß das Alte Testament kein Jenseits in unserem Sinne kennt.

Die Vorstellung der Hölle und des Teufels sollen nach Chamberlain jüdische Erfindungen sein. Er nennt sie den „eigentlichen Schandfleck der kirchlichen Lehre“. Aber das biblische Judentum kennt überhaupt keine Vergeltung im Jenseits, sehr spät treten dann unklare Ansätze hierzu auf. Erst der Talmud kennt einen Himmel, der bald rein geistig, bald mehr materiell gedacht wird, und eine Hölle (Gehennom) für die Bösen, die dort zwölf Monate gepeinigt werden (sechs Monate durch Hitze, sechs Monate durch Kälte, sagen die Talmudweisen), worauf ihre gänzliche Vernichtung erfolgt. Jedenfalls eine barmherzigere Vorstellung als die des katholischen Dogmas, das heute noch — unter Androhung der Hölle — dem Gläubigen an die Ewigkeit der Qualen im Höllenfeuer zu glauben befiehlt.

Hölle und Teufel fehlen aber auch im entwickelten Glauben der Inder keineswegs und werden recht materiell vorgestellt. Hardy schreibt: „Bezeichnend für diese Epoche ist die Wollust im Ausmalen der Höllenstrafen. Es genügt eine Hölle nicht mehr, man erdenkt deren mehrere und stattet sie auf die raffinierteste Weise mit Marterwerkzeugen

[1]) Solcher Stellen lassen sich viele anführen, man lese nur noch die eine, 1. Könige 3, 9/12 (Salomos Gebet). — Zahllos sind ferner die Talmudstellen, in denen gesagt wird, die göttlichen Gebote müßten um ihrer selbst willen, nicht im Hinblick auf Lohn oder Strafe, erfüllt werden; vgl. z. B. Guttmann, a. a. O., S. 180.

aus, wofern man nicht in der ‚Hölle auf Erden‘ einem neuen Dasein in niederen Existenzen (Würmern und dergleichen) die Bösen noch besser quälen zu können hofft.“ Der Seelenwanderungsglaube der Inder ist ja tatsächlich eine recht rohe Form des Vergeltungsglaubens und dazu noch eine, die der Entwicklung tätiger Sittlichkeit nicht günstig ist. — Bei den Hellenen hat Plato Hölle und Teufel schreckensvoll ausgemalt. Dilthey faßt übrigens den Teufel als erhaben-groteskes Produkt „großer, aktiver, kämpfender, germanischer, religiöser Naturen“ der Reformationszeit auf und sagt: „Es war, als ob der stammverwandte, aktionsmächtige Religionsglaube der Parsen von den beiden einander bekämpfenden Reichen wieder bei diesen Germanen des 16. Jahrhunderts auflebte.“ Und Friedrich Schlegel meinte, der „Satan sei eine deutsche Erfindung“. „Gewiß ist er ein Favorit deutscher Dichter und Philosophen“[1]).

Unaufhörlich mahnen die Propheten, daß Gott nicht auf die Opfer sehe, sondern auf das Herz, die Gesinnung des Menschen; nicht Ochsen und Schafe, sondern Liebeswerke (die mit jenen der Bergpredigt übereinstimmend aufgezählt werden) erfreuen ihn, nicht schwere Buße, sondern Sinnesänderung und Reue verschaffe seine Gnade; die Werke sollen aber nicht öffentlich vor den Augen der Menschen, sondern im geheimen vollbracht werden. Und nicht nur die Propheten, auch viele Stellen der nachexilischen Literatur wiederholen diese Gedanken in mannigfacher Weise, besonders die Psalmen[2]). Im gänzlichen Gegensatz zu Chamberlains Behauptung fehlt auch die Erkenntnis menschlicher Schwäche und

[1]) Vgl. Ferdinand Weber, Jüdische Theologie, 2. Aufl., 1897; Hardy, S. 96, Platon Staat, X, 12, 14; Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation, 1914, S. 220; Friedrich Schlegel, Fragmente, ausgewählt von C. Enders, S. 34. — Auch Lamprecht, Deutsche Geschichte, II, 199, meint, daß der deutsche Geist sich gerade der Vergeltung in Himmel und Hölle am meisten zuwandte. Tatsächlich wurde der Grundsatz des germanischen Rechtes von der Talion auf die Religion übertragen; so Green, Geschichte des englischen Volkes, I, S. 37.

[2]) Vgl. z. B. Jesaias 11, 1/18, 29; 13, 33; 15; 58, 2/7; 66, 3. Hesekiel 18, 22ff.; 33, 11. Hosea 6, 6. Joel 2, 12/13. Micha 6, 7/8. Amos 5, 21/24. Psalmen, 4, 6/7, 40, 7/9; 50, 8/13; 23; 51, 18/19; 69, 32ff.; 141, 2 und viele andere.

der Notwendigkeit der inneren Wandlung durch Gnade keineswegs. Der 130. Psalm fragt: So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Die Antwort lautet: Vor Gott ist kein Lebendiger gerecht (Psalm 143, 2; Hiob 14, 4; 15, 14; 25, 5—6; Sprüche 20, 9). Aber Gott richtet nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach Barmherzigkeit. Als höchste Gnade verheißt er seinen Kindern ein neues Herz und einen neuen Geist (Hesekiel 11, 19 und 32, 26), seinen heiligen Geist, wie der 51. Psalm (Vers 12, 13) sagt. Ganz besonders stark wird in dem von Chamberlain geschmähten Talmud die Notwendigkeit der göttlichen Gnade betont[1]).

Schon in der Bibel finden wir nirgends mehr die Vorstellung von der Zauberkraft gewisser Formeln und Handlungen ohne gleichzeitige gottgefällige Gesinnung, ja, es kommen bedeutungsvolle Stimmen vor, die das Opfer überhaupt anzweifeln und seine Abschaffung ahnen lassen. Im talmudischen Judentum finden sich zwar Rückbildungen zur neuerlichen Betonung der Werkgerechtigkeit, der Formalismus wächst ins Ungeheure. Gleichzeitig aber wird der Gedanke aufs nachdrücklichste hervorgehoben, daß allen Geboten nur insoweit Bedeutung zukommt, als sie dem Gehorsam Israels als Prüfstein und Erquickung dienen, also eine ethische Motivierung von nicht zu unterschätzender Bedeutung[2]). Stets

[1]) Nach dem Talmud betet Gott täglich: Es sei der Wille bei mir, daß meine Barmherzigkeit meinen Zorn überwinde und meine Barmherzigkeit alle meine Eigenschaften umhülle, daß ich mit meinen Kindern verfahre nach Barmherzigkeit und ihnen nicht begegne nach dem strengen Recht (Weber, a. a. O., S. 159); vgl. ferner Guttmann, a. a. O., S. 180.

[2]) Vgl. Lazarus, Ethik des Judentums, 1899, S. 189, 225. Auf S. 455 der „Grundlagen" findet sich folgende schamlose Fälschung Chamberlains: „Der Talmud sagt: Wie aus der Übertretung des Gesetzes deine Zertretung erfolgt, so wird Gehorsam gegen das Gebot dadurch belohnt, daß du selber gebieten wirst" (Aboth IV, 5 nach Montefiore). — Dagegen schreibt in Wirklichkeit Montefiore: „Gerade das Zeremonialgesetz wurde um seiner selbst willen und aus Liebe zu Gott befolgt. Nackte zu kleiden, Hungrige zu nähren, hat seinen Zweck zum Teil im Erfolg; aber den Sabbath-Segen zu sprechen, die Gebetriemen anzulegen, das Haus vor Ostern von Gesäuertem zu reinigen, birgt Ziel und Genugtuung nur in der Ausführung der Akte selbst. Man fühlte einen geistigen Segen in der Ausführung eines göttlichen Befehls, religiöses Entzücken bei der Beobachtung der scheinbar lächerlichsten Gebräuche. Das Gesetz

wird überdies den ethischen Geboten vor den rein rituellen der Vorrang eingeräumt. Chamberlain illustriert die Gesetzesknechtschaft des Judentums mit der bekannten Tatsache der 613 Gebote und Verbote, die das Tun Israels in der Bibel regeln. Aber schon ein hervorragender Talmudgelehrter, Rabbi Simlai, hat gelehrt, daß diese Gebote von den Propheten auf ganz wenige, rein ethische, ja schließlich auf ein einziges reduziert worden seien.

In der späteren vorchristlichen Zeit findet sich eine eigentümliche Entwicklung des Begriffes „Weisheit“. Ursprünglich bedeutet dieses Wort nicht mehr als „Lebensklugheit“, die Kunst, glücklich zu werden[1]). Später nimmt es eine immer ausgesprochenere religiös-ethische Färbung an. Es gewinnt die Bedeutung „individuell angewandter Religion“, und zwar auf Grundlage der allen Völkern gemeinsamen religiösen Moral. Dann wird die Weisheit als Ausfluß Gottes hingestellt und geradezu mit seinem sittlichen Wesen identifiziert. Diese Weisheit, wie sie in der durch allegorische Deutung dem modernen Bewußtsein versöhnten Thora ausgedrückt ist, wird dann sogar über Gott gestellt. Anfangs zwar habe Gott die Thora geschaffen, noch vor der Weltschöpfung, worauf er sich mit ihr über die bevorstehende Schöpfung beriet. Sie wird als ein Stück seines Wesens, als „Tochter Gottes“ hingestellt, dessen Änderung natürlich nicht seiner Willkür unterliegt. Ja, schließlich befolgt Gott selbst die Thora bis ins kleinste, studiert drei Stunden täglich in ihr, und was dergleichen phantastische Ausschmückungen mehr sind[2]). Die Gebote aber, die nicht direkt Forderungen der Sittlichkeit sind, dienen doch sittlichen Zwecken, nämlich der Selbstzucht des Menschen.

brachte den Himmel auf die Erde, und brachte die Gegenwart Gottes der Seele zum Bewußtsein. Die Fülle religiöser Befehle ist das Privilegium Israels. Wie der Lohn der Sünde Sünde ist, so ist der Lohn des Gebots das Gebot“ (Aboth IV, 5. Ausg. Taylor). — Nach Rabbi Eleasar besteht die wahre Glückseligkeit des Mannes, der Gott für seine Befehle freudig dankt, darin, daß er an ihrer Ausführung Freude empfindet, aber daß er keine Belohnung erwartet, weder in dieser Welt, noch im Jenseits.

[1]) Smend, Alttestamentliche Theologie, 1898, S. 483ff.

[2]) Vgl. Weber, a. a. O., S. 14ff., 157ff.

Die Heteronomie der von Gott gebotenen Moral verblaßt schließlich vor der Tatsache, daß Gott nur das geoffenbart hat, was schon in ihm und uns als ein Teil unseres Wesens lag. Schon im 5. Buch Moses (30, 11—14) wird dies kräftig und zweifelfrei ausdrückt: „Das Gesetz, das ich dir heute gebiete, ist nicht entrückt, noch fern von dir. Es ist nicht im Himmel, daß du sagen möchtest, wer will für uns in den Himmel hinaufsteigen, daß er es uns hole und uns hören lasse, auf daß wir es tun. Es ist auch nicht jenseits des Meeres, daß du sagen möchtest, wer will für uns über das Meer hinüberfahren usw." „Sondern es ist das Wort dir sehr nahe in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es tuest." Das göttliche Gebot hat also hier den Charakter einer pädagogischen Weisung. Wie ein Vater seine Kinder über Recht und Unrecht belehrt und die Belehrung manchmal auch mit der Rute oder einer süßen Belohnung unterstützt, so hat das Sittengesetz der Thora Gott zum Weiser, aber nicht zum Schöpfer, so kann auch Lohn und Strafe die Selbständigkeit der moralischen Pflicht nicht antasten. Professor Lazarus hat in seiner „Ethik des Judentums" auf Grund eines großen Materials die Übereinstimmung der talmudischen und Kantischen Sittenlehre zu beweisen unternommen. Nun ist der Talmud freilich kein einheitliches Buch. Er ist vielmehr eine ganze Literatur, die, im Verlaufe vieler Jahrhunderte entstanden, die verschiedenartigsten Meinungen enthält. Wenn auch der Lohn nicht zur Bedingung der Sittlichkeit gemacht wird, so wird er doch vom gewöhnlichen Bewußtsein in der Regel erwartet, sei es selbst nur als Beweis der Zufriedenheit Gottes. Keine religiöse Ethik hat jemals den Vergeltungsgedanken ganz ausgeschaltet, aber nirgends finden sich so viele Stimmen, die diese Forderung stellen, als in der religiösen Literatur der Juden[1]).

Die vorwiegende Richtung des jüdischen Geistes auf die soziale Moral hat wesentlich beigetragen, ihn von der Be-

[1]) Die neueste und vollständigste Darstellung der jüdischen Ethik findet sich in den Werken: Die Lehren des Judentums, nach den Quellen unter Mitwirkung mehrerer Gelehrter herausgegeben von Dr. S. Bernfeld, 1922 bis 1923, 3 Bände, und Soziale Ethik im Judentum, 1918.

schäftigung mit der Natur und den metaphysischen Fragen, die daraus hervorgehen und einen so großen Bestandteil des indischen Denkens bilden, abzulenken. Die ganze Natur wird nicht objektiv als Selbstzweck, sondern subjektiv, ethisch, auf die sittlichen Zwecke des Menschen bezogen, aufgefaßt. Immerfort werden die Tugenden der Tiere den Menschen als Vorbild hingestellt, Naturvorgänge als Symbole sozial-ethischer Beziehungen erklärt. Die ganze Natur scheint ein großes Lehrbuch der Ethik zu sein.

Daraus erklärt sich leicht das Zurücktreten metaphysischer Spekulationen. „Wer über vier Punkte philosophiert: was über dem Himmel und was unter der Erde, was vor der Welt war und was nach der Welt sein dürfte, der wäre glücklicher, nicht geboren worden zu sein“, sagt die Mischna. — Eine Rassenanlage ist es nicht, sondern ein weltgeschichtliches Erziehungsresultat.

Ganz unrichtig ist aber die oft gehörte Behauptung, die den Juden jeden Sinn für Mystik abspricht. Ganz im Gegenteil treten schon in vorchristlicher Zeit und noch mehr zur Zeit des entstehenden Christentums mystische Strömungen auf. An Philo von Alexandrien, der die ekstatische Erhebung der Seele zu Gott als das wahrhafte Lebensziel und den Zustand vollendeter Seligkeit darstellt, knüpft der griechische Neuplatonismus an, von dem alle weitere Entwicklung der philosophischen Mystik ausgeht. „Ein starker Einschlag philosophischer Mystik“, sagt Julius Guttmann, „zieht sich dann wieder durch die mittelalterliche jüdische Religionsphilosophie hindurch. Als die höchste Form des religiösen Lebens wird hier die sich in Gott versenkende andächtige Kontemplation betrachtet, zu der alle sittliche Aktivität nur eine Vorstufe bildet. Der schärfste Gegner alles philosophischen Intellektualismus, Jehuda Halewi, der das unmittelbare Erlebnis der göttlichen Gegenwart, die als ein Geschenk der göttlichen Gnade empfangene Gottesanschauung, zur Grundform alles religiösen Lebens macht, teilt diese Grundanschauung mit seinen aristotelischen Gegnern, welche die erkennende Tätigkeit des Verstandes auf ihrer höchsten Stufe in eine Gott unmittelbar erfassende Intuition umschlagen lassen und in der so erlangten Einheit mit dem Gottesgeiste

das wahrhafte Ziel menschlichen Lebens erblicken. In dieser Anschauungsweise, deren zum Teil höchst bedeutende und originale Ausgestaltungen hier nicht weiter zu verfolgen sind, liegen die Wurzeln von Spinozas amor dei intellectualis, dem mächtigsten Abschluß seines Systems." —

Religiöse Entwicklung Indiens

Wesentlich anders verlief die Entwicklung im alten arischen Indien. „Die vedische Religion ist in erster und letzter Linie eine Opferreligion." Die Absicht ist eine rein geschäftsmäßige, auf materielle Güter gerichtet, von ethischen ist keine Rede. „Es wird erwartet oder geradezu gefordert. Ich dir — du mir; do ut des ist die kurze Formel des vedischen Opfers. „Hier ist die Butter — wo sind die Gaben?" und ganz wie bei einem Geschäft wird aufgezählt, wie viele Leistungen die Götter als Entgelt zu liefern haben. „Die Gebete sind selten von Frömmigkeit oder Inbrunst, nie von Demut getragen, sie gehen auf die Erhaltung äußerer Güter oder Abwehr von Gefahren aus, von Dankbarkeit sind wenig Spuren zu finden; das Wort ‚danken' fehlt überhaupt der vedischen Sprache[1])."

Diese Vorstellung geht so weit, daß dem Opfer schließlich zwingende Macht über die Götter zugesprochen wird, es unterscheidet sich vom Zauber eigentlich nur dadurch, daß letzterer sich auf die kleinen Dämonen, ersteres auf die anerkannten Götter bezieht. Das tadellos verrichtete Opfer zwingt die Götter. „Die Andacht", heißt es, „herrscht über die Götter", ja noch plumper, „der Opferer jagt den Indra wie ein Wildbret", er ruft den Indra zum Opfer wie die Kuh zum Melken, oder er macht den Gott wie eine Quelle von Reichtum fließen. Oldenburg urteilt von den späteren Veden, „man kann sagen, daß für die Anschauung des Atharvaveda der Schwerpunkt verdienstlichen Tuns sich geradezu vom Kultus der Götter auf die Beschenkung, Speisung, Ehrung der Brahmanen verschoben hat[2]). Nirgends finden wir in der Bibel solche ent-

[1]) So Lehmann in Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, 1897, II. Bd., S. 32.

[2]) Oldenberg, Religion des Veda, S. 309ff.; Oldenburg, Buddha, 3. Aufl., 1897, S. 195; Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte, 1899, S. 444. — Wahrscheinlich bezeichnete übrigens auch das deutsche Wort „Gott" ur-

würdigende Betteleien und sogar Drohungen des irdischen Reichtums wegen gegenüber der Gottheit wie in dem Veda, nirgends faßt das Alte Testament Jahwe in so roh materialistischer Weise vom Opfer abhängig, wie der Brahmane seinen rauschfrohen Indra. Die leere Geschwätzigkeit, der öde Ritualismus und das Fehlen der Frömmigkeit bei den Brahmanen erregte gerechten Spott bei den Buddhisten und selbst in vereinzelten vedischen Stellen; von Demut war bei den stolzen Brahmanen, die sich ihrer Heiligkeit bewußt über die Götter stellten, wenig zu finden[1]).

Dies hängt damit zusammen, daß bei den Indern die Priester eine ungeheure, auf dem Glauben an ihre Zauberkraft beruhende Macht behaupteten, wie kaum je bei einem anderen Volk. Dem Priester Kacjapa wurde sogar die ganze Erde geschenkt, die Könige haben sie nur gewissermaßen zu Lehen. Das Gesetzbuch stellt die vollkommene Unterwürfigkeit der Könige unter die Brahmanenmacht dar. Die erste Pflicht der Könige und überhaupt aller Menschen ist reichliche Beschenkung der Priester, die Glück und Segen nach sich zieht. — Der Geizige wird mit Unglück bedroht und dem, der sich gar an Priestergut oder Priestermacht vergreifen wollte, werden die fürchterlichsten Flüche und Höllenstrafen in Aussicht gestellt. Der Glaube an die magische Kraft und Heiligkeit der Priester bedingt die ganze Entwicklung des indischen Geistes. — Bei den Israeliten dagegen wurden Magie, Wahrsagerei, ekstatische Kulte früh ausgeschieden und schärfstens bekämpft. Die Stufe der Priesterherrschaft wurde ebenfalls bald überwunden, die ganze Religion wurde von allgemein-

sprünglich „das durch einen Zauberspruch zum Opfer herbeigelockte Wesen". (Schrader, Indogermanen, S. 146). Andere bringen es mit ugroaltaischen Wörtern zusammen (chodai, kutai, kut — Gott).

[1]) Ethisch weit höher als die meisten indischen Religionen steht die alte iranische Lehre. Aber auch hier herrscht der peinlichste und härteste Ritualismus. Die Sprache der Avesta kennt überhaupt keinen Unterschied zwischen Gesetz und Religion. — Besonders groß ist die Werkheiligkeit und der Formalismus in der altrömischen Religion, die mit größter Nüchternheit ausschließlich ein Geschäftsverhältnis mit den Göttern darstellt. Immerhin hat das disziplinierte soziale Leben der römischen Bauernsoldaten eine vom moralischen Standpunkt viel ehrenwertere Götterwelt hervorgebracht als die Griechen.

verständlicher Ethik durchdrungen. Die Rabbiner des späteren Judentums erheben sich nicht durch mystische Weihe oder magische Gewalt über die Laien, sie sind nicht Zauberer oder eigentliche Priester, sondern religiöse und rechtliche Berater, und dies lange nur nebenamtlich, neben einem weltlichen Beruf. Während der Brahmane von Spenden der Laien lebte und diese durch seinen Fluch erzwingen konnte, bestand bei den späteren Juden das strenge Verbot, das Gesetz gegen Entgelt zu lehren, das sich im Prinzip bis zum 14. Jahrhundert erhielt. Daher finden sich gerade unter den bedeutendsten älteren Autoritäten des Talmud vor allem Handwerker, die im Nebenberufe Rabbiner sind. Auch die beiden berühmtesten Schulstifter Hillel d. Ä. und Shammai waren Handwerker[1]).

Auch in Indien haben sich religiöse Denker weit über den magischen Ritualismus erhoben, vor allem in der erhabenen Religionsphilosophie der Vedanta, im Buddhismus und im Jainismus[2]). Bei aller Gedankentiefe fehlt aber doch selbst den vornehmsten Erzeugnissen des indischen Geistes der Zug lebenswarmer Liebe, der die Jesusreden durchströmt. Die indischen Heiligen sind Virtuosen der Selbstmarterung und Selbstauslöschung, aber zur ethischen Disziplinierung der Menschheit taugen ihre Lehren wenig. Wie alle aus dem Judentum hervorgegangene Moral Sozialethik ist, so jede auf indischem Boden gewachsene Individualethik. Die eine wird von dem Streben beherrscht, die Welt besser zu gestalten, die andere von dem, sich von der Welt zu befreien. Das eifer-

[1]) Vgl. über die Machtstellung der indischen Priester J. Lippert, Allgemeine Geschichte des Priestertums, 1884, Bd. II, S. 362—419; Max Weber, Religionssoziologie, Bd. II; ferner über die Rabbiner Max Weber, Bd. III, S. 407ff.

[2]) Der Jainismus übertrifft sogar noch das Christentum an extremer Ablehnung jeder Gewalt, insbesondere der Tötung jedes, selbst des geringsten Lebewesens. Aber die von Jainas verfaßten Lehrbücher der Politik weichen hiervon ebenso ab, wie die christlichen Theologen von der Jesuslehre, wenn es das „Staatsinteresse" erforderte. Und zur ethischen Disziplinierung der Massen hat der Jainismus viel weniger beigetragen als Judentum und Christentum, gerade weil die Forderung an die menschliche Natur überspannt wurde. So ist das höchste ethische Streben in Indien auf kleine Sekten beschränkt geblieben.

volle Mitleid mit den vom Schicksal Geschlagenen, die Gerechtigkeitsforderung der prophetischen Predigt: „die Niedrigen müssen erhöht, die Hohen erniedrigt werden", ist dem indischen Geist fremd geblieben; die eigene Vervollkommnung bleibt das höchste Ziel jedes Strebens. Der Glaube an die Seelenwanderung findet seinen Kernpunkt darin, daß jede Seele je nach ihrem Verdienst in einer höheren oder niedrigeren Kaste wiedergeboren wird. Wozu also Mitleid mit dem Armen und Verachteten, der ja mit seinem Elend nur die Sünden eines früheren Lebens büßt? Im Gegensatz zur Grundforderung des Evangeliums fordert die aristokratische Tendenz der herrschenden indischen Religion eine strenge Sonderung der Stände schon durch äußere Kennzeichen und Ehren, verbietet jeden näheren Verkehr mit den unteren Kasten und verwehrt diesen mit grausamer Strenge selbst den Versuch eines geistigen Aufschwunges. Buckle hat eine Anzahl von Illustrationsfällen zur Lage der unteren Kasten zusammengestellt[1]). „Wenn einer aus dieser verachteten Klasse sich herausnahm, denselben Sitz einzunehmen, wie seine Oberen, so sollte er entweder verbannt werden oder eine schmerzliche und schmachvolle Strafe erleiden. Wenn er verächtlich von ihnen sprach, so sollte ihm der Mund verbrannt werden; wenn er ihn wirklich beleidigte, so sollte ihm die Zunge aufgeschlitzt werden; wenn er einen Brahminen belästigte, sollte er mit dem Tode bestraft werden; wenn er sich mit einem Brahminen auf demselben Teppich niederließ, so sollte er für immer gelähmt werden; wenn er aus Lernbegierde auch nur ein heiliges Buch vorlesen hörte, so sollte siedendes Öl in seine Ohren gegossen werden; wenn er sie aber gar auswendig lernte, so sollte er getötet werden; wenn er eines Verbrechens schuldig war, so wurde er härter dafür bestraft als die Höherstehenden; sollte er aber selbst ermordet werden, so war die Strafe die nämliche, wie für die Tötung eines Hundes, einer Katze oder einer Krähe. Sollte er seine Tochter an einen Brahminen verheiraten, so war keine Vergeltung, die ihm in dieser Welt auferlegt werden konnte, hinreichend; es wurde daher verordnet, daß der Brahmine

[1]) H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England. Übersetzt von Ruge, 1860, I, 1, S. 69, 70. Dort die eingehenden Belege.

zur Hölle fahren müsse, weil er durch ein Frauenzimmer, das so unermeßlich unter ihm stehe, befleckt sei. Ja, es wurde verordnet, daß der bloße Name eines Arbeiters verächtlich sein solle, damit die ihm gebührende Stellung unmittelbar anerkannt sei. Und als wenn dies noch nicht genug wäre, die Unterordnung in der Gesellschaft aufrechtzuerhalten, wurde es ausdrücklich zum Gesetz gemacht, daß kein Arbeiter Reichtum erwerben dürfe; während eine andere Klausel erklärte, selbst wenn sein Herr ihm die Freiheit geben sollte, so bliebe er in Wahrheit doch ein Sklave; „denn — sagt der Gesetzgeber —, durch wen kann er eines Standes, der ihm natürlich ist, entkleidet werden“ [1]).

Buddhismus

Eine ganz andere Richtung schlug nun der Buddhismus ein. Sein Hauptziel ist die Erlösung vom Leiden durch Erlösung vom Willen, dessen Bewegung stets Leiden hervorruft, und die Erreichung einer gleichmütig willenlosen Seligkeit schon zu Lebzeiten. In vielen Punkten knüpft der Buddhismus an Vorhandenes an, aber neuartig klingt uns die Mahnung zur Milde und Güte gegen alles Geschaffene, die eine großartige Wohltätigkeitspflege hervorgerufen hat. Buddha ist nicht als Sozialreformer aufgetreten — dies hätte ja dem Grundstreben widersprochen — er rührte nicht an den Bestand der Kasten außerhalb des Ordens[2]), aber doch ist seine Bewegung eine entschieden volkstümliche, gleichzeitig eine Reaktion gegen die hochmütige Brahmanenaristokratie. Aber die drei Parzen des indischen Geistes: Die äußere Natur, die soziale Verfassung und das Fehlen der willenserziehenden, nationenbildenden Macht der gemeinsamen Not ließen auch den Buddhismus nicht über die dem indischen Denken gezogenen Grenzen ge-

[1]) Es ist wichtig zu bemerken, daß auch in den verachteten Kasten große „arische“ Bestandteile erscheinen und die Drawidavölker, denen die übrigen zugerechnet zu werden pflegen, in einigen Zweigen eine selbständige und hohe Kultur erreicht haben.

[2]) Vgl. Lassen, a. a. O., Bd. II, S. 439ff. Es wird sogar gelehrt, daß der Buddha nur in den beiden obersten Klassen wiedergeboren werden kann wie überhaupt die Vergeltungslehre diesbezüglich beibehalten wurde. Innerhalb des Buddhaordens war der Kastenunterschied bedeutungslos.

langen. Die buddhistische Ethik reicht nicht an das Wort und Beispiel Jesu heran, sie ist eine Vernünftigkeitsmoral, die zu Güte und Freundlichkeit auch gegen die Tierwelt anleitet, das Vergeben der Feindschaft gutheißt — aber stets aus Gründen der Verständigkeit und mit Hinblick auf Lohn und Strafe, d. h. Leiden oder Erlösung. Die begeisterte Liebe, die Poesie der Hingabe, das selbst- und grundlose Streben, ohne die selbst der mit allem Glauben und Wissen Begabte nur ein tönend Erz oder eine klingende Schelle ist, all das kennt der Buddhismus nicht. Im Gegenteil lehrt er[1]): „Alle Schmerzen und Klagen, alle Leiden in der Welt von mancherlei Gestalt, sie kommen durch das, was einem lieb ist; wo es nichts Liebes gibt, entstehen auch sie nicht. Darum sind freudenreich und von Schmerz frei, die nichts Liebes in der Welt haben. Darum möge, wer dahin strebt, wo es nicht Schmerz noch Unreinheit gibt, nichts in der Welt sich lieb sein lassen." Oldenberg setzt hinzu: „So ist die Güte des Buddhisten weit entfernt von der grundlos rätselhaften Selbsthingabe des Liebens; das treibende Moment in ihr ist reflektierende Verständigkeit, die Überzeugung, daß es so für alle das Beste ist, nicht zum mindesten aber die Erwartung, daß an gütiges Handeln das Naturgesetz der Vergeltung den reichsten Lohn knüpft" [2]). Das wahre, heilige Leben ist das Mönchsleben. Auch die Mahnung zur Wohltätigkeit geht zunächst nicht auf die Armen und Elenden, sondern auf Mönche, Geistliche und Weise. „Die Grundforderung aber für den Mönch heißt nicht: du sollst in dieser Welt leben und diese Welt gestalten zu einer solchen, die des Lebens wert ist — sondern sie heißt: du sollst dich von dieser Welt lösen." — Im speziellen äußert sich dies in der Geringschätzung der Arbeit, der Frau[3]) — als Verführerin zur Lust — und aller Bedingungen des sozialen Lebens.

[1]) Herrmann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, 1897, S. 336.

[2]) Vgl. besonders auch Edward Lehmann in Chantepie de la Saussaye. Religionsgeschichte, 1897, Bd. II, S. 96—98.

[3]) Zwar gibt es Nonnenorden und fromme Buddhistinnen. Aber lange hat man sich dagegen gesträubt und schließlich die Frauen in allem niedriger gestellt als die Männer. So hat eine Nonne, selbst wenn sie hundert Jahre dem Orden angehören sollte, den jüngsten Mönch zuerst zu grüßen und vor ihm aufzustehen.

Indien ist nicht mehr das Land des Buddhismus, sein Schwerpunkt liegt bei den mongolischen Völkern des Nordens. Wie die Verdrängung des Buddhatums aus Indien vor sich ging, ist nicht bekannt. Der indische Geist hat noch zahllose Sekten hervorgebracht, unter denen die der hinduistischen Richtung angehörenden am stärksten sind und heute die eigentliche indische Religion bilden. Der nie rastende religiöse Drang hat noch viele schöne Blüten hervorgebracht[1]); trotzdem hat die Metaphysik nie mehr die Höhe der Vedanta überschritten, ist die Ethik nicht über den Buddhismus hinausgelangt. Das Gesamtresultat ist eher ein Verfall als ein Fortschritt. Die Religion ist sehr äußerlich; eine wüste Phantasie gefällt sich in der Ausmalung abschreckender Bilder, besonders in Höllenschilderungen. Grausame und unsittliche Kulte wuchern im geheimen, wo die europäische Herrschaft sie aus der Öffentlichkeit verdrängt hat; selbst das Menschenopfer soll heute noch nicht ganz unterdrückt sein.

Die indische Entwicklung ist der beste Beweis für die Abhängigkeit der Religionen von dem natürlichen und sozialen Niveau. Zum Schluß sei eine sehr interessante Hypothese erwähnt, die wir Pfleiderer[2]) entlehnen. Es findet sich in den Veden ein Götterkreis, an dessen Spitze Varuna steht, und der wahrscheinlich älter ist als der des Indra. Die ganze Gestalt Varunas ist in der Richtung zum ethischen Monotheismus hin gezeichnet; das gerechte und gütige Walten des Gottes erstreckt sich über Menschen, Natur und Götter und bildet einen scharfen Kontrast zu Indra, dessen moralische Anlage sehr zweifelhaft erscheint. Der Grund der Verdrängung des ethischen Götterkönigs durch den naturalistischen Helden und Säufer Indra scheint in dem Sieg der Aristokratie über ein älteres Volkskönigtum zu liegen, wovon bei der Mangelhaftigkeit der indischen Geschichtsquellen freilich keine Nachrichten sich erhalten haben.

[1]) Von den hinduistischen Lobliedern (Stotras) sagt Lehmann, sie stünden „an religiösem Wert unvergleichbar höher als die vielgepriesenen Vedahymnen". (A. a. O., S. 138.)

[2]) Otto Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, 3. Aufl., 1896, S. 126—127. Dieses Werk nimmt auf die sozialen Beziehungen der Religion überall gebührend Rücksicht.

Toleranz

Ein Hauptunterschied zwischen Indogermanen und Semiten soll nach Chamberlains oft und lebhaft wiederholter Behauptung in Sachen der Toleranz bestehen. Der Semite prinzipiell intolerant und fanatisch gegen jede freie Gedankenregung, der Arier von weitherzigster Duldsamkeit. Auch alle die Millionen von Menschenleben, die die Kirchen auf dem Gewissen haben, sind Opfer des Alten Testaments und des jüdischen Geistes im Christentum[1]).

Der alte Naturgott Jahwe war nun überaus tolerant[2]), er duldete zahlreiche Götter neben sich, außerhalb Israels hatte er überhaupt keine Kompetenz. Dort herrschten die Götter der anderen Völker, denen auch der frömmste Israelit diente, wenn er außer Landes ging. Salomo baut den Göttern der von ihm unterworfenen Völker Tempel, Ahab dem Gott der

[1]) Auch die Intoleranz der Spanier führt Chamberlain auf Beimischung semitischen (arabischen) Blutes zurück. Leider heben aber alle Geschichtswerke gerade die Toleranz der Araber gegenüber der Intoleranz und dem Fanatismus der Westgoten und Spanier hervor. (Vgl. z. B. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien, 1865, Bd. II, S. 308, 309, oder jede beliebige Weltgeschichte). — Es ist interessant, die wirklichen Gründe der spanischen Intoleranz in sozialen Verhältnissen zu finden. Bereits der Westgotenstaat war derart fanatisch, daß Felix Dahn meint, „nicht der ehemalige Kirchenstaat, höchstens der Staat der Jesuiten in Paraguay gewähre so völlig das Bild einer Priesterherrschaft". In dem durch seine Gebirge partikularistisch gebauten Spanien entwickelte sich frühzeitig der Feudalismus und ein mächtiges Vasallentum, das ununterbrochen mit den Königen im Kampf lag. So blieb den Königen nichts übrig, als sich dadurch die Hilfe der Kirche zu sichern, daß sie sich in ihre gänzliche Knechtschaft begaben und fußfällig, unter Tränen die Gebote der Priester empfingen. Auch der politische Gegensatz der arianischen Westgoten zu den katholischen Römern und später der Kampf gegen die Araber haben den religiösen Fanatismus gefördert. Schon König Kindila (636—640) hatte den bündigen Grundsatz aufgestellt: „In meinem Reiche darf niemand leben, der nicht katholisch ist." So wurde das Volk durch Jahrhunderte zum Fanatismus gezüchtet, höchstwahrscheinlich kommt das Wort „bigott" von „Visigoth" (Westgote). — Wo findet man in der Geschichte semitischen Fanatismus, der der Intoleranz dieses Germanenstaates gleichkäme? (Vgl. die genauen Belege bei Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, Bd. I, 1881, S. 372, 386, 388, 394, 399, 501, 517.)

[2]) Vgl. zahlreiche Belege bei Smend, a. a. O., S. 155ff.; Stade, a. a. O., Bd. I, S. 508; Fishberg, Rassenmerkmale der Juden. 1913, S. 241.

verbündeten Tyrier usw. Von Exklusivität ist keine Rede, dies beweisen die überaus zahlreichen Mischehen[1]) und die harmlose Art, in der mit Fremden verkehrt wird. Die Absperrung der Ägypter vor Fremden erregt das Staunen der Israeliten. Selbst Moses heiratet die Tochter eines midianitischen Priesters, der andere Götter verehrte, und verkehrt mit ihm in freundschaftlichster Weise. Von Weltherrschaft konnte natürlich bei einem Volk, dessen Horizont mit den Landesgrenzen zusammenfiel, nicht die Rede sein. Kurz, wir finden ein genaues Beispiel der Auffassung, die bei allen Völkern herrschte, die über die Stufe der Naturreligion nicht entschieden hinauskamen. Die Götter sind eben Naturgestalten, mit denen sich zunächst jene abzufinden haben, die ihnen lokal oder durch Stammesverwandtschaft zunächst sind, der Gedanke der Propaganda wäre jenen Menschen unverständlich gewesen.

Dies ändert sich mit der allmählichen Entwicklung zur ethischen Religion, mit dem Gedanken, daß die Götter nicht Naturgewalten, sondern sittliche Wesen sind, deren Macht so weit reicht wie das menschliche Sittengesetz. Von Wichtigkeit ist hierbei die gradweise Annäherung an den ethischen Monotheismus, dessen Grundsatz lautet: Ein Gott — ein Glaube! Der Anhänger des überragenden ethischen Gottes fühlt sich selbst als ein Stück höherer Art, er blickt mitleidig oder verachtungsvoll auf den „Götzendiener" herab, dessen niedere Moral den Launen seines „Götzen" entspricht. Oft bildet auch der Gegensatz der sittlichen Anschauungen einen

[1]) Chamberlain phantasiert, die Juden hüteten sich streng vor jeder Mischung mit Christen, wobei nichtjüdisches Blut in den Stamm geraten würde, hätten aber nichts dagegen, durch ihre Weiber im „feindlichen Lager Fuß zu fassen"! Die Statistik zeigt uns jedoch, daß Juden Christinnen in weitaus größerer Zahl heiraten als Christen Jüdinnen. (Vgl. Zollschan, Das Rassenproblem, 1910, S. 478ff.) Man staunt über die überaus rasch fortschreitende Verschmelzung der Juden mit ihrer Umgebung überall, wo nicht legale oder soziale Hemmnisse entgegenstehen. In Preußen verheiratet sich jetzt mehr als ein Fünftel der Juden christlich (vgl. Fishberg, S. 72). — Die Warnungen vor Mischehen im Alten Testament reden natürlich nie von Rasse, vielmehr stets von der dadurch erzeugten Möglichkeit der Verführung zur Abgötterei. In geschmackvoller Weise warnt dagegen Chamberlain vor einer „Infizierung der Indo-Europäer mit jüdischem Blut", die diese in eine „Herde pseudo-hebräischer Mestizen, und zwar ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk" verwandeln würde.

Gegensatz der Existenzbedingungen, der nur im Kampfe gelöst werden kann.

In Indien war die Religion metaphysisch auf den höchsten Stufen, materialistisch — wie überall — auf den niederen, von aktiver Ethik finden wir auf beiden nicht viel, was uns die soziale Verfassung Indiens erklärt. Die Fragen um das Wesen des Seins und dergleichen, die den Gegenstand der indischen Spekulation ausmachten, sind keine solchen, die Fanatismus erwecken könnten. Die Bewegung, die am meisten ethische Bedeutung besaß, war der Buddhismus. Aber er lehrte nicht die soziale Auflehnung, sondern die Lösung von der Welt, sein Prinzip war der bestehenden Ordnung nicht feindlich. Trotzdem genügte die Geringschätzung, die er dem eitlen Brahmanentum entgegenbrachte, um dieses zu erbittern. Die gegenseitigen Schmähungen der Sekten bezeugen dies Gefühl. Die Ketzer kommen nicht in den Himmel. Das Manugesetz, das eine Reaktion der Brahmanenmacht gegen den Buddhismus darstellt, befiehlt, ketzerisches Volk aus der Stadt zu treiben. Aber das Brahmanentum war viel zu zersplittert, um die jugendkräftige Bewegung, die auch oft die Fürstengunst erlangte, unterdrücken zu können. Der einzige mir bekannte Versuch einer gewaltsamen Bekämpfung ist der des Königs Pushpamitra. Ob die Verdrängung des Buddhismus aus Indien auf friedlichem Wege geschah, wissen wir infolge des Mangels an Geschichtsquellen nicht, doch ist es wahrscheinlich.

Ein anderer Geist beseelt die persische Religion, die einen ausgeprägten ethischen Monotheismus darstellt, aktive Sittlichkeit ist ihr höchstes Gebot. Ahuramazda haßt das Böse und seine Anhänger, ihre Bekämpfung ist heilige Pflicht. Zwischen der Moral der friedlichen Bauern und jener der Indra verehrenden Nomaden, denen Gewalt über Recht ging, gab es einen Gegensatz, der nur durch Unterwerfung oder durch Schädeleinschlagen gelöst werden konnte. Toleranz liegt der kräftigen Religion der Friedens- und Rechtsordnung ganz ferne[1]).

[1]) Vgl. Yasna, 31, 17, 22 bei Pfleiderer, a. a. O., S. 164. In Hellas brannten die Perser alle Tempel nieder. Man erinnere sich ferner der fanatischen Intoleranz und barbarischen Grausamkeit der Perser gegen das Christentum (Lehmann, S. 208—209). — Auch im Islam sind die Perser fanatischer als die Araber und Türken.

Eine bemerkenswerte Tatsache in der Geschichte religiöser Duldung ist die Entstehung von Weltreichen. Viele großen Eroberer sahen sich genötigt, durch Duldung fremder Kulte die Unterworfenen zu versöhnen und wenn möglich sogar der eigenen Herrschaft durch Toleranz eine religiöse Weihe zu verschaffen, die die Hilfe der Priesterschaft verbürgte. Das gilt ebenso von der Duldung Kyros und Alexanders, als der Toleranz der Mongolenchane. Doch haben alle Weltreiche auch eine starke Tendenz zur Verschmelzung der Religionen in der Richtung des Monotheismus[1]). Gerade die besten römischen Kaiser waren übrigens die heftigsten Christenverfolger, der Gegensatz der moralischen und sozialen Prinzipien war nicht zu überwinden.

Von der begreiflichen Intoleranz der ethischen Religionen, die gerade aus Menschenliebe dem anderen die eigene bessere Art aufzudrängen sucht[2]), ist jene Intoleranz zu unterscheiden, die sich auch in naturalistischen Religionen findet, die auf die Abwehr beschränkt bleibt und aus Furcht vor der Rache beleidigter Götter entspringt. Niemals hätte der Athener daran gedacht, einem Korinther oder Perser seine Götter oder seinen Kult aufzudrängen. Wehe aber, wenn etwa ein Philosoph Dinge lehrte, die die heimischen Götter verletzten oder gar ihre Existenz verneinten. Der Vorwurf der Asebeia (Gottlosigkeit) war tödlich. Das humane Athen hat nicht nur Sokrates zum Giftbecher verdammt; kaum ein freier und offener Denker entging der bigotten Verfolgungssucht ohne

[1]) Die allgemeine Gültigkeit der hier skizzierten sozial-religiösen Zusammenhänge zeigt z. B. auch die altamerikanische Entwicklung. Überall sehen wir gleichzeitig mit politischem Zentralismus den religiösen auftreten. Speziell die Inkas bezeichnen einen energischen sozialethischen Fortschritt und eine straffe Zentralisation. Daher ihr Monotheismus, aber auch ihr aggressiv-intolerantes Vorgehen gegen fremde Kulte. Erst mit Beginn ihrer auswärtigen Eroberpolitik werden sie wieder tolerant. (Vgl. zahlreiche Belege bei Haebler, Amerika in Helmolts Weltgeschichte, Bd. I, 1899, S. 284, 321, 324—325 usw.) — Infolge des Vernichtungskrieges, den die Inkas gegen die „Götzenbilder" der umliegenden Völker führten, bildete sich auch hier, wie bei den Juden, das Gebot heraus, lebende Wesen überhaupt nicht in Stein nachzubilden.

[2]) Man erinnere sich, daß vornehmlich ein Wort Christi Anlaß zum Bekehrungseifer mit Gewaltanwendung gegeben hat. Siehe Lukas 14, 23, wo der Gastgeber seinen Knechten sagt: Nötige sie, hereinzukommen."

Gefahr. Scheichl[1]) schildert in einer sorgfältigen Spezialstudie die Religionsprozesse und Verfolgungen gegen Äschylus, Phidias, Damon, Anaxagoras, Aspasia, Perikles, Sokrates, Diogenes von Apollonia, Euripides, Alkibiades, Andokides, Diagoras von Melos, Protagoras, Prodikos von Keos, Aristoteles, Theophrast, Theodorus, Stilpon, Phormios, Demades, Aristarch, Archias, Leokrates und einige andere. Schon 433 v. Chr. beantragte der Pfaffe Diopeithes, daß die ungläubigen Philosophen, die sich in ihren Gesprächen mit Himmelserscheinungen befaßten, vor Gericht gezogen werden sollten. Anaxagoras wurde tatsächlich angeklagt, weil er lehrte, die Sonne sei eine glühende Steinmasse. Aristarch von Samos wurde angegriffen, weil er behauptete, Erde und Planeten bewegten sich um die Sonne, und dadurch die Erdgöttin beleidigt worden sein sollte. Also ein buchstäblicher Vorläufer Galileis im „arischen" Hellas! — Plato, den Chamberlain als eine der herrlichsten Verkörperungen des arischen Geistes auffaßt, befaßt sich im X. Buch der „Gesetze" eingehend mit der Gottlosigkeit. Die Gottesleugner sollten alle vor Gericht gezogen werden und allen mindestens Gefängnisstrafe zuerkannt werden. Wer glaubt, daß die Götter sich um den Menschen nicht kümmern, soll fünf Jahre in einem Zuchthause in Gewahrsam gehalten werden. Bessert er sich während dieser Zeit nicht, so ist er mit dem Tode zu bestrafen. Diejenigen, die für ihren Unglauben noch Propaganda machen, werden lebenslänglich eingekerkert, ihre Leichen unbeerdigt aus dem Lande geschafft. Wer sie dennoch beerdigt, ist auch der Gottlosigkeit schuldig. Niemand darf ein Privatheiligtum in seinem Hause halten. Wer andere Götterdienste feiert als die öffentlich anerkannten, verfällt einer angemessenen Strafe. Wer dies nicht aus Unwissenheit, sondern aus Bosheit tut, um gegen die Götter zu freveln, soll mit dem Tode bestraft werden. Scheichl fügt hinzu: „Erinnern diese Äußerungen nicht geradezu an die schärfsten Bestimmungen der Ketzerrichter des Mittelalters? Mit Bedauern muß man sagen, daß

[1]) Scheichl, Das Griechentum und die Duldung, 1903. — Schon A. Lange hat neben anderen (z. B. Renan, Burckhardt usw.) den religiösen Fanatismus der Griechen betont. Vgl. den Exkurs in Lange, Geschichte des Materialismus, 1896, Bd. I, S. 4, 124—126.

Platon den Totengräbern freien Denkens die wirksamsten Waffen geliefert hat. Er steht da Seite an Seite mit den Verfassern des jüdischen Buches Deuteronomion."

Israel erhielt durch das Exil und die Prophetie den Anstoß zur Überwindung des religiösen Naturalismus. Gleichzeitig sehen wir das Steigen des Selbstbewußtseins. Die „Heidengötter" werden bekämpft, nicht wegen der „angeborenen" semitischen Intoleranz, sondern mit ausdrücklichem Hinweis auf die niedrige sittliche Stufe ihrer Verehrung und Verehrer, die Kinderopfer, religiöse Unzucht, die Härte und Grausamkeit ihrer Gesetze usw. Die Juden werden von da an nicht müde, ihre eigene Überlegenheit, die Erhabenheit ihres Gottesbegriffs, die „Humanität" ihres Gesetzes, die Versunkenheit der heidnischen Moral hervorzuheben[1]). Erst der Hellenismus trat dem Judentum als gleichwertiger Kulturfaktor entgegen. Der jüdische Geist wurde von ihm aufs stärkste beeinflußt. Griechisches und jüdisches Wesen durchdrangen einander völlig. Wie weit man ging, möge die Tatsache beweisen, daß selbst ein jüdischer Hohepriester Jesus sich den griechischen Namen Jason beilegte und dem Herakles Opfer brachte. Der strenggläubige alexandrinische Philosoph Philo[2]), der die

[1]) Schon im Deuteronomion 4, 6—8, 32, 33 heißt es, die von Gott gegebenen Gebote und Satzungen würden ob ihrer Vortrefflichkeit den Ruhm Israels bilden, so daß die Leute sprechen: „Ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herrliches Volk." „Und wo ist so ein herrliches Volk, das so gerechte Sitten und Gebote habe, als alles dies Gesetz usw." Und bald darauf (V. Moses 7, 7) ertönt schon der unerbittliche Tadel des Moralisten, dem die Überhebung aus dem Bewußtsein eigener Vortrefflichkeit gefährlich dünkt. „Nicht, weil ihr mehr als andere Völker seid, hat Gott euch erwählt, denn ihr seid das Geringste, unter den Völkern", sondern nur seiner eigenen Treue wegen. — Ein Volk, dem man bereits dieses sagen durfte, bewies wohl schon dadurch, daß es moralisch nicht mehr zu den Geringsten zählte.

[2]) Chamberlain bringt viermal (S. 223, 224, 328, 411) als besonderen Beweis jüdischen Rassenhochmuts vor, selbst der freisinnige Jude Philo habe erklärt, „einzig die Israeliten seien Menschen im wahren Sinne", wobei er sich auf Graetz beruft. Die Stelle steht bei Philo: De sacrificantibus M. 257. Ob hier unter den „wahren Menschen" die Israeliten gemeint sind, ist sehr zweifelhaft. Es sei aber, da Graetz — Chamberlains Gewährsmann — es meint. Das entscheidende Wort „einzig" hat aber Chamberlain frei hinzugelogen. — Philo hat für den Ausdruck „wahrer Mensch" eine besondere Vorliebe. (Vgl. z. B. de Abrahamo § 2, wo Philo den auf Gott

jüdisch-hellenische Richtung am besten repräsentiert, erklärt sogar, daß nur der Boden von Hellas wirkliche Menschen hervorbringe. Nach seiner Ansicht stimmt die griechische Weltweisheit mit der jüdischen Offenbarung zusammen, ja, er erkennt sogar den heidnischen Religionen einen gewissen Wahrheitsgehalt zu, indem er die Verfluchung der heidnischen Götter untersagt und lehrt, daß die göttliche Vorsehung die Verletzung heidnischer Heiligtümer bestrafe. Plato ist ihm „der große und heiligste Mann", er redet von der heiligen Gemeinde der Pythagoräer, von dem heiligen Verein der göttlichen Männer, eines Parmenides, Empedokles usw. Die Sittlichkeit läßt sich nach Philo in zwei Sätze zusammenfassen, dieselben, die Jesus lehrte: Verehrung gegen Gott und Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen.

Ein so geläutertes Judentum macht uns den ungeheueren Erfolg begreiflich, den die jüdische Propaganda in der Heidenwelt erzielte und der seine Träger mit gerechtem Stolz erfüllte. Lange schien es zweifelhaft, ob die Welt christlich oder jüdisch sein werde. Jedenfalls hat die jüdische Mission dem Christentum unendlich vorgearbeitet. Im Konkurrenzkampf mit dem Christentum und noch später inmitten wenig zivilisierter christlicher Völker, die mit Verwunderung und argwöhnischem Haß auf die sonderbaren Gestalten aus dem Morgenland herabblickten, wuchs der Stolz des älteren Kulturvolkes geradezu zum Eigendünkel heran. Und je trauriger sich im Mittelalter die Lage der Juden gestaltete, desto verzweifelter klammerten sie sich an das eine Erbe aus großen Tagen, die

Hoffenden einen „wahren Menschen" nennt und dem Verzweifelnden diesen Titel abspricht, da die Hoffnung das Beste in der Seele sei.) Ja, in dem Fragment seiner Schrift de providentia sagt er sogar: „einzig Hellas bringe wahre Menschen hervor, indem es das himmlische Gewächs, den weisen Verstand erzeugt" usw. (Vgl. Wendland, Philos Schrift über die Vorsehung, 1892, S. 81.) — Dies beweist aber weiter, daß Chamberlain von dem größten Repräsentanten des vorchristlichen hellenistischen Judentums keine Kenntnis hat, obwohl er ihn später ganz verständnislos beschimpft (S. 569). Und mit solcher Vorbildung wagt es Chamberlain, über die Entstehungszeit des Christentums zu schreiben und sein Urteil über das der bedeutendsten Fachgelehrten zu setzen? — (Über Philo vergleiche besonders Zeller, Philosophie der Griechen, 1881, III, 2, S. 338ff., und L. Treitel, Gesamte Theologie und Philosophie Philos von Alexandrien, 1923.)

Überzeugung der eigenen Überlegenheit[1]). Es ist oft der Fall, daß ein gealtertes Volk die Träume der Jugend auffrischt und ins Maßlose verzerrt; so wird auch ein herabgekommenes Adelsgeschlecht immer hochmütiger, je weniger dies seiner Lage entspricht. Man weiß aus Mommsen, wie die Griechen der Dekadenz mit grenzenloser Verachtung auf die römischen Sieger herabblickten. Doch sind die Juden durch den lebendigen Schatz der Prophetie stets vor dem Äußersten bewahrt worden. Es ist eine der vielen Chamberlainschen Verleumdungen, daß nach der überwiegenden rabbinischen Meinung alle Nichtjuden vom Anteil an der zukünftigen Welt ausgeschlossen seien. Der bedeutendste christliche Darsteller der jüdischen Theologie, auf den sich Chamberlain zum Beweise seiner Behauptung bezieht, indem er ihn ohne eigene Kenntnis aus zweiter Hand zitiert, sagt vielmehr, daß das gesamte spätere Judentum annimmt, daß nur die gottlosen „Heiden" in die Hölle kommen, die anderen aber sich zu Gott wenden und der Seligkeit teilhaft werden[2]). — Kommen wir nun zur „Weltherrschaft". Ganz im Stil der sensationslüsternen Antisemitenpresse teilt uns Chamberlain mit, daß die Juden stets auf eine ihnen von Gott verheißene Weltherrschaft mit gleichzeitiger Knechtung aller „Heiden" hingestrebt und sie noch jetzt im Auge hätten, wozu ihm die fälschende Auslegung des Wortes eines Zionisten dienen muß. Nun finden

[1]) Der begeisterte Verehrer und Biograph Chamberlains, Leopold von Schroeder, sagt: „Wenn das jüdische Volk mit seinem Jahwe-Glauben und durch denselben sich einer ganz singulären und hohen Stellung unter allen Völkern bewußt war und sich darum das auserwählte Volk nannte, so hatte es trotz allem und allem ein wohlbegründetes Recht dazu. Dieser Glaube ist sein Adelsbrief und sein unvergänglicher Ruhmestitel, und es ist sehr wohl und sehr tief begründet, daß auch heute noch die Worte der alten jüdischen Propheten und Psalmendichter den religiös gesinnten Menschen der höchststehenden Kulturvölker ein kostbarer, unveräußerlicher Schatz sind, in dem sie Trost und Frieden und höchste religiöse Erhebung finden" (S. 38).

[2]) Ferd. Weber, Jüdische Theologie, S. 392. Im Talmud finden sich viele Stellen dieser Art. So heißt es (nach Weigl): „Himmel und Erde nehme ich zu Zeugen, daß alle Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, des Glaubens und des Standes: Israelite oder Andersgläubiger, Knecht oder Freier, fähig sind, zu empfangen des Gottesgeistes Eingebung, wenn sie durch ihren Wandel sich seiner würdig machen" (Tanade be-Eliahu, Kap. IX).

wir in den bekannten Verheißungen Gottes in der Thora nirgends etwas von Weltherrschaft, sondern überall wird den Juden bloß der Besitz Kanaans versprochen und dies — ein Beweis der späten Abfassung! — überall ethisch motiviert: wegen der Sünden der früheren Bewohner, ihrer Menschenopfer, ihres feindlichen Verhaltens gegen das friedliche Israel usw. solle ihnen das Land genommen und an Israel gegeben werden[1]). Als Hauptbeweis führt Chamberlain die bekannte Stelle Jesaias LX an, wo die Herrlichkeit des zukünftigen Jerusalems geschildert wird, Könige würden kommen und „Israel die Füße lecken", die Heiden ihre Schätze bringen, diejenigen Könige aber, die nicht dienen wollen, würden umkommen usw. Daß die ganze Stelle eine orientalische Gefühlshyperbel ist, die den Kontrast gegen das Exilselend deutlich machen soll, erhellt schon daraus, daß eben dort unter anderem behauptet wird, Sonne und Mond würden aufhören zu scheinen und Gott allein auf wunderbare Art für die Beleuchtung sorgen.

Hesekiel hat nach Chamberlain „das spezifische Judentum gegründet", auf ihn geht alles Beschränkte und Bösartige dieser Religion zurück, auch die jüdische Welttheokratie (S. 428). Gerade Hesekiel hat aber die Grenzen des Landes, das Gott Israel zum Wohnen geben wird, geographisch auf das genaueste fixiert und beschränkt. (Vergleiche Hesekiel 47, 13—20, Stade, Band II, S. 55.) Danach verzichtet er sogar auf das ganze Ostjordanland, das schon früher von Israel besessen worden war, während er im Süden die alte Landesgrenze beibehält und im Norden einige syrische Landstriche in Anspruch nimmt. Von Weltherrschaft kein Wort!

Im Talmud finden sich dann aus den erwähnten Motiven heraus, insbesondere als Vorstellung einer Belohnung für das

[1]) Vgl. V. Moses 9, 5; 18, 10—12; 25, 17; Richter 11, II. Könige 16, 4. Mit einiger Geduld kann man wohl noch Stellen finden, in denen Israel eine große Herrschaft prophezeit wird, so V. Moses 28, wo es als höchstes unter den Völkern gepriesen wird. Aber wo gibt es eine Nationalliteratur, in der das gar nicht vorkommt? Bekanntlich haben alle orientalischen Herrscher vom kleinsten indischen Fürsten bis zum ägyptischen Großkönig sich selbst als „Herren der Welt", „Könige der Könige", „Sonne unter den Fürsten" usw. bezeichnet. Soll dies beweisen, daß sie wirklich alle die Weltherrschaft angestrebt haben?

geduldige Ertragen der gehäuften Leiden, genug Erwartungen, die über die biblische Verheißung hinausgehen[1]). Danach soll ein Messias die Juden nach Palästina zurückbringen, wo sie in vollster Gesetzlichkeit und Reinheit leben würden, die in Palästina wohnenden Heiden sollten ihre Hörigen sein, die außerhalb wohnenden behalten zwar ihre Religionen und Staatsformen, werden aber verhalten, das den Juden Geraubte zurückzuerstatten und Tribute zu zahlen. Die Wunderkraft des Messiasreiches äußert sich auch darin, daß die Juden vom Tod befreit werden und die Heiden wenigstens das Leben auf hundert Jahre verlängert erhalten. Rabbi Josua ben Levi lehrt überdies, daß auch die Heiden dann unsterbliches Dasein auf Erden gewinnen würden. Irgendwelchen praktischen Einfluß hat diese Phantasie wohl nie geübt.

Judentum und Kirche

Das Ärgste, was eigentlich die Welt nach Chamberlain dem Judentum verdankt, ist die Idee der Kirche, die mit weltlicher Macht ausgestattete Organisation zur Beherrschung geistiger Regungen, die jedem Zwang widerstreben[2]). Die Intoleranz, Werkheiligkeit, Herrschsucht, Feindschaft gegen alles Germanische habe die römische Kirche vom Judentum. Priesterherrschaft widerstrebe dem arischen Geist, Sektenbildung, geistige Freiheit seien ihm gemäß. So hebt Chamberlain hervor, daß „die Germanen kein berufsmäßiges Priestertum besaßen, jegliche Theokratie ihnen folglich fremd war" (S. 626). Diese Behauptung ist falsch[3]). Nicht nur einzelnen

[1]) Vgl. Weber, a. a. O., S. 385ff.

[2]) Der Germanenschwärmer Ludwig Woltmann behauptet dagegen, die Weltherrschaft des Papsttums sei eine Großtat des germanischen Geistes, wie auch die meisten Päpste germanischer Herkunft gewesen seien.

[3]) Bei den Sueben bestand nach Tacitus (Germ. 39) geradezu eine Theokratie (alles sei dem Gott untertänig und hörig, sagt er). Bei manchen Stämmen (Burgundern, Goten usw.) standen die Oberpriester über den Königen. — Höchst rätselhaft ist der Satz Chamberlains (S. 90): „Bei den Germanen dekretiert der König, was das Volk glauben soll", das cuius regio illius religio sei „ein von alters her bestehender Rechtszustand gewesen"!! Woher diese historischen Entdeckungen? Wo bleibt da die germanische Toleranz und die von den Semiten eingeschleppte Intoleranz? Daß das Christentum bei den Germanen das Entstehen der Theokratie gehemmt habe, meint Seeck, Untergang der antiken Welt, 1. Aufl., Bd. I, S. 211.

Germanenstämmen, sondern auch vielen anderen arischen Völkern war keines von beiden fremd. Wie ausgebildet in Indien und Persien die Priestermacht war, haben wir ja gesehen. Nach Chamberlains eigener Theorie sind Gallier und Germanen in nichts unterschieden gewesen. Von dem mächtigen gallischen Druidentum, demgegenüber nach Cäsar die große Masse des Volkes sich in fast sklavischer Lage befand, wird wohl selbst Chamberlain gehört haben.

Die Arianer faßt Chamberlain als eine Art Vorläufer des germanischen Protestantismus auf[1]). Der Begründer der modernen kirchengeschichtlichen Forschung charakterisiert diese Richtung folgendermaßen[2]): „Der Arianismus ist in seiner letzten Konsequenz der entschiedenste Rationalismus, welcher in seinen abstrakten Verstandesbegriffen und Kategorien das objektive Wesen der Dinge selbst zu haben glaubt. Die Religion ist ihm daher vor allem ein bloßes Wissen, und es muß für ihn alles, was sich auf das Verhältnis Gottes und des Menschen bezieht, klar und durchsichtig sein. Er ist der Feind von allem Mystischen und Transzendenten, von allem, was sich nicht dialektisch definieren und auf bestimmte Begriffe bringen läßt. Da es für ihn keine reale Gemeinschaft Gottes und des Menschen gibt, Gott und Mensch dem Wesen nach dualistisch voneinander getrennt sind, so kann der Inhalt der Religion, soweit er nicht rein theoretisch ist, nur darin bestehen, daß der Mensch den Willen Gottes kennt und befolgt." — Wort für Wort glaubt man Chamberlain seine Auffassung vom Wesen semitischer Religion vortragen zu hören. Tatsächlich sagt Vierkandt[3]), daß das arianische Christentum mit dem Geiste des Islams und des Semitentums verwandt gewesen sei. Anderseits meinte Ernst Moritz Arndt

[1]) Auch sagt Chamberlain (480ff.), die Reformation sei durchaus vom Apostel Paulus inspiriert gewesen, und nennt den Kern seiner Lehre offenbar indoeuropäisch. Ganz im Gegensatz hierzu bezeichnet Chamberlains Gesinnungsverwandter Lagarde den Apostel als „Pharisäer vom Scheitel bis zur Sohle", der das Alte Testament in die Kirche gebracht und das Evangelium beinahe zugrunde gerichtet habe. P. de Lagarde, Deutsche Schriften, 4. Aufl., 1903, S. 56.

[2]) Vgl. Ferd. Baur, Geschichte der christlichen Kirche, 2. Ausgabe, 1863, Bd. II, S. 99.

[3]) A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker, 1896, S. 319.

vom Judentum: „Hier in diesem Alten Testament und seinen Geschichten lebt der Protestantismus vor den Protestanten, das Luthertum vor dem Dr. Martin."

Chamberlain spendet Edwin Hatch für seine Schrift über den griechischen Einfluß auf das Christentum das höchste Lob. Mit vollem Recht. Das Hauptergebnis dieser vortrefflichen Arbeit ist aber, daß das meiste von dem, was Chamberlain auf Einflüsse des Semitentums oder des Chaos zurückführt, eigentlich griechisch ist, und zwar direkt aus dem innersten Wesen des ausgebildeten Griechentums abgeleitet, nicht etwa als Verfallsprodukt. „Das Griechentum", sagt er[1]), „lebt noch; es führt nicht nur ein Scheinleben in den Hörsälen der Universitäten, sondern viel frischer und mächtiger in den christlichen Kirchen." „Ihre Ethik, die mehr von Recht und Pflicht, weniger von Liebe und Selbstaufopferung redet, ihre Theologie, der Gott mehr metaphysisch als geistig ist, dessen Wesenheit zu definieren wichtig ist; ihre Herausbildung einer Klasse von Menschen, deren Hauptpflicht im Leben darin besteht, anderen ethische Mahnungen zu erteilen und deren Äußerungen nicht die spontanen Ergüsse einer Prophetenseele, sondern die künstlichen Perioden eines Redners sind; ihr religiöses Zeremonial mit Dunkelheit und Licht, der Weihe und dem Vorspiel eines symbolischen Dramas; ihre Auffassung von der verstandesmäßigen Zustimmung zu einem Satz, weniger dem sittlichen Ernst als der Grundlage der religiösen Gemeinschaft — in all dem und den zugrunde liegenden Ideen lebt das Griechentum noch fort!"

Kurz: wo immer wir die Behauptungen der Rassengläubigen über den Zusammenhang von Religion und Rasse nachprüfen, finden wir sie auf dem schwindelhaften Boden der Ignoranz und blinder Voreingenommenheit aufgebaut.

[1]) E. Hatch, Griechentum und Christentum, deutsch von Preuschen, 1892, S. 259—260.

KAPITEL X

Die Zivilisation bei Ariern und Semiten

Familienverfassung

Die Grundlagen unserer modernen Auffassung von Ehe und Familie findet Chamberlain im alten Rom. Für die römische Familie hat er überschwengliches Lob: „Ich glaube nicht, daß irgendein vorurteilsloser Mann leugnen wird, die römische Familie sei eine der herrlichsten Errungenschaften des Menschengeistes, einer jener Gipfel, der nicht zweimal erklommen werden kann, und zu dem noch die fernsten Jahrhunderte hinaufblicken werden voll Bewunderung, zugleich auch, um sicher zu sein, daß sie selber nicht zu weit von der Wahrheit abirren." Die gehobene Stellung verdankt das Weib keineswegs dem Christentum, das atomistisch und als „Ausfluß des Judentums von Hause aus eine anarchistische Macht" ist. „Daß das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk." — Diese Stellung wird durch die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in allen nicht durch die besonderen Geschlechtsfähigkeiten berührten Beziehungen und durch die „Heiligkeit" der Ehe gekennzeichnet (S. 177). Ja, Chamberlain glaubt es „bestimmt verneinen zu dürfen", daß wir ohne den unvergleichlichen Instinkt der Römer jemals das Weib als vollgültige Genossin anerkannt hätten! (180.) Hieran ist aber nur so viel wahr, daß in ganz alter Zeit die Römer eben auch hierin die Sitten eines einfachen Bauernvolkes hatten. Es ist kein Grund vorhanden, etwa die ehelichen Verhältnisse der hellenischen oder germanischen Urzeit niedriger einzuschätzen als jene des ältesten Roms. Mit zunehmender Zivilisation aber griff erst in Griechenland und dann in Rom eine arge Verwirrung Platz. Schon im Jahre

328 vor Christi, also noch in der „guten alten Zeit", lange vor jeder Rassenmischung[1]), wurde in Rom eine Massenverschwörung adeliger Frauen entdeckt, die ihre Männer durch Gift ermorden wollten. Nicht weniger als 170 Frauen wurden verurteilt, 20 andere hatten sich schon vorher vergiftet (Livius VIII, 18). Übrigens darf man solche Erscheinungen nicht verallgemeinern. Gerade in später Zeit finden wir in Hellas und Rom auch Beispiele einer verfeinerten und veredelten Auffassung der Ehe[2]).

Die ganze Hohlheit der Chamberlainschen Rhetorik offenbart sich aber, wenn wir das römische Familienrecht betrachten. Das römische Recht war es doch, das in erster Linie auf spätere Zeiten wirkte. Nun steht das römische Familienrecht im ganzen System am tiefsten und hat niemals annähernd denselben Ausbildungsgrad erreicht wie das Vermögensrecht. Die alte Ehe widerspricht allen unseren Gefühlen. Die harte und unfreie Stellung der Frau in der Manusehe ist uns ebenso unerträglich, wie die gänzlich lockere Geschlechtsverbindung der „freien Ehe"[3]). Die Stellung der

[1]) Abgesehen von der Rassenmischung, aus der das Römertum selbst hervorging.

[2]) Vgl. W. Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, 1901, S. 251ff., und M. Schneidewin, Die antike Humanität, 1897, S. 175ff.

[3]) Die römischen Juristen gebrauchen gelegentlich die Wendung „Menschen und Frauen". Hinsichtlich der ehelichen Treue sind Mann und Frau nicht gleichgestellt. Der Frau obliegt sie strengstens bei Todesstrafe, die übrigens schon auf bloßes Weintrinken der Frau gesetzt war (Fontes juris Romani antiqui, edid. Bruns, editio sexta, 1893, pars 1, pag. 6). Der Mann dagegen kann nur eine fremde Ehe brechen, nicht die eigene, schon in ältester Zeit kommen Kebsweiber (pellices) vor. Wie Ihering richtig bemerkt, ist dies eine natürliche Folge des Sklavenhandels, erst christliche Zeiten haben mit dem Kampf gegen die Sklaverei auch den Kampf für die Treupflicht des Mannes geführt (Ihering, Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts, 1894, S. 76).

Wie wenig die Frau wirklich gleichberechtigt war, zeigt übrigens die lebenslängliche Vormundschaft, unter der jede mündige Frau eigenen Rechts stand. Bis zu einem claudischen Gesetz der Kaiserzeit stand selbst die Mutter im Falle einer Vollehe nach dem Tode ihres Mannes unter der Vormundschaft der Söhne. — Gerade das späte Recht der von Chamberlain als Rassenchaos geschmähten Zeit hat manche Fortschritte gebracht. Trotzdem urteilt Czyhlarz, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts, 1893, S. 222: „Zu ausreichenden, dem wahren Wesen der Ehe entsprechenden Rechtsgebilden ist es aber im römischen Reich nicht mehr gekommen."

Frau ist heute durch die soziale Entwicklung und die unter christlichem Einfluß vollzogenen moralischen Wandlungen weit günstiger als je in Rom. Die Stellung der Kinder und die väterliche Gewalt beruhen heute auf fast ausschließlich deutsch-rechtlicher Grundlage, der römische Standpunkt erscheint uns barbarisch[1]). Ganz auf deutsch-rechtlicher Grundlage fußt auch unser eheliches Güterrecht. Das römische Dotalsystem[2]) stand mit unseren Begriffen von der ehelichen Lebensgemeinschaft in zu großem Widerspruch, als daß eine Anpassung möglich gewesen wäre.

Schon im alten Babylon war in vielen Beziehungen die Rechtsstellung der Frau eine freiere und bessere als in Rom, und zwar schon seit vorsemitischer Zeit[3]).

Großen Einfluß auf die Ausbildung eines höheren Eheideals hat dann das Judentum geübt, vor allem durch seinen Kampf gegen die im Altertum bei Semiten, wie bei Ariern weitverbreiteten religiösen Sexualorgien (Baal, Dionysos, Kybele, Phallus-Lingam Kulte usw.), später durch strenge Einschränkung des Geschlechtsverkehrs auf die legitime Ehe für Mann und Frau[4]). Der ethische Monotheismus war hier entscheidend und die üblen politischen Erfahrungen dieses Stammes verstärkten die Tendenz seiner Ethiker, den Rückzug aus der öffentlichen Welt[5]) in das stille Glück der Familie unaufhörlich zu predigen. In diesen vorchristlichen Moralschriften finden wir die Monogamie als ausnahmslose Voraussetzung, das Lob des edlen Weibes, die Pflicht des sittsamen Ehelebens wird in anheimelnden und stets wiederholten Bildern ausgemalt. Schon sehen wir hier christlichen Geist sich entwickeln, aus den Sprüchen Salomonis und Jesus Sirachs,

[1]) Erst Hadrian strafte Tötung des Sohnes mit Verbannung, und noch Constantin gestattete den Verkauf neugeborener Kinder propter nimiam paupertatem.

[2]) Bruns (Holtzendorffs Encyclopädie der Rechtswissenschaft, 5. Aufl., 1890, S. 533) bemerkt, daß, wenn die Frau keine Mitgift einbrachte, wozu sie nicht verpflichtet war, der Mann nicht verbunden war, sie zu alimentieren. Er konnte sie verhungern lassen, nur begraben mußte er sie dann.

[3]) Vgl. P. S. Landersdorfer, Die Kultur der Babylonier und Assyrier, 1913, S. 118ff.

[4]) Vgl. Max Weber, III. Bd., S. 204, 420 und oft.

[5]) Vgl. z. B. Sirach 7, 4—8.

sowie dem Buch Ruth, haben viele Generationen von germanischen Völkern, denen der Protestantismus die Bibel in die Hand gab, eine ernste und ehrbare Ansicht der Familie gezogen[1]), nicht aus dem römischen Recht. Das Christentum hat aber auch aus seiner gleichmachenden, individualistischen, gegen jeden Unterschied des Geschlechts, des Standes und der Rasse gerichteten Tendenz heraus, die Frau als dem Manne gleichwertig verkündet, was nicht einer der geringsten Gründe seines Sieges war.

Wirtschaft

Siebzehn Seiten von tausendundvier widmet Chamberlain der Wirtschaft, neunundzwanzig Zeilen entfallen davon auf die Betrachtung der Maschine, deren Einfluß auf die Zeit mit einigen sentimentalen Exklamationen abgetan wird! Den Grund dieser plötzlich auftretenden Bescheidenheit gibt Chamberlain selbst an, indem er wehklagt, „nichts auf der Welt (!) sei schwerer, als über allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden —“ (S. 735). Sodann zählt er mit ostentatio nimiae eruditionis sieben nationalökonomische Schriftsteller auf, die er gelesen habe, ohne das allein Wichtige zu finden, nämlich (S. 821) „irgendein (!) in den verschiedensten Formen sich stets gleichbleibendes Lebensprinzip unserer ewig veränderlichen wirtschaftlichen Verhältnisse“.

Das also ist das Wesen der von Chamberlain geforderten „germanischen“ Forschung! Der ganze reiche Inhalt, den die angeführten Denker — ein Smith, Marx, Mill u. a. — in ihren Werken als Ergebnis ihres Forscherlebens niedergelegt haben, wird als Plunder weggeworfen, weil Chamberlain beim hastigen Durchstöbern nicht „irgendein“ Prinzip finden konnte, das seine Vorurteile gestützt hätte. Von vornherein

[1]) Vgl. z. B. schon Walter von der Vogelweides Spruch „Salomons Lehre“ (Ausgabe Hendel, S. 88); über Salomo auch Mathias Claudius, Wandsbecker Bothe, 1782, IV. Teil, S. 170. Das Buch Ruth vergleicht Rich. Dehmel („Kultur und Rasse“ in „Betrachtungen über Kunst, Gott und die Welt“, S. 178), einem „wahren Schatzkästlein altdeutscher Treuherzigkeit, Rechtschaffenheit und Innigkeit“.

steht fest, daß die „wechselnde Form, welche wirtschaftliche Verhältnisse bei bestimmten Menschen annehmen, ein direkter Ausfluß ihres Charakters ist" (S. 823), die Charaktereigenschaften aber sind als Rassenzüge unveränderlich und daher auch die wirtschaftlichen Zustände eines Volkes relativ beständig (S. 833). Natürlich gilt dies nicht für verschiedene Rassen, im Gegenteil haben die Indo-Europäer ein „ganz anderes wirtschaftliches Leben" als die Semiten, die Chinesen usw. (S. 823). Nun beweist zwar jede Seite der Wirtschaftswissenschaften das gerade Gegenteil[1]). Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie vor allem die Volksvermehrung in Anpassung an ein bestimmtes Milieu bedingt, gestalten die moralischen Faktoren in schneller und gründlicher Weise um, und bei allen Völkern entwickeln sich unter ähnlichen Voraussetzungen die wirtschaftlichen Formen in auffallender Gleichartigkeit[2]). Wie gänzlich unwissend Chamberlain auf wirtschaftshistorischem Gebiet ist, zeigt z. B. seine Behauptung (S. 824), die Germanen hätten infolge eines angeborenen Instinktes zur Kooperation das Zunftwesen entwickelt und ohne jenen Instinkt wären sie ebensolche Sklaven geblieben, wie die Ägypter, Karthager, Byzantiner, Mohammedaner usw. Tatsächlich gab es zunftartige Organisationen schon in Babylonien und Ägypten, im spätrömischen „Rassenchaos", in Byzanz und im Islam. Die Macht der chinesischen Zünfte ist ja bekannt[3]).

Es ist selbstverständlich, daß auf dem wirtschaftlichen Gebiet Chamberlains vornehme und gerechte Beurteilung der Semiten besonders hervortritt. Infolge ihres Rasseninstinktes sind die Juden schon seit den ältesten Zeiten Wucherer, Roß-

[1]) Der Soziologe Prof. Robert Michels sagt (Grundriß der Sozialökonomik, 1914, 2. Abteilung, S. 101, Kapitel „Wirtschaft und Rasse"): „Es muß gesagt werden, daß wenigstens nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse dieser Beziehungen, angeborene ethnische Qualitäten (Rasseneigenschaften) als wesentliches Element wirtschaftlicher Qualifikationen nicht nachweisbar sind." Hierfür bringt der Autor ein reiches Belegmaterial bei.

[2]) Vgl. statt eingehender Darlegungen Max Weber, Wirtschaftsgeschichte, Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Hellmann und Palyi, 1923.

[3]) Im späten Rom gab es gegen hundert Handwerkerzünfte. Vgl. Breysig, II, 513, 612, 1080—1040; Hartmann, S. 217.

händler und dergleichen. Allerdings haben die Juden nicht erst im Mittelalter den Handel erlernt. Ebenso sicher aber ist, daß sie schon in sehr früher Zeit Ackerbau trieben und mit größter Zähigkeit an diesem festhielten. Die Tendenz ihrer Gesetzgebung war lange dem Handel und der Leihe geradezu feindlich, das Zinsverbot der Kirche und des Islams stammt aus der mosaischen Gesetzgebung[1]). In späterer Zeit lag der Handel in Palästina fast ausschließlich in den Händen der Phönizier[2]), die die agrarischen Landesprodukte ausführten. Diese bestanden[3]) in Weizen, Gerste, Olivenöl, Honig, Wein, Balsam, Leinwand, Asphalt und Datteln. Folgende Umstände begünstigten nun die Hinwendung jüdischer Elemente zum Handel: 1. Palästina war die Brücke zwischen den Weltreichen Vorderasiens und Ägypten, hier lief die Karawanenstraße, die den ganzen Verkehr vermittelte. — 2. Die Heimat der Juden war ein wenig fruchtbares Gebirgs- und Wüstenland[4]), das einen großen Bevölkerungszuwachs nicht gestattete. Wer nicht im eigenen Land ein Gut erwerben konnte, mußte auswandern. Die Juden waren in vorchristlicher Zeit die ob ihrer Treue sehr gesuchten Landsknechte aller Fürsten und Staaten, bevor die wachsende Tendenz zum Handel und die Verwüstung Palästinas den Zufluß abschnitten. Später wendeten sie sich dem Handel und Gewerbe zu, worin die rüstigen und arbeitsgewohnten Gebirgs- und Wüstensöhne die verweichlichten Tiefländer leicht schlugen. Aus demselben Grund sendet die Schweiz seit Jahrhunderten ihre tüchtigsten und unternehmendsten Kinder in die Fremde, wo sie erst als Söldner, später als Kaufleute auftreten und die Weltstellung der Schweizer Industrie begründen. Der Schweizer spielt in Frankreich, Italien usw. eine ganz ähnliche Rolle wie bei uns der Jude, er hat durch Fleiß, Genügsamkeit

[1]) Vgl. z. B. II. Mos. 22, 25; V. Mos. 23, 19 und viele Parallelstellen. Wie spät die oft angezogene Stelle V. Mos. 28, 12 ist, zeigt das vaticinium ex eventu, ebenda Vers 30ff. Vgl. ferner unser Kapitel VII.

[2]) Vgl. Beer, Allgem. Geschichte des Welthandels, 1860, I. Bd., B. 47, Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte, 4. Aufl., 1901, S. 86. Bei Jes. 45, 4 wird der Handel der Ägypter erwähnt.

[3]) Wichtige Aufzählung bei Hesekiel 27, 17.

[4]) Wellhausen, S. 85. Dazu kommt noch die als religiöse Pflicht hingestellte starke Vermehrungstendenz der Juden in Betracht.

und geschickte Anpassung großen Reichtum und eine führende Stellung im Wirtschaftsleben vieler Länder errungen[1]). Die Schotten, die in ihrem armen Bergland keinen genügenden Nahrungsspielraum finden, wandern auch zuerst als Söldner, später als Kaufleute in die Welt hinaus und beherrschen das englische Wirtschaftsleben derart, daß sie allgemein die „Juden Englands" genannt werden. Ebenso stieg der Armenier aus seinem himmelragenden Gebirge herab und wurde der verschmitzteste Händler ganz Vorderasiens, zwingt das übervölkerte China, seine Bewohner, den Zwischenhandel auf allen ostasiatischen Meeren zu treiben. Die heimische Bevölkerung blieb aber agrarisch. — 3. Schließlich war es das Exil, das die Juden in die Mittelpunkte des alten Welthandels führte und ihnen darin eine vortreffliche Schule wurde. Mit Verwunderung sprachen sie von dem „Krämerland" und der „Kaufmannstadt" Babylon (Hesekiel 17, 4). — Die Abneigung der Propheten gegen diese Entwicklung tritt stark hervor. Noch in der hellenistischen Zeit, als die Juden bereits in allen Städten des Auslands Handel trieben, predigen ihre Moralisten dagegen[2]) und verharrt die große Majorität der Palästina Bewohnenden beim väterlichen Landbau. Es ist aber selbstverständlich, daß jene Juden, die als Händler nach den neu erschlossenen Teilen Europas kamen, dort inmitten einer wenig zivilisierten Bevölkerung nicht daran denken konnten, Handwerker und Bauern zu werden. Das freie Handwerk entstand in Deutschland überhaupt erst ungefähr ein Jahrtausend später. In den höher entwickelten Ländern Südeuropas waren die Juden dagegen vorwiegend Handwerker und blieben dies lange.

Die kommerzielle Überlegenheit der Juden in noch wenig entwickelten Ländern beruht auf ihrer Stellung als Fremde

[1]) Vgl. besonders P. H. Schmidt, Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampf, 1912, S. 89ff.

[2]) Vgl. zu alldem Wellhausen, S. 86, 87, 203. Ferner Sirach 26. 28. 27. 1—3. „Ein Kaufmann kann sich schwerlich hüten vor Unrecht, und ein Krämer vor Sünde, denn um eitlen Guts willen tun viele Unrecht, und die reich werden wollen, wenden die Augen ab (von Gott). Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer." Vgl. auch 29. 11—14, 31. 4—7 usw.

und ihrer Zerstreuung über viele Länder bei enger religiöser und familiärer Verbundenheit und Solidarität. Überall haben zuerst Fremde die wirtschaftliche Tradition durchbrochen und neue Bahnen eröffnet. Wir haben eine sehr genaue Analogie zu der kommerziellen Stellung der Juden im Mittelalter in der später sich entwickelnden Stellung der deutschen Kaufleute im Ausland. Diese schlossen sich genossenschaftlich zusammen, unterstützten einander in jeder Weise (was die fremde Bevölkerung zu bitterer Beschwerde über diese „Solidarität" bewog) und verboten strengstens jeden näheren Verkehr mit dem „Wirtsvolk", was natürlich dessen Haß gegen die hochmütigen Fremden gewaltig steigerte. Je rückständiger ein Land war, desto gewinnbringender fanden es die deutschen Kauffahrer, weshalb sie auch in Flandern und Venedig nie die Macht erlangten wie in Bergen und Nowgorod. Ein beliebtes Mittel war ihnen die Bewucherung der Fürsten. In England lag zeitweilig der ganze Handel in Händen der Deutschen, sie borgten den Königen, die vom Parlament kein Geld erhalten konnten, und ließen sich dafür Privilegien verleihen. Selbstverständlich, daß die stürmische Forderung nach Austreibung der Fremden sich erhob, sobald der eigene Handel und die Macht des Parlaments erstarkt waren. Sie erfolgte alsbald nach dem Siege des Bürgertums. Genau derselbe Vorgang wiederholte sich beim Handel der Lombarden. Roscher hat schließlich das Entstehen der Judenfeindschaft aus eben demselben Handelsneid in anschaulicher Weise gezeigt[1]). Bei den Juden war verschärfend hinzugekommen: ihre aus einer tausendjährigen Zivilisation mitgebrachte größere geistige Beweglichkeit gegenüber der schwerfälligeren Umgebung, konfessionelle Gründe, die sie von Zünften und Gilden und damit vom Handwerk ausschlossen, das Zinsverbot der Kirche, das ihnen den Geldhandel reservierte, schließlich die Fürstenpolitik. Nach germanischem Recht galten alle Fremden und ihr Eigen als Eigentum des Königs, in England war es den Juden selbst verboten, Zins- und Schulderlässe

[1]) Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt, 3. Aufl., 1878, II. Bd., S. 334ff. — Vgl. neuestens Sombart, Die Juden und das Wirtschaftsleben, 1911, und die schon öfters zitierte Kritik Julius Guttmanns an Sombarts Theorien.

oder sonstige Zahlungserleichterungen zu gewähren, da dies ja das Vermögen des Königs minderte! Die beliebteste Besteuerung jener Zeit bestand darin, daß der König die Juden zum Wucher ermunterte und sie dann auszog, wobei der Haß seinen unfreiwilligen Steuereinnehmern verblieb. Anderseits genossen die Juden in manchen Ländern auch Erleichterungen und Privilegien beim Handel[1]).

Rechtsentwicklung

„Im letzten Grunde", eröffnet uns Chamberlain, „wird ein Recht hauptsächlich von zwei Dingen beeinflußt werden und somit von ihnen seine bezeichnende Farbe erhalten: von dem moralischen Charakter des Volkes, in welchem es entsteht, und von dessen analytischem Scharfsinn." (S. 164.) Aus einem „glücklichen Gemisch" beider sei das römische Recht entstanden. Kurz vorher (S. 123) wurde als Bedingung des römischen Rechts der römische Staat angeführt, doch alsbald verlor Chamberlain wieder diese richtige Spur. Tatsächlich ist das römische Recht das natürliche und selbstverständliche Produkt des römischen Staates, zu dessen Erklärung es gar keiner weiteren „letzten Gründe" moralischer und intellektueller Art bedarf. Die Entwicklung des Rechts hielt genau Schritt mit der des Staates, seiner sozialen Struktur im Innern und seiner Expansion. Ein Weltreich braucht ein Weltrecht; wie man dem Legionar und römischen Kolonisten nicht zumuten konnte, nach syrischem oder griechischem Recht zu leben, so konnte man auch den Provinzialen nicht nach den veralteten Formen der XII Tafeln sich richten lassen. Niemand hat die Fabel von der natürlichen Befähigung der Römer zum Recht schärfer abgetan als Mommsen[2]). Ein Blick, meint er, auf das „beispiellos schwankende und unentwickelte römische Kriminalrecht könnte von der Unhaltbarkeit dieser

[1]) Vgl. die einleitende Abhandlung über die Prinzipien der Judengesetzgebung in Europa in J. E. Scherer, Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österr. Ländern, 1901, S. 1—105; Otto Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters, 3. Aufl., 1923. Über England vgl. Traill and Mann, Social England, 1902, vol. I, S. 665ff.

[2]) Vgl. Mommsen, Röm. Geschichte, 4. Aufl., 1865, I. Bd., S. 438; über die schlechte Ausbildung des röm. Strafrechtes, S. 440, III, S. 480.

unklaren Vorstellungen überzeugen usw.“ Offenbar müßte ein besonders feines Rechtsgefühl zunächst ein vortreffliches Strafrecht, wo es sich doch um Leib und Leben, um den Schutz der sittlichen Ordnung handelt, herstellen, nicht aber ein Privatrecht, dessen Zweck durch den privaten Egoismus bestimmt wird. Sklavenwesen und die politische Parteiung haben aber die Römer nie in den Besitz eines befriedigenden Strafverfahrens gelangen lassen.

Diese Tatsachen hindern Chamberlain nicht, seine „letzten Gründe“ breit auszumalen. Bei den Semiten habe zur Rechtsbildung der moralische Untergrund, bei den Deutschen der Scharfsinn gefehlt. Was den Scharfsinn der Römer betrifft, so genüge Mommsens Bemerkung, „daß sie sich in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften zu keiner Zeit ausgezeichnet haben“ und ihr altes Kalenderwesen von „barbarischer Gleichgültigkeit“ gegen die Zeitmessung Zeugnis ablegte. Als man endlich die griechische Zeitrechnung einführte (263 v. Chr.), begegnete es, daß man eine Sonnenuhr auf dem Forum aufstellte, die für das um 4 Grad südlicher liegende Katana gearbeitet war und sich ein Jahrhundert lang danach richtete, was auf besonderen Rassenscharfsinn schließen läßt. Selbst die von Cäsar vorgenommene Kalenderreform, die bis zur gregorianischen Verbesserung galt, erreichte an Genauigkeit nicht die Zeitmessung der alten Majavölker in Mittelamerika[1]). Häbler urteilt, daß auch das Zahlensystem dieser Indianer dem der Griechen und Römer an geistiger Schärfe überlegen gewesen sei. Die Behauptung Chamberlains, den Deutschen habe der Scharfsinn zur Rechtsbildung gefehlt, möchten wir im Geiste der Rassentheorie dahin ergänzen, daß den alten Germanen zur Erfindung der Dampfmaschine das „konstruktive Genie“ gemangelt habe.

Wie schaut es mit dem „moralischen Untergrund“ aus? Daß dieser den Semiten fehlt, folgert Chamberlain aus ihrer Mißachtung der menschlichen Freiheitsrechte und ihrem „gräßlichen Zinswucher“. (S. 170.) Sollte das in Rom nicht auch vorgekommen sein? Es gibt keinen Fachgelehrten, der

[1]) Häbler in Helmolts Weltgeschichte, 1899, I. Bd., S. 230, 240.

nicht die rücksichtsloseste Habgier als römischen Zug hervorgehoben hätte. „Le fond du caractère romain n'était pas l'amour de la guerre, c'était l'amour de l'argent," sagt einer der Bedeutendsten[1]). Immer wieder weist Mommsen darauf hin[2]). „Wo das Recht des Gläubigers anerkannt wird, da ist es so allmächtig, daß dem Armen nirgends eine Rettung, nirgends eine menschliche und billige Berücksichtigung sich zeigt usw." „Einer Witwe Habe mag sich mindern," schrieb Cato in dem für seinen Sohn aufgesetzten Lebenskatechismus, „der Mann muß sein Vermögen mehren, und derjenige ist ruhmwürdig und göttlichen Geistes voll, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, daß er mehr hinzu erworben, als ererbt hat." In Rom, sagt Polybios, schenkt keiner jemandem etwas, wenn er nicht muß, und niemand zahlt einen Pfennig vor dem Verfallstag, auch unter nahen Angehörigen nicht. Die Ausbeutung der Sklaven, die Auswucherung der armen Freien und der Provinzen erschöpfte die Grenzen des Möglichen, man folterte den Schuldner, zerstörte blühende Städte aus Handelsrivalität, wie Karthago und Korinth (Mommsen, II, S. 402). Die Geschäftsleute ließen sich öffentliche Funktionen übertragen, erwarben Offiziersstellen und Gesandtenposten, um ihre Forderungen einzutreiben. Ein ehrenwerter Bankier blockierte wegen einer Forderung an die Stadt Salamis auf Kypros den Gemeinderat im Rathaus so lange, bis fünf der Ratsmitglieder Hungers gestorben waren. „Nirgends wohl ist der Kernsatz des Sklavenstaats, daß der reiche Mann, der von der Tätigkeit seiner Sklaven lebt, notwendig respektabel, der arme Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, notwendig gemein ist, mit so grauenvoller Sicherheit als der unwidersprechliche Grundgedanke des ganzen öffentlichen und privaten Verkehrs an-

[1]) Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, 2. éd., 1877, vol. I, pag. 308.

[2]) Mommsen, Röm. Geschichte, I. Bd., S. 161, 273, 297, 846ff., bes. 860ff., II. Bd., S. 78, 400ff., 504ff., 528 usw. — Vierkandt (S. 327) meint: „Der ganze Volksgeist der Römer steht dem arischen Geiste fremdartig und ohne innere Verwandtschaft gegenüber, während er anderseits eine gewisse innere Verwandtschaft mit der semitischen Denkweise besitzt." — Selbstredend, denn Geldgier kommt ausschließlich bei Semiten vor.

erkannt worden", sagt Mommsen. Ihering weist des weiteren darauf hin, wie die plutokratische Tendenz des römischen Rechts die formale Gleichheit in eine sehr fühlbare Ungleichheit verwandelte. Man erschwerte durch die hohen Einsätze im Sakramentsprozeß dem Armen die Erlangung seines Rechtes und bestrafte die häufig von Armen begangenen Verbrechen ungleich härter als die der Reichen[1]). „Die altrömische Gerechtigkeit", sagt er, „hat doppeltes Gewicht, ein schweres für die Reichen, ein leichtes für die Armen." (S. 412.) In der Kaiserzeit wurden dieselben Verbrechen an Vornehmen milder bestraft als an Niederen.

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um „Rassenzüge" der Römer, sondern in ältester Zeit um den gewöhnlichen Bauerngeiz, der später durch den psychologischen Reflex der Klassenscheidung und Sklavenwirtschaft ins Ungeheure gesteigert wurde.

Die Menschenrechte bei Semiten und Ariern

Kehren wir aber zu Chamberlain zurück. „Die Mißachtung der rechtlichen Ansprüche und der Freiheit anderer ist ein in allen mit semitischem Blute stark durchsetzten Völkern wiederkehrender Zug. Schon im uralten Babylonien hatten sie ein fein ausgearbeitetes Handels- und Obligationsrecht; aber selbst auf diesem beschränkten Gebiet geschah nichts, um dem gräßlichen Zinswucher zu steuern[2]), und an die Wahrung menschlicher Rechte[3]), etwa der Freiheit, hat man dort

[1]) Vgl. Ihering, Scherz und Ernst in der Jurisprudenz, 7. Aufl., 1898, „Reich und Arm im altrömischen Zivilprozeß." (S. 175—232.) Dazu Anhang S. 408—425. — Lamprecht, Deutsche Geschichte, IV, S. 102, nennt das römische Recht ein „klar auf die Zwecke des höchsten wirtschaftlichen Egoismus zugeschnittenes, grundsätzlich jeder Regung des Gewissens, wie der Sittlichkeit verschlossenes Recht".

[2]) Ganz falsch. In Babylonien bestand Zinsbeschränkung!

[3]) Diese Anrufung der Menschenrechte ist bemerkenswert, weil Chamberlain ihre Erklärung durch die Männer der französischen Revolution anderswo (S. 337) „hohle Phrasen" und einen „parlamentarischen Wisch" nennt und auf S. 503 lehrt, die Freiheit sei keineswegs ein „abstraktes Ding, auf welches jeder Mensch von Hause aus ein Anrecht hätte", sondern man müsse Befähigung und Kraft zu ihr haben. Diese fehlen aber Semiten, Halbsemiten, Chinesen usw. ebenso, als sie den Germanen zukommen.

nie auch nur gedacht." Der Wucher wird damit illustriert, daß der „gewöhnliche Zinssatz in Babylon 20—25%" betragen habe. Leider vergißt Chamberlain zu erwähnen, daß bei den arischen Indern (nach Manu VIII, 140, 142 und den Erläuterungen Kullukas) ein Brahmane 24%, ein Cudra aber 60% nehmen durfte[1]). Über Zinshöhe hat man übrigens nach dem Weltkrieg allerlei Erfahrungen gesammelt.

Wie es mit den Menschenrechten in Rom bestellt war, geht aus den angeführten Darlegungen Mommsens und Iherings hervor. So führt Ihering aus, wie gering Vergehen gegen die Person in Altrom bestraft wurden, während die Heiligkeit des Eigentums mit barbarischer Härte geschützt war. Notzucht und Freiheitsberaubung werden in alter Zeit gar nicht besonders erwähnt. Der reiche Grundherr, der seinem Arbeiter Arm oder Bein entzweischlägt, büßt es mit der kleinen Summe von 300 As. Die Vergewaltigung seiner Magd kommt ihn höchstens auf 25 As zu stehen. Wer dagegen beim Diebstahl auch nur der geringwertigsten Sache (Gaius nennt als Beispiel Oliven oder Weintrauben) abgefaßt, oder in wessen Haus das Gestohlene auf Grund einer solennen Haussuchung gefunden wurde, der büßte es mit körperlicher Züchtigung und Verlust der Freiheit, er wurde Sklave des Bestohlenen. Auf nächtlichen Felddiebstahl stand Todesstrafe. Die Entwicklung des späteren Rechts veränderte das Verhältnis von Personal- und Eigentumsschutz. Die soziale Entwicklung und die Veränderung der Machtverhältnisse heben die Schätzung der Person und drücken die des Eigentums herab.

Eine interessante Beleuchtung findet Chamberlains Behauptung über die Zustände in Babylon durch die berühmten Gesetze Hammurabis, der um 2250 v. Chr. König von Babylon war[2]). In der Vorrede zählt der König seine Ruhmestaten auf. Es sind ausschließlich Kulturwerke, Tempelbauten, Errichtung von Wasserleitungen, Niederwerfung von Räubern, För-

[1]) Vgl. weitere Beispiele bei Kohler, Indisches Obligations- und Pfandrecht. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, III, S. 176. Post, Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz, 1895, II. Bd., S. 640—641ff.

[2]) Gesetze Hammurabis. Übersetzt von Dr. Hugo Winkler, 2. Aufl., 1903 (in „Der alte Orient", herausgegeben von der vorderasiatischen Gesellschaft, IV, 4).

derung des Ackerbaues, Verschonung unterworfener Städte usw., die den stolzen Titel rechtfertigen, den der König sich beilegt: Hammurabi, der hohe Fürst, der Gott fürchtet, (berufen), um dem Recht im Lande Geltung zu verschaffen, den Schlechten und Bösen zu vernichten, damit der Starke dem Schwachen nicht schade, um das Wohlbefinden der Menschen zu fördern usw.[1]).

Die Gesetze ähneln in ihrer Kasuistik und Form oft den XII Tafeln, doch ist vielfach ein humanerer Zug nicht zu verkennen und rein juristisch stehen sie unstreitig höher, wie es ja bei der im Vergleich zu Altrom bereits weit entwickelteren Zivilisation Babylons natürlich war. Zwar wird Diebstahl und Raub, Verleumdung, falsches Zeugnis, Desertion u. dgl. sehr strenge, mit dem Tod, bestraft, wenn nicht Ablösung eintreten kann. Doch hat zum Beispiel der Schuldner eines Kapitals, der von Mißwachs betroffen wird, Anspruch auf Erlaß der Zinsen für das Jahr — eine sozialpolitische Milde, die das römische Recht niemals gekannt hat (Art. 48). Die Pacht darf auch nach königlichem Tarif in natura gezahlt werden (Art. 51). Die Teilpacht wird in einem Sinn, der für den Arbeiter günstig ist, geregelt (Art. 60ff.). Bei versuchter Abstreitung einer bereits geleisteten oder erst zu leistenden Summe wird der Gläubiger doppelt so schwer gestraft als der Schuldner (Art. 107). Die Familienzucht ist streng. Im Gegensatz zu Rom darf der Mann weder ohne Einwilligung der Frau beliebig Kebsweiber nehmen (Art. 144), noch die Frau, die Kinder geboren hat, ohne Alimentation verstoßen (Art. 137). Während in Rom der Vater seinen Sohn frei verkaufen konnte, ist dies in Babylon nicht nur nicht gestattet, sondern der Vater nicht einmal berechtigt, den Sohn beliebig zu verstoßen. Bei einer schweren Schuld des Sohnes soll ihm einmal verziehen werden, erst beim zweitenmal darf der Vater ihn verstoßen (Art. 169). Nicht legitime Kinder von Freien und Sklaven sind weit günstiger gestellt als in Rom (171), die unfreie Nebenfrau wird nach dem Tod ihres Herrn samt ihren Kindern frei und darf im Wohnsitz ihres Mannes bleiben. Das

[1]) Vgl. auch S. 40ff. der Winklerschen Übersetzung. Rohrbach (Geschichte der Menschheit, S. 72) sagt: „Der weise und gerechte Richter ist von Urzeiten an eine semitische Idealfigur."

Prinzip der „ärgeren Hand“ wird in manchen Fällen nicht anerkannt (175). Lohntaxen schützen den Arbeiter. Diese flüchtige Übersicht sei mit einem Vergleich der römischen und babylonischen Ausgestaltung der Schuldhaft beschlossen. Bekanntlich steht am Eingang des altrömischen Schuldrechts das Institut des Nexum, das Shakespeare im „Kaufmann von Venedig“ dramatisch verwendet hat. Zahlte der Schuldner nicht, so war er ohne weiteres Verfahren der Schuldknecht des Gläubigers. Die III. Tafel[1]) schreibt bezüglich seiner Behandlung vor: „Er werde mit einem Strick oder mit 15 pfündigen Ketten gefesselt, aber nicht mit leichteren, wenn aber der Gläubiger will, mit schwereren.“ Wenn der Schuldner sich nicht selbst beköstigte, mußte ihm der Gläubiger täglich ein Pfund Mehl geben, und da das kaum zum Leben hingereicht haben dürfte, bestimmt das Gesetz lakonisch: Si volet, plus dato. Nach einer Frist wurde der Schuldknecht in die Fremde verkauft oder auch getötet. Endlich aber stand es den Gläubigern frei, den Bankerotteur in Stücke zu schneiden und ihren Anteil zu nehmen. „Nach drei Nundinen“ (17 Tagen), sagt die III. Tafel, „sollen sie ihn in Stücke schneiden[2]). Wenn sie aber mehr oder weniger herunterschneiden (als ihr Anteil ausmacht), so soll das nichts bedeuten.“ Hätte Shylock seinen Vertrag so vorsichtig verklausuliert, so hätte die Weisheit Portias wenig vermocht. Gegenüber dieser formalen Härte sind die Artikel 116—119 der Hammurabischen Tafel von beträchtlicher Milde. Der Schuldknecht samt Frau, Sohn und Tochter wird nach drei Jahren Frondienst frei, gegen lebensgefährliche Mißhandlung wird er strenge geschützt.

Wir können also Chamberlains Ansicht über die Mißachtung aller menschlichen Rechte in Babylon im Vergleich mit Altrom nicht anerkennen. Über die Tendenz der jüdischen Rechtsanschauung bezüglich Eigentum und Wucher wollen wir nur eine Quelle anführen — H. St. Chamberlain selbst: „Hier (in Israel)“, sagt er, „wagten es Männer mitten aus dem Volke, die Fürsten dieser Erde als ‚Diebsgesellen‘ zu brandmarken

[1]) Vgl. Fontes juris Romani antiqui, ed. Bruns, 1893, pag. 20.

[2]) Wahrscheinlich wurde dies nur als Schreckmittel gegen Gläubiger verwendet, die sich über den Zwangsverkauf nicht einigen wollten.

und wehe zu rufen über die Reichen, ‚die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß sie allein das Land besitzen!' Das war eine andere Auffassung des Rechts als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte als der Besitz" (S. 47). Und trotzdem fehlte den Juden die moralische Grundlage zur Rechtsbildung, die die Römer besaßen!

Das Beste, was das römische Recht enthält, stammt aus der weiten Welt, nicht aus Latium. Die Römer nahmen das Beste einer tausendjährigen moralischen und juristischen Entwicklung so vieler Völker, welches der allgemeine Verkehr angenommen und gebilligt hatte, in ihr Recht auf und klärten gleichzeitig dieses von allem national Exklusiven. So entwickelte sich ihr Recht wirklich zum Ausdruck der „allgemeinen Vernunft" oder des „gesunden Menschenverstandes", wie er auf dem sozialen Boden der Antike überhaupt möglich war. — Chamberlain dreht natürlich, wie öfters, die ganze historische Entwicklung einfach um. Das Recht soll in Rom „von Anfang an unendlich fein empfunden und gedacht" worden sein, was ein Blick auf die Fragmente des altrömischen Rechts widerlegt. Es ist ganz falsch, daß schon ein halbes Jahrtausend vor Christus die römischen Bauern die genaueste Rechtskenntnis besaßen oder gar schon die Anwendungsfälle des Besitzschutzes bei fehlendem Eigentum wußten (wie Chamberlain zuversichtlich behauptet S. 169), denn das römische Recht war trotz der XII Tafeln die längste Zeit faktisch ein Geheimrecht, das die aristokratische Priesterschaft sorgsam verborgen hielt, um die Rechtsbedürftigen in Abhängigkeit zu halten, und speziell der Besitzschutz ist das Erzeugnis einer viel späteren Epoche. Dafür setzt Chamberlain das Kaiserrecht herab, das tatsächlich die höchste Vollendung des römischen Rechts bedeutet. Schon in der „klassischen Epoche" wittert er den „asiatischen" Einfluß und macht den armen Gaius, von dessen Personalien wir einzig den Namen wissen, zum Juden.

Übereinstimmung der Rechtsentwicklung bei allen Völkern

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß das römische Recht keineswegs der Ausfluß bestimmter Rassenanlagen ist. Am Beginne seines Kapitels versichert Chamberlain, es gebe ein

„moralisches Ariertum“ (S. 122) im „Gegensatz zu einem moralischen Nichtariertum“ und im Recht komme dies zum schärfsten Ausdruck. Wir wollen das negative Ergebnis, das wir durch die Vergleichung einiger arischer und semitischer Rechtssätze erzielt haben[1]), durch das Urteil eines hervorragenden Ethnologen erweitern, der sich dabei auf die Ansicht des Begründers und berühmtesten Vertreters der ethnologischen Rechtswissenschaft, Post, beruft. Andrian sagt über die ethnologische Jurisprudenz[2]): „Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingültigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Sozialformen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Konsequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigentümlichen Rechtsbräuche bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, daß sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos, aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluß auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zueinander ähnlich, wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes, z. B. des arischen, sich zueinander verhalten.“ Ebenso sagt Post[3]): „Ganz dieselben Grundzüge der Organisation begegnen uns bei Völkern, bei denen es als zweifellos angesehen werden kann, daß sie niemals miteinander in irgendeinen sozialen Konnex gekommen sind, so

[1]) Einen eingehenden Vergleich altgermanischen und altsemitischen Rechts gibt Prof. Dr. H. Fehr in seiner Studie „Hammurabi und das salische Recht“ (1910, S. 143). Er zeigt eine überraschende Fülle von Übereinstimmungen, die er damit erklärt, daß bei der Bildung des Rechts weit mehr unnationale Elemente, d. h. Kräfte, die von Nation und Rasse unabhängig sind, tätig waren, als die historische Rechtsschule bisher angenommen hat. „Die Gleichartigkeit des Rechts bei der schroffen Ungleichheit der Rasse kann nur aus einem gemeinsamen menschlichen Untergrund erklärt werden.“

[2]) Ferdinand v. Andrian, Einige Resultate der modernen Ethnologie, in Korrbl. XXVI, 1895, S. 68.

[3]) Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, 1889, Vorrede. Ebenso Vierkandt, S. 97.

daß eine Rezeption ganz ausgeschlossen erscheint. Die Einheit des Menschengeschlechts dokumentiert sich hier in wahrhaft überraschender Weise usw."

Grundlagen der Staatenbildung

Man wird zugeben, daß das bisher nachgewiesene Mißverstehen aller staatlichen Grundlagen die Fähigkeit Chamberlains, einen richtigen Begriff vom Staat zu bilden, sehr zweifelhaft macht. Was er vorbringt, gehört zu den plattesten Phrasen, mit denen er gewöhnt ist, die Lücken seines Begreifens zu verdecken. Freiheit und Treue sind nach ihm die staatenbildenden Eigenschaften der arischen und speziell der germanischen Rasse. Natürlich fehlen sie den Semiten und Juden, die einesteils den Begriff des „Untertanseins" in die Welt gesetzt und damit allen Absolutismus verschuldet haben, andernteils wegen ihrer Untreue niemals einen dauerhaften Staat zu gründen imstande waren. Der „Begriff des Untertanenseins war allen Zweigen der Indo-Europäer ebenso fremd wie der des Großkönigs" (S. 148). Merkwürdig nur, daß schon das Wort „Großkönig" als Bezeichnung eines arischen Fürsten, nämlich des Perserschahs[1]), entstand! Darius nennt sich einen „Arier von arischem Stamm". Von Absolutismus in Indien, Iran, Altrom, Rußland usw. ist Chamberlain nichts zu Ohren gekommen. Die Semiten hätten wegen ihrer Untreue niemals dauernde Staaten gebildet. Wo findet sich aber außer China und Ägypten in der ganzen Weltgeschichte eine staatliche Entwicklung, die sich an Dauer mit den babylonischen Reichen messen kann?[2]) Auch

[1]) Die sklavische Vergötterung der Könige bei den alten arischen Persern hoben schon die Griechen mit Abscheu hervor, sie findet sich auch in Indien. Noch heute, wo die Perser überaus gemischt sind, wird ihre Sklavennatur hervorgehoben gegenüber dem demokratischen Wesen der Araber. Vgl. Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, 1868, S. 17, 33, 34, 360, 363ff.

[2]) Th. Lindner, Geschichtsphilosophie, 1904, S. 109, 113, weist ebenfalls die Behauptung zurück, daß den Semiten die Fähigkeit zu großen Staatsbildungen fehle, und findet dies eher hinsichtlich der Indogermanen begründet, was er aus ihrem Individualismus ableitet.

Auch die Annahme, die Juden seien von Natur aus revolutionär, ist höchst zweifelhaft. Die ganze konservative Politik Preußens ruht auf den

Karthago hat staatlich eine sehr achtungswerte Rolle gespielt. Polybios stellt seine Verfassung der römischen gleich, so hoch er die letztere auch preist. Aristoteles rühmt ihr nach, daß „weder irgendein erheblicher Aufstand sich erhoben hat, noch ein Tyrann“[1]). (Nach Chamberlain besitzen die Semiten nur für „Despotie und Anarchie Befähigung“) (S. 503). Über die karthagische Verwaltung in Spanien, wie sie Hamilkar einführte, urteilte der grimmige Punierfeind Cato, als er Spanien gesehen hatte, daß kein König wert sei, neben Hamilkar Barkas genannt zu werden[2]). Chamberlain dagegen (S. 137) nennt die Semiten „authentische Räuber, die nur insofern zivilisieren, als sie mit beneidenswerter Intelligenz alle praktisch verwertbaren Erfindungen aufzugreifen und zu verarbeiten und bei fremden Völkern im Interesse ihres Handels künstliche Bedürfnisse großzuziehen verstehen, sonst aber selbst ihren nächsten Stammesangehörigen jedes menschliche Recht rauben, — die nirgends etwas organisieren außer Steuern und unbedingter Knechtschaft, die überhaupt, gleichviel wo sie auch Fuß fassen, niemals ein ganzes Land ordnend zu beherrschen trachten, sondern stets nur auf Handelsobjekte fahnden, sonst aber alles so barbarisch lassen, wie es ist usw.“

Bei den Juden findet Chamberlain die Untreue besonders schmählich, weil sie mit schnödem Undank verbunden ist. Zuerst hätten die Juden das milde und nachsichtig regierende Rom, dessen Herrschaft eine Wohltat für sie war, durch fortwährende Empörungen zur Zerstörung Jerusalems gezwungen

Theorien des getauften Juden Stahl. In England hat Disraeli (Lord Beaconsfield) die konservative Partei wiederbelebt und zur Macht gebracht. Dieser große Staatsmann sagt über den konservativen Zug der Juden: „All the tendencies of the Jewish race are conservative, their bias is to religion, property and natural aristocracy.“ (Beaconsfield, Life of Lord George Bentinck, S. 357.)

[1]) Aristoteles, Politik II, 8.

[2]) Mommsen, Römische Geschichte, I. Bd., S. 573. Auch Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 14, III) urteilt: „Mit Karthago fiel ein Staat, den die Römer nie zu ersetzen vermochten. Der Handel wich aus diesen Meeren und Seeräuber vertraten bald seine Stelle. — Das kornreiche Afrika war unter römischen Kolonien nicht, was es unter Karthago solange gewesen war. Traurig liegen die Ufer und Ebenen des schönsten Landes noch jetzt da, denen die Römer zuerst ihre inländische Kultur raubten.“

(S. 138—142). Noch viel schwärzeren Undank bekundeten sie in Spanien. „Gerade unter der Regierung desjenigen Westgotenkönigs, der sie mit Wohltaten überhäuft hatte, rufen sie die stammverwandten Araber aus Afrika herüber, ohne Haß, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen, verraten sie ihren edlen Beschützer“ (S. 334), worauf sie später den Ruin des Maurenstaates herbeigeführt hätten. Wenn wir diesen Satz, der beinahe so viele Fälschungen als Worte enthält, herausgreifen und beleuchten, so geschieht dies, um uns den Ekel zu ersparen, die fortwährenden „illustrativen“ Tendenzlügen einzeln zu besprechen. Ein Beispiel Chamberlainscher „freischöpferischer Anlage“ genüge: 1. verschweigt Chamberlain die unausgesetzten und an Härte alles übertreffenden Judenverfolgungen[1]), die nicht etwa der Pöbel, sondern Staat und Kirche im Westgotenreich veranstalteten und die doch wohl etwas Haß in den „Beglückten“ erregt haben dürften; 2. die angeblichen Wohltaten, mit denen Witica die Juden überhäuft haben soll, bestehen in der Abschaffung einiger Bedrückungsmaßregeln; 3. hält es die Forschung für sehr wahrscheinlich, daß diese Maßregeln gar nicht erfolgt sind, sondern dem König bloß von seinen Feinden verleumderisch nachgesagt wurden. Tatsächlich wurde jeder König, der sich der Kirche nicht ganz unterwarf, vom Klerus beschuldigt, er lasse es an Energie im Judenverfolgen fehlen. 4. Ist der angebliche Verrat der Juden gänzlich unbeglaubigt. 5. Werden die wirklichen Verräter von der Überlieferung mit gutem Grund in westgotischen Adeligen gesehen, deren Namen und Beweggründe berichtet werden[2]). Nur erwähnt sei, daß die arabische Herrschaft in Spanien dem Gotenstaat in kultureller Beziehung weit überlegen war und eine in der damaligen Welt unerhörte Blüte von Kunst, Wissenschaft und Zivilisation erzeugte, der unsere heutige Kultur weit mehr schuldet, als in der Regel bekannt ist.

[1]) Vgl. die genaue Schilderung bei Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, 1881, I. Bd., S. 410, 510, 514. Dahn, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, beschließt seine Schilderung mit den Worten: „Wahrlich, hätten die Juden in Wahrheit mit dem toleranten Islam den Umsturz dieses Reiches geplant — es ist nicht erweisbar — zu verargen wäre es ihnen nicht gewesen“ usw.

[2]) Vgl. Dahn, a. a. O., S. 414, und Gustav Diercks, Geschichte Spaniens, 1895, Bd. I, S. 147.

KAPITEL XI

Die Fortschrittsfähigkeit der Menschenrassen

Charakter der Naturvölker

Alle Rassentheoretiker schildern den geistigen und moralischen Zustand der Naturvölker in den dunkelsten Farben und sprechen ihnen für immer jede Fähigkeit ab, die europäische Kultur wirklich in sich aufzunehmen oder gar durch eigene Leistungen zu bereichern. Manche gehen sogar so weit, der Einführung einer neuen Hörigkeit in den Kolonien das Wort zu reden. Die moderne Völkerkunde zeigt uns aber immer deutlicher, daß die ungünstigsten Urteile über die zurückgebliebenen Rassen oft gerade von den unzuverlässigsten und flüchtigsten Beobachtern herrühren[1]). Aus den besten Quellen erhalten wir dagegen häufig ein freundlicheres Bild.

[1]) Man lese die schlagende Widerlegung dieser Vorurteile durch Felix von Luschan in den Papers on Inter-racial questions, 1911, und in seinem letzten prächtigen Werk „Völker, Rassen, Sprachen", 1922. Der berühmte Anthropologe sagt, die einzigen „Wilden" in Afrika seien gewisse, mit Tropenkoller behaftete Weiße. Ebenso sagt Stabsarzt Dr. Lion in seiner vorzüglichen Broschüre ‚Die Kulturfähigkeit des Negers', 1908, die unsere Ausführungen vielfach ergänzt: „Mit der Erziehung der Weißen muß die Erziehung des Negers beginnen." Vgl. auch die Schrift des Missionsdirektors Hennig, ‚Zum Kampf um die Negerseele', 1907.

Auf breiter Grundlage behandeln vor allem folgende Werke das Seelenleben der Primitiven: R. Thurnwald, Psychologie des primitiven Menschen (im HVPs und als selbständige Schrift) 1922 (mit reichem Literaturverzeichnis); K. Th. Preuß, Die geistige Kultur der Naturvölker, 1914; A. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker, 1896; L. Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker, 1921. Die ethnologischen Sammelwerke und Kompendien betonen oft mehr die materielle Kultur. Das Geistesleben wird vor allem in Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., 1894, und in dem Meisterwerk von H. Westermarck, The origin and development of the moral ideas, 2 Bde., 1906—1908 (auch deutsch), eingehend behandelt.

Die Kennzeichnung „günstig" oder „ungünstig" ist übrigens eine Konzession, die wir den Gegnern machen, um ihre Argumente zu prüfen, denn es steht doch gar nicht fest, daß alle unsere Kulturideale die absolut besten sind. Hiervon abgesehen sei nun ganz fragmentarisch nur auf die besseren Seiten hingewiesen, die günstige Verhältnisse an jeder Rasse entwickeln können, und denen man natürlich viele ungünstige Züge entgegenstellen kann, die bei allen Rassen vorkommen, weil sie in der einheitlichen Menschennatur wurzeln.

A. Vierkandt hat in sehr gründlicher und feiner Weise die typischen psychologischen Gegensätze der Natur- und Kulturvölker herausgearbeitet. Bei den Naturvölkern wiegen die unwillkürlichen, triebartigen, unbewußten Handlungen vor, Leidenschaft, Sinnlichkeit, spielende Energie, Mangel an Voraussicht, Passivität, Schwanken und Widersprüche. Das Individuum ist relativ wertlos, der Mensch ist Knecht der Natur. Der Fortschritt zur Kultur besteht in zunehmender Vergeistigung und Stetigkeit, Natur- und Selbstbeherrschung, Ausbildung der freien Persönlichkeit, woraus aber auch eigenartige Gefahren entstehen, die die Kultur selbst bedrohen. Vierkandt betont, daß die Unterschiede keineswegs besonders groß sind, und daß auch die Naturvölker sich zur Vollkultur erheben können (76, 335)[1]). Thurnwald betont den Mangel an Analyse, Abstraktion, Kritik, Denkenergie, logischer Zucht, Anpassungsfähigkeit, die Neigung zu Zwangsvorstellungen, Konvention, Systematisierung. Preuß, Levy-Brühl u. a. heben den magischen, mystischen, kollektiven Charakter des primitiven Denkens hervor. Viele dieser Züge finden sich übrigens selbst bei den zivilisiertesten Völkern insbesonders in der Psychologie des Nationalismus, der an logischen und moralischen Atavismen überreich ist, wieder.

[1]) Übrigens rechnet Vierkandt ausschließlich Westeuropa und die angelsächsischen Völker der neuen Welt zur Vollkultur, alle übrigen, also alle Slawen, Magyaren, Japaner, Chinesen, Südamerikaner usw. nicht! (330.) Schließlich stehen auch bei den Kulturvölkern die unteren Stände (337) und selbst manche Kreise der Gebildeten (339) den Naturvölkern sehr nahe. — Wenn man den Begriff der Kultur so eng faßt, so müßte man eigentlich in jeder Nation nur sehr wenige zur Vollkultur rechnen.

Die religiösen Vorstellungen der Naturvölker erscheinen uns voll wüster Phantastik und rohen Zauberglaubens. Daneben aber hat die neuere Forschung (A. Lang u. a.) überraschend aufgedeckt, daß schon auf sehr primitiver Stufe Vorstellungen von einer höchsten Gottheit vorkommen, die freilich meist als so hochthronend aufgefaßt wird, daß sie sich um die Welt nicht kümmert und daher auch keines Kults bedarf. Manche Forscher gehen so weit, von einem primitiven Monotheismus zu sprechen, was aber wohl nicht recht am Platze ist[1]).

Wir kennen viele „niedrige" Rassen, bei denen die Frau eine geachtete Stellung einnimmt, die monogamisch leben und deren Ehrbarkeit sehr streng ist. Besonders wird oft die große Liebe zu den Kindern hervorgehoben, die es vielen Negerstämmen ganz unmöglich (und auch unnötig) erscheinen läßt, ein Kind zu schlagen. Auch Zartgefühl gegen Alte und Schwache kommt oft vor. Gobineau behauptet, daß das Gefühl der Ehre einzig dem Arier eigen sei. Im Gegensatz dazu wird uns von dem übertriebenen Ehrgefühl der Fidschi-Insulaner, mancher Neger, der Beduinen, Tungusen u. a. berichtet. Speziell von den Tungusen hören wir, daß durch Beleidigungen verursachte Zweikämpfe selbst zwischen den nächsten Verwandten häufig sind. Der ritterliche Indianer ist eine Lieblingsfigur unserer Jugend. Gastfreundlichkeit, Mut, Redlichkeit, Treue gegen den Freund sind Züge, die uns in ethnographischen Schilderungen nicht mehr auffallen, weil sie zu häufig sind.

Der feinsinnige Erforscher der afrikanischen Seele, Leo Frobenius, hat aus dem Gebiet zwischen Senegal und Timbuktu, wo Hamiten und Neger zusammengeflossen sind, ein farbenfrohes Bild von Heldentum, Sangesfreude und Minne fahrender Ritter entworfen, das ganz an die germanisch-romanische Ritterzeit gemahnt, ja manche Züge deuten direkt auf Urzusammenhänge zwischen dem Norden Europas und der Mitte Afrikas, so wenn der Donnergott auf dem Gespann von dröhnenden Böcken hinsaust. Auch die Fabeln vom

[1]) Vgl. P. W. Schmidt, Der Ursprung der Gottesidee, 1912; W. Koppers, Unter Feuerland-Indianern, 1924, S. 141, K. Th. Preuß, S. 59. Vgl. hierzu K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern, 1914, S. 123ff.

listigen Reinecke Fuchs, vom tapferen Ziegenbock usw. erinnern in ganz überraschender Weise an unsere Märchen[1]).

Unsere Vorstellungen von Despotismus und Knechtschaft des Volkes bei den Negern übersehen oft die Schranken, die Tradition und öffentliche Meinung dem Häuptling zieht, und die einem wahren Mitwirkungsrecht des Volkes gleichkommen kann. Im Lundareich wird der Herrscher beständig von einem Gefolge begleitet, dessen Aufgabe es ist, zu verhüten, daß er sich berausche oder rauche, weil er im unzurechnungsfähigen Zustand Grausamkeiten verüben könnte — eine primitive Form des Konstitutionalismus. — Häufig ist überhaupt die Volksversammlung souverän, deren Bild mit der taciteischen Schilderung der germanischen Einrichtung übereinstimmt[2]).

Das feine Gerechtigkeitsgefühl der Neger wird häufig gerühmt. Bei den Galla muß der auf der Tat ertappte Dieb das Doppelte ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Die Römer, deren XII Tafeln den Dieb noch mit Geißelung und Verknechtung bestrafen, kannten diese Berücksichtigung der Not nicht. Chamberlain spricht den Semiten jede Fähigkeit zur Rechtsbildung ab und weist zur Begründung mit Hohn auf die seiner Ansicht nach auf der untersten Stufe des Rechtsgefühls stehenden Araber Zentralafrikas hin. Gerade an den afrikanischen Arabern hebt aber Ratzel (II, 431) das „feine Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit" hervor. Professor Myers sagt, er könne viele Beispiele dafür anführen, daß Naturmenschen eine Selbstbeherrschung zeigten, die Angehörige der zivilisiertesten Rassen beschämt hätte[3]).

Viele Naturvölker übertreffen selbst die Europäer an Reinlichkeit. Die meisten Naturmenschen baden täglich, viele

[1]) Leo Frobenius, Der schwarze Dekameron, Belege und Aktenstücke über Liebe, Witz und Heldentum in Innerafrika. — Ein entzückendes Buch, voll Lebenskraft, das nicht in erster, sondern in zehnter Auflage vorliegen sollte! Vgl. ferner Leo Frobenius, Das sterbende Afrika, I. Bd., 1923, und andere Werke des unermüdlichen Verfassers.

[2]) Vgl. Beispiele bei Robert H. Lowie, Primitive Society, 1920, S. 358 ff., der aber auch vor jeder generalisierenden Annahme einer Urdemokratie warnt (S. 389).

[3]) Viele Beispiele hierfür bei Vierkandt, S. 181.

Neger reinigen nach jedem Mahl oft stundenlang ihren Mund mit ihren „msuaki", einer über ganz Afrika selbst bei den Ärmsten weitverbreiteten Art Zahnbürste oder besser Zahnpinsel, während der größte Teil der Europäer nie eine Zahnbürste benutzt und der Schmutz unserer Bauern ein beliebtes Witzblattthema bildet[1]).

Außerordentlich ist der Kunstsinn vieler „Wilden", deren Erzeugnisse geradezu überraschend sind[2]). Ihr Geschmack ist manchmal dem europäischen überlegen (Ratzel, I, S. 69), und ihr ganzes Leben ist mit Kunstfreude weit mehr gesättigt als unseres (ebenda S. 465). Treitschke sagt[3]): „Man kann den Adel einer Nation daran erkennen, ob bei ihr die Kunst älter ist oder der Komfort." — Danach wären die Römer, die zwar Wasserleitungen, Kloaken, Straßen, aber keine eigene Kunst zu ihren Großtaten zählen, weniger edel als Eskimos, Australier, Indianer, Neger u. a., deren ärmliches Leben nur durch eine erstaunliche Kunstübung verschönt wird. Gerade die niederen Jägervölker übertreffen hierin die seßhaften Ackerbauern weitaus, was zeigt, daß die Wirtschaftsstufe den Kunsttrieb bedingt, nicht eine mystische Kulturbegabung oder ein „Adel der Nation". Ein hervorragender Kenner, M. Hoernes, der übrigens selbst gerne gelegentlich zu Rassenargumenten neigt, stellt fest: „Die Gleichartigkeit der Erzeugnisse niedriger Kunststufen in den verschiedensten Zeiten und Ländern steht im Gegensatz zur Verschiedenheit der menschlichen Rassen und beweist, daß Rasseneigentümlichkeiten keine entscheidende Bedeutung für die erste Entwicklung der Kunst besitzen[4]).

[1]) Luschan, Zusammenhänge, S. 60, Westermarck, II, 346; Ratzel, I, 99.

[2]) Eingehend hierüber Hoernes, II, S. 553ff.

[3]) Treitschke, Politik, 1897, Bd. I, S. 3.

[4]) Wenn er hinzufügt, daß erst auf höherer Stufe Rasse und Nationalität Einfluß auf dieses Gebiet erringen, so gilt dies zweifellos für die Nationalität. Aber wer kann auf höheren Stufen noch Rasse feststellen? Welcher Rasse gehörte Michelangelo an?

Staunenswert sind die besonders in London und Berlin aufbewahrten Altertümer von Benin, über die Luschan 1919 ein Prachtwerk veröffentlicht hat. Sie stammen größtenteils aus dem 16. Jahrhundert, die Technik des Bronzegusses ist nach Luschan vollendet, sie „übertrifft fast die gleichzeitigen Leistungen Europas" und „steht entschieden auf der Höhe des überhaupt Erreichbaren", Formenschatz und Stil sind rein afrikanisch; es ist reine Negerkultur. Später trat durch europäischen Einfluß Verfall ein.

Welche Fülle von sinnreichen Erfindungen haben viele Naturvölker gemacht! Sie überbrücken Ströme mit Hängebrücken von 100 m und mehr, sie haben die drahtlose Telegraphie lange vor den Europäern erfunden. Afrikaner, Ozeanier, Indianer bedienen sich hierzu der Sprechtrommeln[1]), mit denen sie jeden Satz, jede Nachricht ausdrücken können und von Posten zu Posten mit riesiger Schnelligkeit weitersenden. Die Polynesier und andere haben geographische Karten[2]), sie stellen Rindenzeuge so dünn und zart, wie der feinste Seidenbatist, her und bedienen sich des Druckverfahrens zur Herstellung bunter Gewebemuster von erlesenem Geschmack. Selbst astronomische, chemische, medizinische Kenntnisse sind Naturvölkern nicht fremd. Ein Fachmann[3]) bestätigt, daß in der Medizin die Naturvölker neben vielem Wust und Aberglauben „doch auch nicht gerade selten klug Durchdachtes und geschickt und mit großer Kühnheit Ausgeführtes aufzuweisen haben", so Amputationen, wohlgelungene Trepanationen (an denen nach Luschan unsere europäischen Chirurgen sich noch im 18. Jahrhundert mit 100 % Mortalität abmühten), Kaiserschnitt, sorgfältige Bruchnähte, Heilung von Knochenbrüchen durch Tonverband, Entfernung der Eierstöcke, Geburtshilfe, Hypnose, Gebrauch wichtiger Medikamente. Auch Impfung gegen Schlangenbiß wird geübt.

Gewiß stehen diesen günstigen Zügen sehr viele ungünstige gegenüber. Grausamkeit, Aberglauben, Lüge, Untreue, geschlechtliche Ausschweifung, Faulheit, Oberflächlichkeit kommen bei allen Rassen vor, und es liegt auf der Hand, daß primitive Völker oft der Hemmungen ermangeln, die eben erst die Kultur schafft. Anderseits ist es aber gerade die Kultur, deren Aufkeimen zunächst, und für lange Zeit

[1]) Luschan, Zusammenhänge, S. 88; hierzu auch Anth. V., 1910, S. 50, 635. Frobenius, Das sterbende Afrika, I, S. 73. Es findet sich sogar eine auf meteorologischen Beobachtungen beruhende Einrichtung, die verhindert, daß der Schall zwischen den „Telegraphenstationen" gehört wird! Vgl. Schmidt und Koppers, S. 681.

[2]) Bei Preuß, S. 79, sind einige Werke hierüber angeführt. Dort auch über chemische und andere Erfindungen.

[3]) Max Bartels im Handbuch der Geschichte der Medizin, begründet von Th. Puschmann, herausgegeben von M. Neuburger und Jul. Pagel, 1902, I. Bd.

herabdrückend auf die Sittlichkeit wirkt, ein düsterer Zwiespalt voll Verzweiflung, über den selbst unsere größten Denker nicht hinweggekommen sind[1]). Die Berichte der gründlichsten Forscher stimmen darin überein, daß sehr oft gerade die primitivsten Naturvölker (z. B. Weddahs, Feuerländer) ein ungeahntes Bild von Friedlichkeit, Ehrlichkeit, Treue, Mitleid, Selbstzucht bieten, während mit zunehmender sozialer Differenzierung, der Entstehung einer Ständegliederung, des Privateigentums an Boden, des Staates, des Krieges, der Sklaverei die Sitten rasch verwildern. Der Mensch muß wohl durch die Schule des Zwanges gehen, er kann nur durch Zwang aus dem idyllischen Naturzustand herausgerissen und mit den oft trügerischen und grausamen Idealen von Fortschritt und Entwicklung erfüllt werden. Eine unendliche Leidensschule wird ihm die „Kultur", bis er schließlich so weit ist, den Zwang wieder allmählich entfernen zu können, ohne in Unkultur zurückzusinken. Auch die Schuld der Europäer an der Demoralisation der Naturvölker darf nicht übersehen werden, die manches traurige Blatt der Geschichte füllt. Sklaverei, Schnaps, venerische Krankheiten, unerhörte Grausamkeit kennzeichnen überall das erste Auftreten des Europäers unter den Naturmenschen. Aber Ausrottung und Versklavung sind keineswegs ein Ding der Vergangenheit. Erst kürzlich hat ein schwedischer Forscher, Freiherr Erland von Nordenskiöld[2]), ein grauenhaftes Bild der Verbrechen entworfen, die heute noch in den Kautschukwäldern mancher südamerikanischer Staaten gegen die Indianer begangen werden, die man mit Betrug und Gewalt versklavt, ausbeutet, demoralisiert. Gigantische Greuel wurden an der Bevölkerung des belgischen Kongo verübt, die König Leopold im Interesse seiner Kautschuk- und Elfenbeinproduktion erbarmungslos auspreßte. Millionen von Negern wurden von 1891 bis 1912 hingeschlachtet, damit die dem König Leopold und seinen Günstlingen gehörenden Aktiengesellschaften Hunderte

[1]) Vgl. als neuestes Dokument dieser Stimmung das tiefgründige, großartig angelegte und erschütternde Werk von Theodor Lessing, Untergang der Erde am Geist (Europa und Asien), 1924, das auch viel Wertvolles zum Rassenproblem bietet.

[2]) Erland Nordenskiöld, Indianer und Weiße in Nordostbolivien, 1922.

von Prozenten Dividende zahlen konnten. E. D. Morel und Sir Roger Casement haben durch den Kampf gegen diese unsagbaren Scheußlichkeiten sich unsterbliches Verdienst erworben. H. W. Nevinson hat 1906 aufgedeckt, daß in der portugiesischen Kolonie Angola die Kakaoplantagen ein System der Sklaverei und einen regelrechten Sklavenhandel anwendeten, worauf die Kakao verarbeitenden Industrien Englands, die meist Quäkern gehören, unter der Führung Cadburys beschlossen, diesen Kakao zu boykottieren, was dann zur Abstellung der Übelstände führte. In englischen, französischen und deutschen Kolonien sind auch noch in jüngster Zeit große Brutalitäten und Räubereien gegen Eingeborene begangen worden[1]).

Das Problem der Erziehung und Emanzipation der farbigen Rassen, die Regelung ihres Verhältnisses zu den Weißen ist gewiß überaus schwierig. Aber nur vertierte Ausbeutungsgier oder nationalistische Ignoranz können leugnen, daß höchst verheißungsvolle Fortschritte gemacht wurden. Die Maoris Neuseelands waren noch vor gar nicht langer Zeit Menschenfresser, heute stehen viele von ihnen nach dem Urteil der kompetentesten Zeugen auf derselben Kulturstufe, wie die eingewanderten Europäer. Sie besitzen auch das Wahlrecht zum Parlament, und aus ihren Abgeordneten gehen Minister hervor. Treffend bemerkt Karl Jentsch: „Die Germanen sind auch nicht in einem Tag geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden." Tatsächlich waren die Germanen viele hundert Jahre, ja tausend Jahre nach der ersten Berührung mit den alten Kulturvölkern kaum so weit in der allgemeinen Aneignung und Ausnützung des überlieferten Kulturschatzes gekommen, wie die amerikanischen Neger von heute. In den Vereinigten Staaten konnten bei Abschaffung der Sklaverei (1867) 98% der Neger nicht lesen und schreiben, im Jahre 1920 nur mehr 23%, und dies trotz aller Hemmnisse, die manche Staaten ihrem Bildungsstreben bereiten! Hiermit vergleiche man, daß mehr als ein halbes Jahrtausend nach der ersten engeren Berührung von Römern und Germanen

[1]) Vgl. die zusammenfassende Darstellung von E. D. Morel, The black man's burden, 1920, und zahlreiche frühere Schriften Morels (Red Rubber, 1906, u. a.).

der größte aller Germanenkönige, Theoderich, der überdies 14 Jünglingsjahre am hochkultivierten byzantinischen Hof zugebracht hatte, nicht lesen und schreiben konnte, daß selbst Karl der Große (gestorben 814) sich nach Einhard vergebens mit der Erlernung des Schreibens plagte, und noch im späteren deutschen Mittelalter die Kunst des Lesens beim Adel so selten war, daß es als ein Zeichen besonderer Gelehrsamkeit gerühmt wurde.

Nachfolgende Ziffern geben den Anteil der Analphabeten an der über zehn Jahre alten Bevölkerung für die letzten Jahre vor dem Weltkrieg (1910—1913) an:

Neger in Amerika (1910): 30,4% (1890: 57,1%); Italien: Männer 32,6%, Frauen 42,4%; Spanien: 66,3% (hiervon konnten 2,6% bloß lesen); Serbien 83%; Rußland: zirka 70% (Petersburg 44,9%); Belgien: 13,1%; Österreich 16,5% (hiervon Dalmatien 62,8%, Bukowina 53,9%, Galizien 40,6%, Istrien 39,8%, Kärnten 12,3%).

Die Negerfrage in Amerika

Den stärksten Beweis für die Möglichkeit, auch zurückgebliebene Rassen unserer Kultur einzugliedern, bildet die Entwicklung der Neger in Amerika. Noch vor einem Menschenalter völlig dem Tiere gleichgestellt, heute noch vielfach durch einen ungeheuren sozialen Druck, ja brutale Drohung niedergehalten, haben die amerikanischen Neger doch einen staunenswerten Aufstieg zu verzeichnen. Erzbischof Ireland meinte, der von ihnen in den ersten 40 Jahren seit der Emanzipation gemachte Fortschritt sei beispiellos in der Weltgeschichte; kein Volk von irgendeiner Farbe oder Rasse habe so Großes geleistet, und er sei fest überzeugt, daß in den nächsten 40 Jahren dieser Fortschritt sich vervierfachen werde[1]). Der Zensus liefert den exakten statistischen Nachweis für ihre rasche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung, die Berichte staatlicher Erziehungsinspektoren betonen, daß strenge Prüfungen an den Universitäten den Beweis erbracht hätten, daß von einer geistigen Minderwertigkeit keine Rede sein könne. Selbst der physische Typus

[1]) Vgl. Münchener Allgemeine Zeitung (Beilage) Nr. 146 vom 19. Juni 1903.

nähert sich, wie zahlreiche Zeugen für die Vereinigten Staaten[1]) bestätigen, immer mehr dem europäischen. Auch Livingstone bemerkt in einer sehr interessanten Studie über die Neger Jamaikas, daß die Schwarzen in dieser englischen Kolonie englische Gesichts- und Charakterzüge annehmen, während in Haiti zweifellos der französische Typus durchdringt[2]).

In Amerika hat man zahlreiche Intelligenzprüfungen mit Weißen und Farbigen durchgeführt. Solche Experimente liegen z. B. vor von Ferguson, Rowe, Philipps, Perring, Strong, Orlitt[3]). Das Ergebnis ist, daß die Farbigen meist in etwa 70 % der Fälle die Weißen erreichten, während der Rest zurückblieb. Dieses Resultat ist nun eigentlich überrascheud günstig. Obwohl nämlich die Prüfer meist versuchten, nur gleiche Fälle zu vergleichen, dürfte es ihnen doch kaum gelungen sein, die Ungunst der sozialen Verhältnisse, unter denen die Farbigen leben, das weniger kultivierte Familienleben, die geringere Qualität der ihnen gebotenen Schulen u. dgl. ganz auszuschalten. Die Tradition ist eben ein gewaltiger Faktor. Erwähnt seien ferner die sehr umfangreichen Untersuchungen Prof. Arthur Macdonalds, die von der amerikanischen Regierung in den Senatsdrucksachen herausgegeben wurden[4]). Sie wurden an Tausenden von Schulkindern in Washington vorgenommen, und zwar wurde für 13 Schulfächer (Algebra, Arithmetik, Zeichnen, Geographie usw.) gesondert erhoben, ob das betreffende Kind

[1]) Vgl. z. B. die zahlreichen Abbildungen von Negerjournalisten in J. Garland Penn, The Afro-american press and its editors (Springfield 1891). Viele zeigen unstreitig das Berufsgesicht des Journalisten.

[2]) Vgl. W. P. Livingstone, Black Jamaica, a study in evolution (London 1899). Sein Endurteil lautet: „Das Material beweist hinreichend, daß der Neger kein Tiefpunkt unter den Entwicklungen der höheren Arten ist, sondern im Grunde gleich mit dem weißen Mann."

[3]) Vgl. hierüber Oldham, Christianity and the Race Problem, 1924, S. 67—75; Z. Ps. 1916, S. 280, 1918, S. 300.

[4]) Arthur Macdonald, Man and abnormal Man including a study of children, 780 S., Washington 1905 (Senate document Nr. 187, 58th Congress, 3. Session) Tabelle S. 65. — Ein Auszug findet sich in der Zeitschrift für pädagogische Psychologie 1913, S. 440, der aber in den Ziffern manche störende Druckfehler enthält. — Macdonalds Werk umfaßt eine sehr große Bibliographie.

intelligent, dumm oder mittelmäßig sei. Man kann nun offenbar alle Fälle zusammenzählen, was aber Macdonald aus unerfindlichen Gründen nicht getan hat. Ich habe dies aber nachgeholt und fand folgendes Resultat:

	Intelligent		Dumm		Mittelmäßig	
	Zahl der Fälle	%	Zahl der Fälle	%	Zahl der Fälle	%
Knaben von rein amerikanischen Eltern . . .	7966	37,5	4294	20,2	9985	42,3
Knaben von Einwanderern oder gemischter (amerikanisch-europäischer) Herkunft	2380	34,2	1481	21,3	3091	44,4
Farbige Knaben	3626	47,2	1479	19,2	2577	33,5

Überraschenderweise ist die Zahl der Intelligenzfälle bei den farbigen Knaben prozentual sogar wesentlich größer als bei den weißen, obwohl sie doch wohl sozial niedrigeren, ungebildeten Schichten entstammen. Die Perzentsätze der Mädchen habe ich nicht berechnet; doch dürfte hier das Resultat für die Farbigen noch günstiger sein! —

Weiter wurden auch die extremen Fälle erhoben, in denen ein Kind in allen Fächern klug, dumm oder mittelmäßig war. Die Verteilung war nach Macdonalds Berechnung folgende:

	Intelligent %	Dumm %	Mittel %
Rein amerikanische Knaben	51	14	35
Andere weiße Knaben	51	14	35
Farbige Knaben	46	23	31
Rein amerikanische Mädchen . . .	45	9	46
Andere weiße Mädchen	52	11	37
Farbige Mädchen	69	28	3

Hier ergab sich also bei Knaben ein geringfügiges Zurückbleiben der Farbigen, bei Mädchen aber ein sehr starkes Voraneilen!

Man kann natürlich gegen alle solchen Statistiken manches einwenden. Jedenfalls aber läßt sich eine Minderwertigkeit der Farbigen hieraus gewiß nicht ableiten[1]).

Schon heute können die Neger Amerikas eine Reihe von Namen aufweisen, die in Wissenschaft, Kunst und Politik einen ehrenvollen Platz behaupten. Es sei nur Booker T. Washington genannt, dessen auch deutsch erschienene Selbstbiographie ein wunderbares Bild des außerordentlichen Mannes[2]) und des Aufschwungs gibt, den die Entwicklung seines Volkes nimmt. Einer der hervorragendsten Kenner Afrikas und früherer Gouverneur, Sir Harry Johnston, sagt, daß die Neger berühmte Maler, Musiker, Romanschreiber, Botaniker, Juristen, Philologen, Philosophen, Mathematiker, Ingenieure und Generale hervorgebracht haben, deren Werk inmitten der Weißen und im Wetteifer mit den besten Talenten Europas und Amerikas verrichtet werde[3]).

[1]) Während des Weltkrieges wurden auch im amerikanischen Heer umfassende psychologische Intelligenzprüfungen durchgeführt. Hierbei erhielten die Neger weniger Punkte als die Weißen, was zu erwarten war. Bemerkenswert ist aber, daß die Punktezahl bei Weißen und Negern gleicher Schulbildung in den Nordstaaten nur eine recht geringe Differenz aufweist, während der Unterschied zwischen nord- und südstaatlichen Negern sehr groß ist. Dies ist doch ein deutlicher Beweis für die Wirkung von Erziehung und Umwelt! In den Nordstaaten ist eben die Lage der Neger wesentlich höher. Jerkes, Psychological examining in the U. S. army, 1921 (zitiert nach Baur-Fischer-Lenz, S. 412, dort die Ziffern).

[2]) Vgl. B. T. Washington, Vom Sklaven empor! (Berlin 1902). Ferner über einen der edelsten Vorkämpfer seiner Rasse die Schrift von F. M. Holland, Frederick Douglass (New York 1891) und In memoriam F. Douglass (Philadelphia 1897). Washington und Douglass sind übrigens als Mulatten zu bezeichnen. Sie sind also ein weiterer Beleg für die gänzliche Unhaltbarkeit der Legende von den üblen Folgen der Mischung. Eine eingehende Darstellung der Negerfrage in Amerika ist hier leider unmöglich. Zur allgemeinen Information vgl. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 24, und in der Kol. Rundschau, 1915, S. 504—540. Eine ausgezeichnete neuere Darstellung gibt Kate Brousseau, L'éducation des nègres aux Etats-Unis (Paris 1904); dort auch eine 59 Seiten starke Bibliographie der Negerfrage. Auf negerfeindlichem Standpunkt steht die Schrift von Frederic A. Hoffman, Race traits and tendencies of the American negro (London 1896). Die Geschichte des Negerproblems hat zuletzt behandelt Benjamin Brawley, a social history of the American negro, 1921 (auch über Liberia; 18 Seiten Bibliographie).

[3]) Interracial Problems 1911, S. 336. — In der Zeitschrift: The World to-morrow vom März 1922, S. 71 wird eine Anzahl berühmter farbiger Künstler, Erfinder, Gelehrter usw. aufgezählt.

Die Grundbedingung jeder dauernden Hebung der niederen Rassen ist die Erweckung ihrer wirtschaftlichen Energie. Eine Pferdezüchterregel sagt: die halbe Rasse kommt durchs Maul hinein. Immer wieder wird nun die Trägheit von Negern oder Indianern als Beweis rassenmäßiger Minderwertigkeit und Rechtfertigung der Zwangsarbeit verwertet. Doch hat Rob. Michels in einer glänzenden, auf reichstes Material gestützten Studie[1]) gezeigt, daß hier soziale Rückständigkeit vorliegt. Europäer, die in die Tropen versetzt werden, verfallen oft in genau dieselbe Faulheit, und unsere eigene Vergangenheit zeigt dieselben Züge. Anderseits werden von sehr vielen farbigen Rassen Beispiele emsigster Arbeit, verständnisvollsten Ackerbaus angeführt (Michels, S. 145; Ratzel u. a.). Die Jesuiten brachten in Paraguay im 17. und 18. Jahrhundert 150000 wilde Indianer mit größter Milde auf eine hohe Stufe wirtschaftlicher Kultur. Die Erfahrungen mit farbiger Arbeit, die während des Krieges in Frankreich und Amerika gemacht wurden, lauten überraschend günstig. (Michels, 180ff.). Eine amtliche amerikanische Erhebung zeigte, daß an Fleiß und Pünktlichkeit die Neger den Weißen in mehr Fällen überlegen, als unterlegen waren; hinsichtlich Geschicklichkeit und Schnelligkeit der Arbeitsleistung ergab sich dagegen ein sehr geringer Vorsprung der Weißen. — Die Unlust der Naturvölker richtet sich oft nicht gegen die Arbeit als solche, sondern gegen eine ihnen ungewohnte und nicht zusagende Form derselben (Bergwerks-, Fabriksarbeit) und gegen Zwang, Ausbeutung und Betrug.

Früherer Zustand arischer Völker und Überreste im jetzigen Europa

Nichts ist vielleicht so geeignet, uns den eitlen Wahn, durch unsere Abkunft der Völkeradel zu sein, zu rauben, als ein Rückblick auf die Vergangenheit unserer Kulturvölker. Prähistorische Funde in vielen Ländern Europas, manche sogar aus der Bronze- und Eisenzeit (Böhmen), beweisen, daß die damaligen Bewohner, also wohl unsere Vorfahren, Kanni-

[1]) Rob. Michels, Wirtschaft und Rasse (GS Bd. I.), 1922.

balen waren. Besonders Gehirn und Knochenmark scheinen ihnen geschmeckt zu haben, wie der Zustand der gefundenen Knochen deutlich erweist[1]).

Menschenopfer und Menschenfresserei, die häufig zusammenhängen, kamen bekanntlich bei sehr vielen halbwilden Stämmen vor, doch gibt es auch viele Ausnahmen. Jene finden sich, wie Westermarck belegt[2]), sogar häufiger bei schon etwas Zivilisierten, als bei ganz Primitiven. Die Idee, daß die Götter nach Menschenblut dürsten und durch Menschenopfer versöhnt werden müssen, kommt selbst bei hochkultivierten Völkern vor, besonders in Zeiten großer Gefahr. Solche Gebräuche sind auch bei allen arischen Stämmen in historischer Zeit mindestens noch an Überbleibseln nachzuweisen. Die arischen Inder kannten das Menschenopfer, die arischen Perser übten es nach Herodot (VII, 114, 180). In der Ilias (XVIII, 336) gelobt Achilleus bei der Totenfeier des Patroklos zwölf Trojerjünglinge zu schlachten, und zahlreiche Sagen berichten von Menschenopfern. Nach Plutarch (Them. 13) opferten die Griechen vor der Schlacht bei Salamis persische Gefangene. Noch im 2. Jahrhundert nach Chr. wurden nach Pausanias (VIII, 38, 7) und anderen in Arkadien dem lykäischen Zeus periodisch Knaben geopfert; man behauptete auch, daß hierbei die Opfernden von dem Fleisch kosteten. Es gibt eine ganze Anzahl weiterer Fälle[3]). Die Römer brachten Menschenopfer in Zeiten nationaler Bedrängnis (Liv. XXII, 54; Plutarch Marcellus 3), wie auch die Karthager und Juden[4]). Plinius meldet, daß 97 v. Chr. der römische Senat Menschenopfer untersagte, und Hadrian erneuerte das Verbot. Aber Porphyrios (3. Jahrhundert n. Chr.)

[1]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte, I, S. 491. Vgl. ferner Bayer, Ein sicherer Fall von prähistorischem Kannibalismus bei Hankenfeld, N.-Ö. in MWAG 1923, S. 88.

[2]) Reiches Material für alles Folgende bei Westermarck, I, 434, II, 553.

[3]) Vgl. G. F. Schoemann, Griechische Altertümer, 2. Aufl., II. Bd., 1863, S. 240ff.; ferner Herodot, VII, 197; Pausanias, III, 16, 10; IV, 9, 4; IX, 17, 1.

[4]) Nach Festus gelobten die alten Italier in solchen Zeiten alle Lebewesen, die im nächsten Frühjahr geboren wurden, zu opfern (ver sacrum). Auch bei den Juden finden sich Menschenopfer, teils in Zeiten nationaler Not, teils als Bauopfer. Vgl. Jos. 6, 26; Richter IX, 39; I. Samuel 15, 33; 1. Könige 16, 34; 2. Könige 16, 3; 21, 6.

sagt, daß noch immer in Rom am Fest des Jupiter Latiaris einem Menschen der Hals durchschnitten werde.

Übrigens haben von Gott gebotene Ausrottungen ganzer Völker durch das „auserwählte Volk", ebenso wie die Ketzerverbrennungen des christlichen Mittelalters, auch den Charakter eines Menschenopfers. Die Ägypter opferten ebenfalls Menschen, dagegen hat sich bei den Babyloniern bisher keine Spur eines solchen Brauches gefunden (Landersdorfer, S. 151).

Sehr großen Umfang hatten Menschenopfer bei den alten Galliern[1]), und Gobineau berichtet, daß die keltischen Armorikaner bis ins 17. Jahrhundert solche Opfer darbrachten. Von den Germanen berichten Tacitus (Germania 9, 39, 40; Annalen I, 61) und andere antike Autoren (z. B. Florus II, 30), daß sie Menschen opferten[2]). Strabo (VII, 2, 3) erzählt von den Cimbern, daß grauhaarige Priesterinnen den Kriegsgefangenen die Kehle durchschnitten und den Leib aufschlitzten, um aus dem rinnenden Blut und den Eingeweiden zu wahrsagen. Prof. Mogk[3]) hat über 50 Belegstellen für Menschenopfer bei den Germanen zusammengestellt. Gefangene wurden oft in martervoller Weise geopfert. Der mythische Schwedenkönig Aunn von Uppsala opfert nacheinander neun seiner Söhne dem Odin, um sein Leben zu verlängern. Kinderopfer sind in Schweden noch 1350 nachgewiesen. Auch die Tötung aller Gefangenen und Vernichtung der Beute als Opfer, wie wir es aus der Bibel kennen,

[1]) Vgl. Cäsar, B. G., VI, 16, 19; Poseidonios, Strabo IV, 4, 5; Pomp. Mela, III, 2, 5, 18; Cicero pro Fonteio 10; Diodor V, 32.

[2]) Mit kostbarer, echt professoraler Naivität bemerkt Schweizer-Sidler in seiner Tacitusausgabe hierzu: „Um so weniger wird man die Germanen darum für besonders roh und grausam halten, als diese Opfer Verbrecher oder Kriegsgefangene oder Sklaven zu sein pflegten."

Natürlich wäre es albern, das Vorkommen von Menschenopfern als Beweis besonderer „Grausamkeit" auszulegen, da wohl alle Völker einmal auf dieser Stufe standen. Aber der Nachsatz erinnert doch an den herrlichen Satz des großen Leopold von Ranke, die Raubritterei in Deutschland sei nicht so schlimm gewesen, da Raub und Verwüstung eigentlich „nur" die Bauern und Reisenden trafen.

[3]) Mogk, Menschenopfer bei den Germanen in Abhandlungen der phil. hist. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXVII. 1909, S. 603 ff. Mogk widerlegt auch die Fabel, daß das Opfer ein Strafakt war.

findet sich bei den Germanen, ebenso das Bauopfer bis in das Mittelalter. Als in Bremen die alte Zugbrücke demoliert wurde, fand man ein Kinderskelett in die Fundamente eingemauert; und Grimm teilt mit, daß, als 1843 in Halle eine Brücke gebaut wurde, das Volk fürchtete, es würde ein Kind eingemauert werden[1]). Die indogermanischen Litauer verbrannten noch 1341 drei gefangene deutsche Ritter auf dem Scheiterhaufen ihres Großfürsten Gedimin.

Sehr viele Naturvölker töteten ihre alten Leute, um sie vor unnötigen Leiden (besonders auf Wanderungen) zu bewahren und aßen sie häufig. Dies kam auch bei vielen arischen Stämmen, unter denen sich ja nomadische Sitten zum Teil lange erhielten, vor. So berichteten Herodot (I, 126; III, 99; IV, 26, 64, 106) und Pomponius Mela (II, 9—15) von indischen und scythischen Stämmen, daß sie ihre Alten auffraßen, Blut ihrer Feinde tranken und dergleichen. Pytheas meldet es von den Bewohnern Irlands. Die Kelten in Irland waren nach Diodor (V, 32) und Strabo Menschenfresser, von den Galliern des Brennus berichtet es Pausanias (XXII, 3,7), nach Plinius wurden die Gallier erst durch die Römer dieser Sitte entwöhnt, aber noch der heilige Hieronymus sah in seiner Jugend die Schotten ihr frönen[2]), ja die letzteren sollen erst im späten Mittelalter davon abgekommen sein. Die Slawen Norddeutschlands verspeisten bis tief in das Mittelalter ihre alten Eltern, von den Litauern werden noch 1603 eine Reihe von Fällen der Menschenfresserei angeführt. Die Tötung der Alten findet sich noch im 5. und 6. Jahrhundert (nach Prokopius) bei den germanischen Herulern, und manche Überlieferungen deuten darauf hin, daß sie auch sonst bei Germanen geübt wurde[3]).

[1]) Westermarck, S. 442, 462.

[2]) Hieronymus sagt, er selbst habe als junger Mann in Gallien die Schotten, ein britanisches Volk, sich von Menschenfleisch nähren gesehen, und zwar hätten sie trotz reichlich vorhandener Herden von Schweinen und Rindern die Gewohnheit gehabt, die Hinterbacken von Knaben und Frauenbrüste abzuschneiden, weil sie diese als besondere Delikatessen (ciborum delicias) betrachteten.

[3]) Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1899, I. Bd., S. 669—674. Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde, 1902, S. 26. Westermarck I, S. 383ff.

Das Paderborner Capitulare Karls des Großen von 785 für Sachsen verfügt: „Wer vom Teufel verführt nach heidnischer Sitte einen Mann oder eine Frau für Hexen hält, welche Menschen essen, und sie deshalb verbrennt und ihr Fleisch selbst ißt oder anderen zu essen gibt, soll des Todes schuldig sein." „Wer einen Menschen dem Teufel opfert und nach heidnischer Sitte den bösen Geistern als Schlachtopfer darbringt, ist des Todes schuldig[1])."

Und angesichts solcher Tatsachen, die noch durch viele andere aus den arischen Völkern vermehrt werden können, wird immer wieder von den Rassentheoretikern behauptet, nie hätte irgendein arisches Volk Menschenopfer oder Menschenfresserei gekannt!

Sich über solche allgemein menschliche Erscheinungen moralisch zu entrüsten, wäre natürlich völlig unwissenschaftlich. Die Menschenfresserei der Naturvölker entspringt nicht so sehr dem Gaumenreiz der Delikatesse als dem Aberglauben, daß der Mut, die Stärke und andere Eigenschaften des Verzehrten damit erworben würden. Zahlreiche Überreste ragen bis in unsere Zeit. Im Jahre 1882 wurde in dem russischen Dorfe Stary-Multan (30 Meilen von der Universitätsstadt Kasan) von strenggläubigen russischen Bauern ein Dorfgenosse zu Ehren des alten Gottes Kurban geschlachtet, sein Blut getrunken, Lungen und Herz verzehrt. An der Opferung beteiligten sich der Schulze, der Polizeidiener und der Kirchenälteste des Dorfes. Die Bauern waren von der Rechtmäßigkeit ihres Vorgehens völlig überzeugt, so daß sie es gar nicht zu verbergen suchten[2]). Fälle von Menschenfresserei kamen auch vor wenigen Jahren während der großen Hungersnot in Rußland öfter vor und wurden amtlich festgestellt. Aus dem 30jährigen Krieg ist Menschenfresserei in Deutschland vielfach gut bezeugt. Der Rat von Ruffach beurkundete es 1636, Herzog Karl von Lothringen erzählte, seine Soldaten hätten Kinder gebacken und gegessen und aus zwei alten Nonnen eine Suppe gekocht. Bornemann meldet 1639, zwei Kinder hätten ihre liebste Mutter, nachdem sie an Hunger

[1]) Monumenta Germaniae historica (1875 bis 1889), Leg. V, S. 37.
[2]) Jakob Robinson, Psychologie der Naturvölker, S. 68.

gestorben, gefressen, welche Essen Gott Erbarm dieses Ortes täglich geschehen; ebenso berichtet Rentmeister Schulte 1643, daß Menschen in Schlingen gefangen, totgeschlagen und regelrecht gebraten werden[1]).

Im 18. Jahrhundert wurde in Bayreuth ein Mann hingerichtet, der acht schwangere Frauen ermordet, ihren Leib aufgeschnitten und die noch zuckenden Herzen ihrer Kinder aufgegessen hatte, in der Hoffnung, derart die Fähigkeit des Fliegens zu gewinnen[2]). Der Glaube, daß das Verzehren von noch zuckenden Menschenherzen unsichtbar mache, war weit verbreitet. In der Steiermark ereigneten sich im 18. Jahrhundert eine ganze Anzahl gutbeglaubigter Fälle solcher Morde[3]). Im Jahre 1911 spielte sich in Graz ein Prozeß ab, in dem auf die Vorstellungswelt deutscher Bauern Steiermarks ein recht sonderbares Licht fiel. In ganz Steiermark kommt nämlich der Aberglaube vor, daß jeder Apotheker das Recht habe, jährlich zwei Menschen zur Gewinnung von Menschenschmalz zu schlachten, die Apotheke der barmherzigen Brüder in Graz aber dürfe sogar sieben Menschen abschlachten! Ein Apotheker erhob aus diesem Anlasse die Ehrenbeleidigungsklage, wobei sich die weite Verbreitung des Aberglaubens herausstellte. Es ist also nicht so verwunderlich, daß die Fabel von jüdischen Ritualmorden immer noch von vielen Menschen geglaubt wird; auch von Universitätsprofessoren.

Diese primitive Mentalität erklärt, daß im Weltkrieg auf allen Seiten die törichtsten Lügen über die Grausamkeit der Feinde weiteste Verbreitung fanden; das Märchen, deutsche Soldaten hätten in Belgien Kinderhände abgeschnitten oder Gefangene gekreuzigt, scheint noch Jahre nach dem Krieg geglaubt worden zu sein. —

Bei Germanen, Kelten, Scythen, war die Sitte ganz allgemein, das Schädeldach getöteter Feinde, manchmal auch lieber Angehöriger, als Trinkschale zu verwenden[4]); oft wurde

[1]) B. Haendcke, Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges, 1906, S. 407.

[2]) Nach Vierkandt, S. 338, dort weitere Hinweise.

[3]) Genauer Bericht hierüber bei Karl Reiterer, Altsteirisches, Graz 1917.

[4]) Daher englisch cup = Schale, Tasse — deutsch: Kopf, finnisch: kuppi, baskisch: kopa. Vgl. Feist, S. 33, 227.

das Blut der Feinde hieraus getrunken, was sich in Irland bis in die Neuzeit erhalten haben soll! Luschan weist darauf hin, daß in zahlreichen bayrischen und anderen Klöstern heute noch fromme Pilger aus Heiligenschädeln trinken; dies soll Schutz gegen allerlei Krankheiten gewähren[1]). Tertullian berichtet, daß bei den Gladiatorenkämpfen die Zuschauer gierig das Blut der Erschlagenen als Heilmittel gegen Epilepsie schlürften. Gebhardi schrieb 1783: „Das Trinken des Blutes ist nicht einmal in unseren Zeiten ein Merkmal der Barbarei, da es öfters epileptischen Personen gestattet wird, sich auf den Richtplätzen einzufinden und das warme Blut des enthaupteten Missetäters zu verschlingen." Bei der Hinrichtung eines Raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Noch in neuerer Zeit gestand in der Schweiz ein Mörder, er habe den Mord vollbracht, um das Blut gegen Fallsucht zu trinken. Wir haben schließlich eine große Anzahl von Beispielen[2]), daß Europäer jeder Nation vollständig verwilderten und zu Kannibalen wurden. Einer davon, Charles Savage, besaß eine solche Virtuosität im Kannibalismus, daß er alle Eingeborenen überflügelte. Schließlich sei noch auf die zwei Massenmörder Harmann (Hannover) und Denke (Münsterberg, Schlesien) hingewiesen, die im Jahre 1924 entdeckt wurden. Jedes dieser beiden Scheusale hat über 20 Menschen getötet und die Opfer wohl großenteils aufgefressen.

Ein beliebtes Thema der Rassengläubigen ist auch die angeblich unmenschliche Grausamkeit der „unedlen" Rassen. Aber Gastfreundschaft gegen Fremde, die nicht in feindlicher Absicht kommen, ist bei allen Rassen ein heiliges Gesetz, und selbst gegen den Feind wird nicht selten Milde geübt, ja, es finden sich schon Anfänge des Völkerrechts. Bei vielen Völkern sind Krieg und Mord fast unbekannt[3]). Gewiß tritt uns auch vielfach Abstoßendes und Gräßliches entgegen.

[1]) Luschan, Zusammenhänge und Konvergenz (S. 78), dort interessante Einzelheiten. Vgl. auch Höfler im AA, 1913, S. 63 über Irland.

[2]) Aufzählung bei Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bd., S. 44ff.

[3]) Für all dies sehr viele Belege bei Westermarck, über Blutvergießen, I, 327ff.; Menschlichkeit, I, 526; Gastfreundschaft, I, S. 570; Altruismus II, 186; Liebe zu Tieren, II, 490.

Aber das Ärgste, was von den Marterungen gefangener Feinde bei Indianern berichtet wird, verblaßt, wenn man die unsagbaren Scheußlichkeiten liest, welche die französischen Truppen, die also dem zivilisiertesten Volk der damaligen Zeit angehörten, bei der Einnahme von Utrecht (1673)[1] oder auch deutsche und schwedische Truppen im 30jährigen Krieg begingen[2]).

Erinnern wir uns an die Mittel, die noch im 17. und 18. Jahrhundert unsere Justiz anwendete, unter denen das langsame Zutodefoltern eine große Rolle spielte. Man schnitt dem Verbrecher die Glieder einzeln ab, zog ihm die Gedärme heraus, brannte ihm die Augen aus, zwickte ihn mit glühenden Zangen usw. In Österreich hat erst Maria Theresia auf Betreiben Josef v. Sonnenfels' die Folter abgeschafft. Das Standbild des mährischen Rabbinersohnes steht heute vor dem Wiener Rathaus; zu seinen Füßen liegen zerbrochene Folterwerkzeuge.

Nur kurz sei auf die primitiven Eheformen bei vielen Vorfahren heutiger Kulturvölker hingewiesen, so auf die Vielweiberei der germanischen Vornehmen, die Vielmännerei bei Lazedämoniern und Kaledoniern, die Gruppenehe in Britannien und Irland (Cäsar B. G. 14; Strabo IV, 5, 4). Von den alten Irländern behauptet Strabo sogar: „Sie begatten sich öffentlich, sowohl mit ihren eigenen, als fremden Weibern, sogar mit ihren Müttern und Schwestern." Wir zweifeln aber hieran, denn öffentlicher Koitus kommt bei Naturvölkern kaum vor, abgesehen etwa von religiösen Zeremonien. Vielleicht ist der Bericht Strabos so zu deuten.

Die absonderlichen Körperverunstaltungen vieler Neger und Indianer sind auch nicht häßlicher, und jedenfalls weniger gesundheitsschädlich als das Schnüren unserer Damen,

[1]) Vgl. Haendcke, S. 405.

[2]) Wie die brandenburgischen Truppen vor Ofen 1683 gegen die Türken verfuhren, schildert ihr Feldscher: „Wurde auch keiner bei dem Leben gelassen, sondern alle massakriert und meist die Haut abgezogen, das Fett ausgebraten und die membra virilia abgeschnitten und große Säcke voll gedörret und aufbehalten. Als woraus die allerkostbarste mumia gemacht wird. Sie wurden auch meistens aufgeschnitten und die Eingeweide durchsuchet, ob etwa, wie ehemals, Dukaten verschluckt gefunden würden." Vgl. Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher (Selbstbiographie), her. von Dr. Consentius, 1919, S. 67.

und es ist Geschmackssache, ob man vorzieht, Schmuck in der Nase oder in den Ohren zu tragen. Manche ekelhaften Sitten der Wilden werden wir milder beurteilen, wenn wir hören, daß das Einnehmen von Pferde- oder Kuhmist, gebackenen Ratten u. dgl. heute noch in unserer Volksmedizin als Mittel gegen mancherlei Krankheiten gilt[1]); daß Kotessen und Urintrinken in Frankreich und England in früheren Jahrhunderten bei kirchlichen Festen vorkam, ebenso wie bei den Vegetationsfesten im alten Mexiko. Trebitsch meint, daß man hierdurch den bösen Geistern in einem Kranken Grausen beibringen und sie verjagen wollte.

Noch immer bilden die primitivsten Formen des religiösen Empfindens, Fetischismus, Totemismus und Ahnenkult, halbwegs unter christliche Tünche gebracht, einen lebendigen Faktor im Bewußtsein der Mehrheit der europäischen Bevölkerung, noch werden in manchen protestantischen und katholischen Ländern die Priester von der bäuerlichen Bevölkerung für Zauberer gehalten, die ebensogut wetterhexen können wie irgendein afrikanischer Medizinmann. Und nicht bloß die „Ungebildeten" denken so. Vor wenigen Jahren mußte ein Hoftheater die Loge 13 abschaffen, die wahrscheinlich nicht bloß von Proletariern besucht war, und es ist allgemein bekannt, daß die Luxuszüge am Freitag so schlecht besetzt sind, daß mit der verringerten Benutzung gerechnet wird. Jeder der uns so lächerlich erscheinenden Züge in der Psychologie der „Wilden" läßt sich heute wenigstens als Rudiment noch in unseren Gebräuchen und Anschauungen nachweisen, wofür Spencer reiches Belegmaterial bietet.

Zurückbleibende Rassen

Man kann mit der größtmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, daß die zwischen den entferntesten Gliedern derselben Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Unterschiede größer sind als die zwischen zwei beliebigen „unverwandten"

[1]) Rudolf Trebitsch, Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens, 1913 (aus MWAG).
Vgl. auch Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, 2 Bde., 1909.

Rassen als Ganzes. Es kann also nicht die Rassennatur sein, die die Zurückgebliebenen am Aufstieg hinderte, sondern nur das Milieu kann als Ursache betrachtet werden[1]). Die tiefsten Steppenbewohner Innerasiens sprechen arische Dialekte, ebenso die wilden Kurden. Die Ainos Japans, deren Verwandtschaft mit der weißen europäischen Rasse nach Baelz höchst glaubhaft ist, werden von den Japanern als barbarische Wilde verachtet. Zahlreiche Mitglieder der weißen Rasse stehen gewiß niedriger als viele Mongolen und Neger. — Welch enormer Abstand ferner zwischen den Westfinnen und den Magyaren einerseits, irgendeinem nomadisierenden Finnenstamm Sibiriens, den Samojeden oder Ostjaken anderseits! „Welcher Unterschied", sagt Ratzel, „zwischen dem Zweig der Tungusen, der in der kalten Zone Rußland unterworfen ist, und dem, den in der gemäßigten China erobert hat und beherrscht, oder den Türken, die in Westasien herrschen."

Nichtarische Kulturen

Übrigens haben manche Zweige der nichtarischen Völkergruppen eine Kulturhöhe erreicht, die den Vergleich mit den vorgeschrittenen arischen Völkern keineswegs zu scheuen hat. Es ist interessant, die Verlegenheit der Rassengläubigen zu beobachten, wenn ihnen die Kulturleistungen unserer mongolischen Vettern entgegengehalten werden. Man braucht bloß das unsäglich flache Urteil Chamberlains über die Chinesen anzusehen. Aber selbst ein gemäßigterer Vertreter dieser Richtung wie Woltmann[2]) bringt es fertig zu schreiben: „Von den Mongolen haben nur einige die untere (!) Stufe der Zivilisation erreicht." Und an anderer Stelle (S. 265) sagt er: „Wir können nur wiederholen, daß wir vom Standpunkt der historischen Anthropologie alle Blutkreuzungen der kaukasischen Rasse mit Negern und Mongolen verdammen müssen, und daß selbst die Vermischung mit dem mediterranen und

[1]) Innerhalb jeder Rasse zeigt sich der Milieueinfluß, und zwar auffallend in dem bei allen Rassen ganz gleich ausgeprägten Gegensatz zwischen den nördlichen und südlichen Gliedern der Gruppe. Ratzel (Anthropogeographie, I. Bd., 2. Aufl., 1899, S. 556) weist dies für Deutsche, Italiener, Araber, Chinesen, Spanier usw. nach.

[2]) Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 237.

alpinen Typus im großen und ganzen als schädlich anzusehen ist." Mit dem letzten Halbsatz fliegen also ganz Süddeutschland, die Mittelmeerländer, Frankreich, die Niederlande und Österreich in den Sumpf der rassenlosen Unkultur. Es ist natürlich, daß den Rassengläubigen der Begriff Mongole nicht bloß Chinesen (die mit den Mongolen im engeren Sinne weder sprachlich noch sonstwie zusammengehören) deckt, sondern auch alle Mongoloiden, Ugro-Altaier (Türken, Finnen usw.). Sehr lesenswert ist in dieser Beziehung die Schrift eines hervorragenden Fachgelehrten, Heinrich Winkler[1]), dessen deutscher Patriotismus in ihr gegenüber magyarischem Chauvinismus zu recht kräftigem Ausdruck kommt.

Sein Gesamturteil faßt Winkler in folgende Worte zusammen: „Daß die finnischen Völker zum größten Teil nicht über die einfachen Verhältnisse von Ackerbauern und Viehzüchtern hinausgelangt sind, liegt lediglich an der Natur der von ihnen bewohnten Landstriche, keineswegs etwa an einer geringeren Begabung. Überhaupt legt derjenige, der unter finnischen Völkern gelebt und sie mit den umgebenden indogermanischen zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat, sehr bald den allgemeinen, aber unberechtigten indogermanischen Überlegenheitsdünkel ab. Wo irgend die Verhältnisse den finnischen Völkern günstig sind, fällt der Vergleich oft recht bedenklich zu ihren Gunsten aus; daß die Suomifinnen, das heißt die Bevölkerung Finnlands, ebenso die Magyaren Kulturnationen im besten Sinne des Wortes sind, sieht jeder, der je die beiden Völker in ihrer Heimat kennengelernt hat. Das geistige Leben Finnlands steht in jeder Beziehung auf dem Niveau der besten Vertreter des Indogermanentums; der Gegensatz zu den Nachbargebieten mit russischer Bevölkerung ist ein so gewaltiger, daß man aus Asien nach Europa zu kommen glaubt, sowie man aus Rußland nach Finnland kommt und einen etwas näheren Einblick in die hochstehenden, geordneten finnischen Verhältnisse und das rege geistige Leben dort gewinnt. Abgesehen aber von der Bewältigung aller Kultur-

[1]) Vgl. Heinrich Winkler, Skizzen aus dem Völkerleben, 1903. (Behandelt Finnen und Magyaren.)

aufgaben des modernen Lebens auf technischem, wissenschaftlichem, gesellschaftlichem Gebiet, finden wir hier einen aufgeschlossenen Sinn für Formenschönheit, überhaupt für alle Gebiete der Kunst; die ganze finnische Rasse ist in hohem Grade farben- und tönefroh, dabei von einem feinen Gefühl für das wirklich Schöne im Reich der Töne, der Farben und Poesie." (S. 98—99.)

Und doch soll nach den Rassentheorien die Mischung mit den Mongoloiden die heutige niedrige Stufe der Russen verschulden!

Fast alle Urteile der Rassentheoretiker über China zeugen von der vollendetsten Unkenntnis der Zustände. Man spricht von der „Unbeweglichkeit" der chinesischen Rasse, obwohl doch kein Reich der Welt häufigeren Umwälzungen ausgesetzt war! Nach längerem Stillstand hat in jüngster Zeit die Gründung der chinesischen Republik die Welt in Erstaunen versetzt. China hat schon vor Jahrtausenden Ideen verwirklicht, die wir zu den stolzesten Errungenschaften unserer Zeit zählen. Im Jahre 134 vor Christus bestimmte Kaiser Wu-Di, daß in allen Provinzen die durch Tugend und Gelehrsamkeit über das gewöhnliche Maß hinausragenden Männer ausgewählt und zum Staatsdienst herangezogen werden sollten. Unter Wang-Mang (9—23 p. Chr. n.) wurde die Sklaverei abgeschafft, 517 das Tieropfer beseitigt. Seit den ältesten Zeiten herrscht absolute Toleranz in Glaubenssachen und eine im Vergleich mit Europa überaus große Rede- und Preßfreiheit[1]). Der Gedanke, daß der Fürst der Diener des öffentlichen Wohles sein müsse, ist ebenso uralt. Ich erwähne bloß die moralischen Errungenschaften, weil Chamberlain ja so oft betont, daß die Kultur nicht in einer Anhäufung nützlicher Handgriffe, sondern in der Verfeinerung des Gemüts und des Geistes besteht. Wie konnte der Chinese bei seiner angeblichen „Nüchternheit" und „Seelenlosigkeit" (Chamberlain) eine so von reichster Phantasie erfüllte Kunst schaffen[2]) ? Warum China

[1]) Fries, Abriß der Geschichte Chinas, nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet, 1884, S. 86, 94, 136 usw.

[2]) Ein schönes Bild gibt Henri Borel, Weisheit und Schönheit aus China, aus dem Holländischen übersetzt von E. Keller-Soden. Der Anthropologe Topinard hat behauptet, den Chinesen sei jede Vorstellung von Perspektive

nicht unsere technisch-wirtschaftliche Entwicklung nehmen konnte, obwohl es seit langem mit vielen neuern Erfindungen versehen war, setzt Babington[1]) treffend auseinander. Wie vollkommen der chinesische Geist den europäischen in sich aufnehmen kann, haben mehrere in Europa und Amerika lebende Diplomaten gezeigt, zum Beispiel der Botschafter Wutingfang in Washington, dessen geistreiche Feder den besten unsrer Literaten gleichkommt. Tscheng-Ki-Tong, ein Diplomat, der sich lange in Paris aufhielt, veröffentlichte ein lehrreiches Buch über China, das wenige seiner europäischen Berufsgenossen mit solcher Grazie und solch feinem Humor hätten schreiben können. Über die Leistungen der Japaner ein Wort zu verlieren, ist wohl ganz überflüssig. Die Rassengläubigen, die ja den Erfolg in der Weltgeschichte als allein maßgebend für den Rassenadel ansehen, müssen wenigstens die Schlachten von Mukden und Tsushima als Ahnenprobe anerkennen.

Alle Rassengläubigen betrachten die Ehre als Alleingut und höchste Zierde der Arier. Aber wie könnten sich irgendwelche Arier oder sonstige Völker mit den Japanern vergleichen, denen ihr Ehrenkodex vorschreibt, sich den Leib aufzuschlitzen, um gegen eine Ehrenkränkung zu protestieren! Im Jahre 1924 berichteten die Zeitungen: Das Einwanderungs-

fremd geblieben. Hierauf erwidert der Kunsthistoriker Große (zitiert bei Friedrich): „Ein exakter Anthropologe braucht freilich nicht zu wissen, daß die Chinesen die großartigste Landschaftsmalerei schon zu einer Zeit besaßen, als den besten europäischen Künstlern ‚jede Vorstellung von Perspektive' noch fremder war, wie heute den jüngsten Kindern in einer Dorfschule." „Die gesamte mongolische Rasse scheint von der Natur mit einem viel feineren Gefühl für die sinnliche Schönheit der Linien und der Farbe begabt zu sein, als die unsrige." — Auch die japanische Kunst hat einen sehr hohen Stand erreicht und auf die Ausbildung des modernen europäischen Kunstempfindens einen starken Einfluß geübt. Wer Lafcadio Hearns Bücher über Japan gelesen hat, wird sich wohl künftig hüten, das Gefasel von der „Seelenlosigkeit", „Äußerlichkeit" usw. der Mongolen nachzuplappern.

[1]) William Dalton Babington, Fallacies of Race Theories, 1895, S. 249 bis 277. Ein sehr fortschrittshemmender Faktor ist ferner die übergroße Pietät gegen die Eltern; vgl. P. Jos. Hoogers, Theorie et pratique de la piété filiale chez les chinois Anth., 1910, und Max Weber, Religionssoziologie, Band I.

verbot, das neulich in Amerika durchgeführt wurde und sich besonders gegen die Japaner richtet, hat den japanischen Nationalstolz aufs tiefste aufgewühlt. Um den Protest gegen diese Schmach zum Ausdruck zu bringen, greifen viele zum Harakiri. So erschien vor kurzem ein Japaner im Gebäude der amerikanischen Gesandtschaft und schlitzte sich den Bauch auf. Man fand bei ihm einen Brief mit folgendem Wortlaut: „Wir sind vor aller Welt geschändet worden, ohne daß wir einen Grund dazu gegeben haben. Wenn Sie noch so sehr glauben, uns diese Beleidigung zufügen zu dürfen, ich erkenne das Recht dazu nicht an und will lieber sterben, als diese Schmach erdulden. Möge mein Tod das amerikanische Gewissen aufrütteln." Diese Tat wirkte als Signal. Aus allen Enden Japans laufen jetzt Meldungen von Nachahmungen ein, so daß man geradezu von dem Ausbruch einer Harakiriepidemie sprechen kann.

Schließlich sei noch auf die zwar meist indogermanisch sprechenden, aber gar nicht nordisch aussehenden Inder hingewiesen, die nicht nur eine hohe eigene Kultur erzeugt haben, sondern auch die vollste Eignung zur europäischen Kultur außer jeden Zweifel gestellt haben[1]).

Die Einheit des menschlichen Geistes

Prof. F. von Luschan urteilt aus seiner ungeheuren, alle Rassen umspannenden Erfahrung heraus: „Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen." Prof. K. Th. Preuß, der vor allem die sehr primitiven Indianerstämme Mexikos genau erforscht hat, stellt fest, daß „bei gleicher Erziehung in gleicher Umgebung unter vollständiger frühzeitiger Loslösung vom Mutterboden die Bildungsfähigkeit einzelner Individuen der Naturvölker im Durchschnitt nicht geringer erscheint als die von Weißen. Und den Eindruck derselben natürlichen

[1]) Eine ganz hervorragende Darstellung modernster Tendenzen und Errungenschaften bei Indern und Chinesen ist das Werk von Prof. Benoy Kumar Sarkar, The Futurism of Young Asia, (Leipzig, Verlag Markert und Petters, 1922). Dieses mit universaler Gelehrsamkeit geschriebene Buch weist die geistige Einheit der Asiaten und Europäer überzeugend nach. Ich verweise ausdrücklich auf das dort gebotene Material.

Intelligenz empfängt auch der Forscher, der längere Zeit enge Fühlung mit den Primitiven unterhält."

Prof. Thurnwald, dessen Forschungen hauptsächlich die Südseevölker, Neu-Guinea usw., betreffen, sagt: „Die primitive Psyche ist in ihren Grundanlagen und Grundtrieben keine andere, es ist die allgemein menschliche Psyche, nur weniger und mitunter auch andersartig gehemmt." Prof. A. W. Nieuwenhuis und Dr. Ch. Hose, die sehr lange unter den Dajaks von Borneo gelebt haben, bei denen Kopfjägerei und Kannibalismus bis in die neueste Zeit sich erhielten, berichten übereinstimmend, daß bei genauer Kenntnis ihr Geistesleben dem europäischen ganz ähnlich erscheine, ja, daß ihre Grundtriebe den unseren in jeder Beziehung völlig gleichen. Der Professor der Experimentalpsychologie an der Universität Cambridge, Ch. S. Myers, hat das Seelenleben der Naturvölker mehrere Jahre lang in Australien und Afrika studiert und kommt zu dem Ergebnis, daß die geistigen Züge des größeren Teiles der europäischen Bauernschaft im Wesen mit jenen der Naturmenschen übereinstimmen, daß die Abweichungen nur der Umwelt zuzuschreiben seien, und daß bei entsprechender Änderung des Milieus die niedrigsten Rassen allmählich das Niveau der höchsten erreichen könnten und umgekehrt. Ebenso erklärt Konsul Vohsen auf Grund vieljähriger Erfahrungen in Afrika: „Der Neger unterscheidet sich vom Europäer nur in der Farbe[1])."

Wenn Francis Galton meint, die Anzahl der Menschen, die wir dumm nennen, sei unter den Negern sehr groß, so können wir uns auf das Urteil eines gründlichen deutschen Forschungsreisenden, Prof. Karl Weule[2]), berufen, der sagt: „In Europa gibt es dumme, mäßig begabte und ganz kluge Menschen; in Afrika ist es nicht anders. In meinem während einer ganzen Reihe von Monaten durchgeführten Zusammenleben mit den Völkern des Rovumagebietes habe ich den Eindruck der Albernheit, den wir mit dem Neger gar zu gern verbinden möchten, niemals entdeckt; im Gegenteil, man konnte das Benehmen, mit dem nicht nur die würdigen Alten, sondern

[1]) Derartige Äußerungen ließen sich häufen. Vgl. z. B. noch G. K. Rein, Abessinien, 1920, III. Bd., S. 310; M. Lamberg, Brasilien, 1899, S. 32, 44.

[2]) Karl Weule, Negerleben in Ostafrika, 1908, S. 513.

auch die feurigen Jungen mit uns beiden Europäern verkehrten, mit Fug und Recht als wohltuende Gesetztheit bezeichnen. Europäische Volkskreise von gleicher sozialer Stellung hätten sich ein Beispiel daran nehmen können. Auf Grund dieser guten persönlichen Erfahrungen glaube ich auch nicht an das Dogma des Mangels jeder Entwicklungsfähigkeit beim Neger; eine geistige Entwicklung ist ihm nicht einmal in Nordamerika abzusprechen, trotzdem die Hindernisse dort sicherlich größer sind als die Entwicklungsmöglichkeiten; warum sollte er also nicht auf die aufsteigende Bahn gelangen, sobald wir ihm die Gelegenheit dazu in richtiger Weise bieten? Nur nicht von heute zu morgen sollen wir das verlangen, das geht wider alle biologischen Entwicklungsgesetze; ganz ebenso, wie die Erwartung einer wirtschaftlichen Blüte von heute zu morgen gegen jede geschichtliche Gesetzmäßigkeit verstößt." —

Eine der primitivsten Gruppen der Menschheit, vielleicht sogar ihre allerprimitivste, sind die kleinwüchsigen „Pygmäen" Zentralafrikas und einiger Inseln Asiens. Der bedeutende Ethnologe P. Wilhelm Schmidt[1]) hält sie für die älteste Urrasse; auch ihre Kultur erscheint noch weniger entwickelt, als jene der Australier. Sein Gesamturteil lautet, „daß die allgemeine geistige Befähigung der Pygmäen durchaus die eines wirklichen Menschen ist und nicht um einen Grad etwa einer tierischen Stufe näherrückt. Wir treffen bei ihnen einen wirklich denkenden Geist, ein wahrhaft menschliches Gefühl und einen genügend energischen dynamischen und ethischen Willen. Seine intellektuelle Befähigung steht nicht unter derjenigen von Völkern, deren höhere Kulturentwicklung an derselben keinen Zweifel aufkommen läßt; es gibt genug Zeugnisse einwandfreier Forscher, welche behaupten, daß sein Geist frischer und lebendiger sei, als der mancher von jenen". In Malerei und Skulptur haben die ihnen nahestehenden Buschmänner Hervorragendes geleistet. Die größten Überraschungen bieten aber die Pygmäen auf sozialem, ethischem und religiösem Gebiet. Ihre Sittlich-

[1]) P. W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte der Menschen, 1910, S. 111ff., 137, 286ff., 302.

keit ist fast durchwegs besser und reiner als jene weit „kultivierterer" Völker. Sie sind monogam, ihre eheliche Treue ist musterhaft, die Eltern sind mit den Kindern durch zärtliche Liebe und Sorge verbunden. Nicht roher, rücksichtsloser Kampf ums Dasein, sondern ausgesprochener Altruismus herrscht unter ihnen. Lüge und Diebstahl sind sehr selten. Selbst ihre religiösen Vorstellungen sind keineswegs niedriger Art. In vieler Hinsicht stellen die Kulturvölker Degenerationsstufen im Vergleich mit jenen „Wilden" vor. Nochmals betont Schmidt, daß die „geistige Veranlagung der Pygmäen in gar keinem wesentlichen Punkte von der auch des höher entwickelten Kulturmenschen verschieden ist", daß sie vielmehr „geistig vollkommen in gleicher Reihe mit den übrigen Menschen stehen". Besonders hoch stellt er sie in moralischer Hinsicht, ja, er meint, daß „diese kleinen Geschöpfe in vielen, sehr vielen Dingen, sogar noch ‚bessere Menschen' sind als der Durchschnitt der höher zivilisierten Völker, viele Europäer nicht ausgenommen". —

Lange Zeit hat man die Feuerländer, die südlichsten Bewohner der Erde, als niedrigste Rasse hingestellt. Sie wurden als nackte, stupide Menschenfresser, als „äußerst tierisch" bezeichnet, denen jeder soziale und religiöse Begriff fehlen sollte. Selbst Darwin fällte ein ähnliches Urteil[1]). Aber auch hier haben genauere Forschungen zu einem ganz anderen Urteil geführt. Dr. W. Koppers[2]), der unter ihnen lebte, entwirft ein erstaunliches Bild geistiger Regsamkeit und sittlichen Feingefühls. Er sagt ihnen u. a. „fabelhaftes Gedächtnis", „tiefes persönliches Pflichtgefühl", „überraschend hohes geistig-religiöses und moralisches Eigenleben", „Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit", praktischen Altruismus, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegen Fremde, Alte und Schwache, rührende Elternliebe nach. Über ihr geistiges Wesen sagt er ferner: „Es ist klar, daß ein komplizierter Wirtschafts- und Kulturbetrieb naturnotwendig zu einem mehr geordneten und systematischen Denken erzieht. Aber daß hier der erhöhten Zivilisation gegenüber nur graduelle

[1]) Ratzel, Völkerkunde, 1894, I, S. 520.
[2]) Wilhelm Koppers, Unter Feuerland-Indianern, 1924, S. 22, 92, 229ff.

und keine wesentlichen Unterschiede vorliegen, darüber lassen die bei den Yagan festgestellten Tatsachen nicht den geringsten Zweifel. Sowohl nach Eigenart, wie auch nach Ziel und Zweck bewegen sich die geistigen Operationen in ganz demselben Rahmen wie sonstwo auf der Welt, wo vernünftige Menschenkinder geistig sich betätigen." Dabei gibt er durchaus zu, daß sie zu den „Allerprimitivsten der Erde" gehören.

Die geistige Entwicklung der Negerkinder hat Erich Franke an Hand umfangreicher Literatur studiert[1]). Er widerlegt die übliche Behauptung, daß bei Naturvölkern eine frühzeitige Verwachsung der Schädelnähte stattfinde, die weitere geistige Entwicklung ausschließe. Wenn übereinstimmend berichtet wird, daß Negerkinder nach anfänglich überraschenden Fortschritten, die sogar jene europäischer Kinder übertreffen, mit Eintritt der Pubertät stehenbleiben, so geht dies nicht auf physiologische Gründe, sondern vorwiegend auf die soziale Umwelt, die Stammessitten, insbesonders allzu große Frühreife und Selbständigkeit und auf das durch Erziehung und Sitte nicht gehemmte völlige Überwuchern des Geschlechtlichen zurück[2]). Zöglinge der Missionsschulen werden nach Erlangung der Geschlechtsreife entlassen und verfallen dann rasch in schrankenlose Sexualität, was durch die Zersetzung der Stammessitten durch europäische Einflüsse oft noch gefördert wird.

Über den Kulturwert äußert sich auch der bekanntlich stark rassengläubige Anthropologe Prof. Eugen Fischer[3]). Er meint, es werde hierbei viel zu viel Wert auf die Intelligenz gelegt. Aber die Tatsache, daß Farbige rasch lernen, geschickt Maschinen bedienen, als kleine Beamte oder Handwerker sich brauchbar erweisen, beweise für die kulturelle Leistungsfähigkeit gar nichts. „Wenn unsere eigene kulturelle Leistungsfähigkeit von der Intelligenz der großen Menge in unseren Großstädten, ja sogar von der Intelligenz einer sogar gut organisierten größeren Fabrikarbeiterschaft oder jener der Gesamtbauernschaft abhinge, dann wäre sie der mancher Farbigen

[1]) Erich Franke, Die geistige Entwicklung der Negerkinder, 1915.

[2]) Vgl. günstige Erfahrungen einer großen Erziehungsanstalt bei Oldham, S. 35, 74, 83.

[3]) Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards, 1913, S. 296.

allerdings nicht überlegen[1]). Aber daß wir aus dem Niveau der Gesamtmenge dauernd und in relativ großer Zahl Individuen hervorbringen, welche die Menge gewaltig überragen an Leistungsfähigkeit, das hebt uns als Gesamtheit himmelhoch über alle Farbigen (in die ich hier die Mongolen nicht einrechne)." Fischer meint also, daß die europäischen Arbeiter und Bauern intellektuell nicht höher stehen, als manche Farbige. Die Kultur beruhe aber nicht so sehr auf dem Intellekt, als auf der Energie, der Phantasie, dem schöpferischen Schaffen, dem absoluten Selbstbewußtsein, kurz, auf den Führereigenschaften. Diese aber fehlen nach Fischer den farbigen Rassen vollständig. „Wo sind in einer weißfarbigen Mischlingsbevölkerung zahlreichere Leute, die sich als Fabriksdirektoren, als großkaufmännische Leiter, als Verwaltungsbeamte hervortaten? — Und wo ist auch nur ein reiner Farbiger, der wirklich organisatorisch Bedeutendes schuf?"

Man könnte Prof. Fischer eigentlich fragen, warum die alten Germanen keine Fabriksdirektoren, Großkaufleute und Verwaltungsbeamten hervorgebracht haben, selbst, als sie schon lange mit den Römern in enge Berührung gekommen waren? Da würde er sich wahrscheinlich rasch an die hemmenden Wirkungen von Umwelt und Tradition erinnern. Aber seine Behauptung ist vor allem völlig unrichtig und zeugt nur von ganz erstaunlicher Unkenntnis. Schon der ihm gesinnungsverwandte aber viel kritischere Francis Galton, dessen Hauptwerk bereits 1870 erschien, hat bemerkt[2]), „daß die Negerrasse durchaus nicht völlig Menschen entbehre, die imstande sind, gute Geschäftsführer, gedeihliche Kaufleute und anderes zu werden, also Leute, die beträchtlich über dem Durchschnitt der Weißen stehen, d. h. diese Rasse ist imstande, nicht selten Menschen zu stellen, die unserer Klasse C oder selbst D entsprechen". Der Klasse C schreibt Galton „etwas mehr als die natürlichen Fähigkeiten, die ein durchschnittlicher Obmann eines Geschworenengerichts besitzt",

[1]) Prof. Passarge sagt, daß der Neger an Intelligenz durchschnittlich unserer Landbevölkerung überlegen ist, aber unterlegen an solidem, stetigem Charakter.

[2]) Francis Galton, Genie und Vererbung (deutsche Ausgabe), 1910, S. 361.

zu. Man sollte denken, daß dies genug ist, um einer Rasse die bürgerliche Gleichberechtigung nicht zu verweigern.

Seither sind selbst in Nordamerika, wo doch der Erwerbsneid der weißen Arbeiter den Neger sogar am Aufsteigen zu besseren Arbeiterstellen mit aller Brutalität zu hindern sucht[1]), und wo der Rassenhaß vielfach eine fast unübersteigbare Mauer aufgerichtet hat, eine sehr bedeutende Zahl von Farbigen zu großem Reichtum, Ansehen, und auch zu hoher Bildung gelangt. Um nur einige Beschäftigungen hervorzuheben, finden wir nach der Volkszählung von 1910[2]) unter den Negern der Vereinigten Staaten 1727 selbständige Fabrikanten, 227 Fabriksdirektoren, 135 Bankiers und höhere Bankbeamte, 241 Großkaufleute, Ex- und Importeure, 677 Staatsbeamte, Inspektoren u. dgl., 1279 Schauspieler, 59 Architekten, 329 Künstler, Bildhauer u. dgl., 27 Schriftsteller, 220 Zeitungsherausgeber und Journalisten, 123 Chemiker, 237 Ingenieure, 17495 Geistliche, 242 Hochschulprofessoren und Rektoren, 478 Zahnärzte, 19 Erfinder, 798 Rechtsanwälte, Richter usw., 5606 Musiker und Musiklehrer, 3077 Ärzte, 29485 Lehrer, 93 Theatereigentümer und -direktoren, 1675 Buchhalter, Kassierer, und viele Zehntausende von selbständigen Handwerkern, Aufsehern, Angestellten in Banken, qualifizierten Arbeitern usw. —

Daß ferner auch in der primitiven Welt der Naturvölker Führernaturen und Individualitäten gar nicht selten sind, dafür könnten wir eine Fülle von Belegen anführen. So verwirft W. Schmidt gänzlich den Glauben, daß alle Naturmenschen nur Herdenwesen seien, und betont, daß sich bei längerem intimen Verkehr die individuellen Verschiedenheiten geradezu aufdrängen, was auch viele andere Forschungsreisende bestätigen[3]).

[1]) Robert Michels, Wirtschaft und Rasse (GS Bd. I), S. 154, 162,

[2]) Vgl. das amtliche Werk Negro population, 1790—1915, Washington, 1918. — Die christliche Zeitschrift „World to-morrow" berichtete 1923: Zur Zeit der Befreiung wurde das Eigentum der Neger auf 20 Millionen Dollars geschätzt, heute auf 2000 Millonen Dollars. Sie besitzen mehr als 50000 Geschäfte und 72 Banken mit etwa 3,5 Milliarden Dollar Kapitalswert.

[3]) Schmidt, Anth., 1906, S. 626, 636, 640, wo verschiedene Forschungsreisende zitiert werden; ferner Schmidt und Koppers, S. 39 und Tafel 11 nebst Erläuterung.

KAPITEL XII

Über den „Rassencharakter" der Germanen

Der ungeheure Aufschwung der germanischen Völker ist zweifellos das Zeugnis einer Rassenkraft, die nirgends auf der Welt übertroffen wird. Daran wird durch die Tatsache nichts geändert, daß vielerlei natürliche und historische Fügungen diesen Werdegang bedingt haben und daß die germanischen Kulturen ein unschätzbares Erbe aus den Händen früher gereifter Völker empfangen haben. Wohl aber ist diese Betrachtung am Platz, wenn immer wieder diese Erfolge als ausschließliches und unmittelbares Ergebnis germanischer Rassenanlagen hingestellt werden, wie dies insbesonders in Deutschland Brauch geworden ist. Diese unhistorische Auffassung übersieht, daß gerade die führenden germanischen Völker, das deutsche, englische und amerikanische, überaus gemischt sind und ihre Kulturen zum großen Teil aus fremden Elementen vielfach orientalischen Ursprungs aufgebaut wurden. Auch die populäre Verherrlichung der germanischen Vorzeit ist oft wissenschaftlich nicht haltbar. Sie geht hauptsächlich auf die „Germania" des Tacitus zurück, der diese Schrift mit idealisierender Tendenz schrieb, um der verderbten vornehmen Gesellschaft Roms das Beispiel eines unverdorbenen Naturvolkes vorzuführen, wie die Moralisten des 18. Jahrhunderts den „edlen Wilden" priesen. Natürlich ist aber auch hieran etwas Wahres, denn gerade primitive Völker zeigen auf der ganzen Welt meist ein weit sympathischeres Bild, als vorgeschrittenere. Hier offenbart sich der tragische Widerspruch aller Kulturentwicklung.

Übereinstimmung des Charakters aller Naturvölker

Tatsächlich weisen die Germanen eine viel größere Übereinstimmung mit den Naturvölkern der ganzen Welt auf, als mit den heutigen Deutschen. Schon der Begründer der

deutschen Sprachforschung, Joh. Christ. Adelung[1]), bemerkte: „Daher findet man oft unter den entferntesten Völkern bei gleichen Graden der Kultur und unter gleichen Umständen auch die auffallendsten Ähnlichkeiten. Man lese z. B. genaue Beschreibungen von den wilden Stämmen in Kanada, so wird man in ihrer unsteten Lebensart, in ihrer unüberwindlichen Scheu vor aller Arbeit, in ihrer Leidenschaft für Krieg und Jagd, in ihrer Neigung zur Trunkenheit, in ihrer Spielsucht, in ihrer Grausamkeit gegen ihre Feinde und in hundert anderen Umständen Cäsars und Tacitus' Sueven wiederzufinden glauben."

Die Übereinstimmung ist tatsächlich so auffallend, daß sie ungemein häufig von den verschiedensten Historikern festgestellt wurde[2]). So hat auch Guizot in seiner „Geschichte der Zivilisation in Frankreich" in 21 Abschnitten die Nachrichten über den Charakter der alten Germanen mit den Schilderungen verglichen, die Reisende und Missionäre von den Indianern gegeben haben. Der Apostel des Germanenevangeliums, Graf Gobineau, bestätigt unfreiwillig diesen Vergleich. Er schildert nämlich, wie Fritz Friedrich[3]) ausführt, die Rothäute Amerikas, die er gründlich verachtet, bis zur Lächerlichkeit übereinstimmend mit den edelsten Vertretern der edelsten Art, nur daß er bei jenen dasselbe niedrigen Beweggründen zuschreibt, was er bei diesen nicht genug bewundern kann. — Der deutsche Missionsdirektor P. O. Hennig, der den Charakter des Negers aus eigener eindringlicher, seelsorgerischer Erfahrung kennt, sagt[4]): „Es ist geradezu frappierend, in Karl Lamprechts Deutscher Geschichte Zügen aus der Urzeit, ja selbst bis weit hinein in die geschichtliche Periode des deutschen Volkes zu begegnen, die uns in dem heutigen Leben etwa des Kaffernvolkes wieder entgegen-

[1]) Vgl. Joh. Christ. Adelung, Älteste Geschichte der Deutschen, 1806, S. 295.

[2]) Schon der Jesuitenmissionär Pater Lafitau hat die enge Übereinstimmung zwischen den Sitten primitiver Völker der Antike und jenen der Indianer eingehend dargestellt. J. F. Lafitau, Mœurs des sauvages americains comparées aux moeurs des premiers temps, 2 Bände, Paris 1724 (Auszug bei Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, 1895).

[3]) Friedrich, Studien über Gobineau, S. 126 (im Anschluß an Seillière).

[4]) Hennig, Kampf um die Negerseele, 1907, S. 9.

treten.“ Lamprecht selbst formuliert das Ergebnis seiner universalgeschichtlichen Studien dahin, daß „die zunächst in der Entwicklung der deutschen Volksgemeinschaft entdeckten seelischen Entwicklungsstufen verschiedener Zeitalter schlechthin allgemeingültig sind und sich in der Entwicklung aller Völker des Erdballs ohne Ausnahme wiederfinden“. Hirt weist darauf hin[1]), daß zwischen der Schilderung des Kaffernlebens bei Ratzel und den altgermanischen Verhältnissen die auffallendsten Parallelen bestehen. Der Rassentheoretiker Woltmann freilich wirft allen jenen, die Ähnlichkeiten zwischen den alten Germanen und den Negern oder Indianern konstatierten, „Dreistigkeit“ vor.

Die germanische Treue

Freiheit und Treue sind nach Chamberlain die Grundlagen des germanischen Charakters. „Die Treue gegen den aus freier Entschließung eigenmächtig erwählten Herrn ist der bedeutendste Zug im Charakter der Germanen; an ihm können wir sehen, ob reines germanisches Blut in den Adern fließt oder nicht.“ (I, S. 505.) „Eins ist sicher: will man die geschichtliche Größe des Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfaßt — so muß man seine Treue nennen. Das ist der Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter, oder besser die gesamte Persönlichkeit sich überblicken läßt.“ Das Kennzeichen dieser unvergleichlichen Germanentreue ist aber die freie Selbstbestimmung des Ideals, des Herrn, des Wesens, dem man Treue hält. Der besondere Nachdruck, der auf diese Eigenschaft gelegt wird, rechtfertigt wohl, sie auch zum Mittelpunkt unserer Betrachtung zu machen.

Die Beweise für Chamberlains Behauptung sind nicht eben zahlreich. Er führt die bekannte Geschichte von der Friesengesandtschaft in Rom an, die die Treue ihres Volkes betonte, was aber doch wohl zum diplomatischen Geschäft gehörte und durch das von Tacitus gleich darauf berichtete Benehmen der Friesen gegen Rom nicht gerade bestätigt

[1]) H. Hirt, Indogermanen, I, S. 214.

wurde[1]). Außerdem werden nur noch die germanischen Söldner und Leibgardisten der Römer beigebracht, deren aufopfernde Treue Chamberlain hoch preist. Daß sie hauptsächlich gegen Stammesgenossen gerichtet war, ist freilich etwas bedenklich. Auch finden wir später sehr häufig, daß germanische Söldner sich gegen ihre römischen Herren wenden. Doch ist der germanische Söldner wirklich so ganz ohne seinesgleichen in der Weltgeschichte? Haben nicht seit jeher arme und zurückgebliebene Länder, deren Gebirge, Wälder oder Steppen den Menschenzuwachs nicht ernähren konnten, die kräftigen Arme ihrer Söhne dorthin gesendet, wo man sie bezahlte? War nicht in den vorchristlichen Jahrhunderten der jüdische Landsknecht aus diesem Grund in allen Heeren zu finden, bis der Händler ihn ablöste? Es wird sogar öfters hervorgehoben, daß den jüdischen Söldnern wegen ihrer Treue besonders gern wichtige Stellungen und Burgen zur Hut gegeben wurden[2]). Und in neuerer Zeit waren es die Schweizer, die auf allen Schlachtfeldern ihren letzten Blutstropfen verkauften, und deren Treue heute noch der Löwe von Luzern kündet. Bekanntlich gehören die Schweizer großenteils zum alpinen Typus, sind also anthropologisch nicht als Germanen anzusehen.

Die antiken Schriftsteller wissen nicht viel von Treue bei den Germanen zu berichten; was sie mitteilen, entspricht völlig den Verhältnissen aller Barbaren, deren Redlichkeit im friedlichen Verkehr und gegen Stammesgenossen Alte und Neue unzähligemal bemerkt haben. Man wird kaum ein von der Kultur noch nicht verdorbenes Naturvolk finden, in dessen Charakterschilderung nicht diese Züge vorkämen. Die Belege könnten Bände füllen[3]). Doch ist diese Treue dem

[1]) Irrtümlich wird dieses Lob der germanischen Treue meist Tacitus zugeschrieben (so z. B. von Weise, Unsere Muttersprache, 1895, S. 53). Tatsächlich sagt dies aber eine Germanengesandtschaft von sich selbst. Zu erwähnen wäre auch Germania 24 (Treue beim Würfelspiel).

[2]) Vgl. Belege bei Holtzmann, Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums (in Stades Geschichte des Volkes Israel, 1888, II. Bd.), S. 276, 284, 291, 367, 371ff., 402, 444 usw. An mehreren Orten wird ihre Treue besonders gerühmt.

[3]) Eine riesige Fülle von Belegen gibt Westermarck, The origin and development of the moral ideas, II. Bd., 1908, S. 72ff.

Inhalte und dem Umfange nach begrenzt. Sie hat keineswegs die ethische Färbung unseres Begriffes, sondern entsprang aus der Abwesenheit zahlloser Antriebe zur Untreue, die unsere Kultur erzeugt. Sie war überdies durchaus formell. Die beschworene — das heißt durch Selbstverfluchung für den Fall des Bruches bekräftigte — Treue war es, die band; ohne Eid keine Verpflichtung[1]). Schließlich galt sie nur gegen den Stammes- oder Sippengenossen. Nicht so gegen den Feind. Ihm gegenüber erkennen wir heute Verpflichtungen an, die dem Naturmenschen gänzlich unverständlich, ja töricht erscheinen würden. Hinterlist und Untreue gegen den Feind sind kein Vorwurf, sondern ein Zeichen lobenswerter Klugheit. Die Germanen machen keine Ausnahme. Für die Volksgemeinde gilt kein Vertrag, mochte er auch mit den heiligsten Eiden bekräftigt sein, „so daß die deutsche Treulosigkeit bei den Römern fast sprichwörtlich wurde“[2]).

[1]) So Lamprecht, Deutsche Geschichte I, S. 181—182. In der nordischen Sigurdsage wollen die Fürsten Gunnar und Högni den Sigurd ermorden. Da sie ihm aber Blutsbrüderschaft geschworen haben, verüben sie den Mord nicht selbst, sondern stiften den dritten Bruder an, der nicht geschworen hat. — Karl Hegel, Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter, 1891, I. Bd., S. 7.

[2]) So Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt, I. Bd., 1895, S. 189. Im „Anhang“ zum I. Bd., S. 477, führt Seeck einige Belege an. Strabo VII 1, 4.: „wiederum fielen sie ab und ließen Treue und Geiseln im Stiche. Gegenüber diesen Menschen ist Mißtrauen von großem Nutzen, die ihnen vertrauten, sind aufs schwerste zu Schaden gekommen.“ Hist. Aug. Firm, 13, 4: „die Franken, deren Gewohnheit es ist, mit lachendem Munde ihr Treuwort zu brechen.“ Eumen. paneg, II, 11: „jenes wankelmütige und trügerische Barbarenvolk.“ (Dies die stehende Bezeichnung der Franken!) Auch beim selben Autor, IV, 4 und IX, 22, kommt der Ausdruck vor. Ammianus XVII, 6, 1: „sie brachen den Frieden und den Bund, um den sie gefleht hatten.“ XXXI, 10, 2: „kaum war der Bund geschlossen, so brachen sie ihn.“ Salv. de gub. dei IV, 14, 65: „Treulos sind die Barbaren.“ VII, 15, 64: „das perfide Gothenvolk.“ Rutil. Namat. I, 112: „zitternd mögen die Gothen ihr treuloses Haupt beugen.“ Procop 6, 9, II, 25: „alsbald vergaßen sie ihre Eide und Verträge, die sie gerade erst mit Römern und Gothen geschlossen hatten — denn dieses Volk ist das treuloseste der Welt.“ Velleius Paterculus, II, 118: „Sie (die Germanen) sind, was man kaum glauben sollte, wenn nicht die Erfahrung es lehrte, bei höchster Wildheit doch äußerst verschlagen und ein Geschlecht, wie geboren zur Lüge“ usw. Der bedeutendste Darsteller der deutschen Kulturgeschichte, Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 1904, S. 14, sagt: „Viel zu

Die Annahme, daß den alten Germanen ein ganz besonderer, anderen Völkern fehlender Grad von Treue zuzuschreiben sei, geht auf folgenden Sachverhalt zurück. Man kennt die Einrichtung der „Gefolgschaften", wozu sich ein Kriegsheld und eine Anzahl von Gefolgen durch gegenseitige Hilfe und Treue verbanden. Der Herr gewährte Führung, Verpflegung, Ausrüstung und Beute, die Gefolgen ihren tapferen Arm. In einer Zeit, wo das Recht nur durch Fehdegang zu erhalten war und der Schwache gegen den Starken überhaupt kein sicheres Recht hatte, war diese Einrichtung unbedingt vonnöten und ihr Treueband durch das gesellschaftliche Bedürfnis geheiligt. Man irrt aber in der Annahme, daß dies eine ausschließlich germanische Erscheinung gewesen sei. Hauptsächlich wird die Stelle des Tacitus (Germ. XIV) angeführt: „Fürs ganze Leben ehrlos und schimpflich gilt derjenige, der seinen Herrn überlebend aus der Schlachtreihe weicht." Wir finden nun genau denselben Zug bei vielen anderen Völkern. Fällt der Kaffernhäuptling in der Schlacht, so fällt seine Leibgarde, die den Namen amafanankosi (d. i.: die mit ihrem Herrn sterben) führt, mit ihm. Als die Kapregierung 1000 Stück Rindvieh auf die Gefangennehmung des Häuptlings Sandili setzte, rührte kein Kaffer den Finger, um sich diesen Preis zu verdienen, trotzdem das Vieh der zweite Abgott des Kaffers ist[1]). Bei den (nichtarischen) Iberern Spaniens und den Galliern[2]) herrschte ebenfalls die Sitte, daß die Gefolgschaft mit dem Häuptling starb. Von den Aquitaniern, einem iberischen Stamm, berichtet Cäsar (Bellum Gallicum, VI, 22), Adiatunnus habe mit „150 Getreuen einen Ausfall gemacht; sie nennen diese aber ‚soldurii' und ihre Stellung besteht darin, daß sie alle Lebensgüter mit jenen

hoch hat man einen anderen Vorzug der Germanen, die Treue, eingeschätzt ... Treu im Sinne von zuverlässig aus sittlichem Pflichtgefühl waren die Germanen nicht, viel eher eine gens perfida, der es auf den Bruch von Verträgen nicht ankam."

[1]) Kropf, Die religiösen Anschauungen der Kaffern in VBG, 1888, S. 44.

[2]) Vgl. Diercks, Geschichte Spaniens, 1895, I, S. 73. Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, I, vol. 2, ed. 1887, S. 16. Außerordentliche Fälle von Treue bei den Clans der Hochschotten berichtet Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrhundert, II. Bd., 1880, S. 31.

gemeinsam haben, deren Freundschaft sie sich weihten; wenn aber diesen (den Führern) etwas zustößt, so tragen sie entweder das Schicksal gemeinsam oder töten sich selber; und noch ist kein einziger Fall überliefert, daß einer, nachdem sein Gefolgsherr gefallen war, dem Tod sich entzogen hätte". Von den Galliern berichtet Valerius Maximus, sie hielten es für Frevel, in der Schlacht denjenigen zu überleben, dessen Heil sie ihr Leben geweiht hatten, und Cäsar erzählt (VI, 19), daß beim Tode eines Herrn alles, was ihm lieb gewesen war, verbrannt wurde, selbst die von ihm bevorzugten Gefolgsleute und Sklaven. Als Saul im Kampf gegen die Philister unterliegt, fordert er seinen Waffenträger auf, ihn zu töten, damit kein Unbeschnittener es tue. Da aber dieser sich weigert, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Sofort folgt sein Waffenträger dem Beispiel des Herrn, auch alle anderen Mannen fallen mit ihm[1]). (I. Sam., 31, 4, 5.) Die Treue Davids gegen seinen ihm nachstellenden Herrn Saul ist bekannt. Die chinesische Geschichte enthält viele Züge aufopfernder Treue, auch hier fällt das Gefolge beim Tode des Herrn durch eigene Hand. Überhaupt ist der Gebrauch außerordentlich häufig, den Cäsar bei den Galliern fand, daß beim Tode eines Herrn seine Getreuen geopfert werden oder sich selbst töten[2]). So gaben früher in Japan beim Tode eines Adeligen 10—30 seiner Diener sich selbst freiwillig durch Bauchaufschlitzen den Tod, und beim Hinscheiden des letzten Mikado wurde diese alte Sitte von dem Eroberer Port Arthurs, General Nogi und dessen Frau, wieder erneuert. Dasselbe kommt bei vielen Afrikanern und Indianern vor[3]). Viele Naturmenschen sind fest überzeugt, sofort im Jenseits in ihrer alten Stellung zum Herrn weiterzuleben. Auf den Glauben an ein Weiterleben im Jenseits führt Appian die Todesverachtung der Germanen

[1]) Vgl. auch die Gefolgschaft bei den Arabern. (Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, 1868, S. 344). — Fehr (Hammurapi und das salische Recht, 1910, S. 140) weist auf die große Übereinstimmung des altbabylonischen und fränkischen Lehenswesens hin.

[2]) Vgl. Feist, Kultur, S. 317.

[3]) Vgl. Robinsohn, Psychologie der Naturvölker, Kap. VIII, S. 133ff., und Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, I. Bd., S. 232ff. Fries, Abriß der Geschichte Chinas, 1884, S. 78. Über China teilt auch Hegel, Geschichtsphilosophie (Reclam, S. 182), einen interessanten Fall mit.

zurück. Genau dasselbe Motiv begegnet uns bei der Tötung der Alten und den massenhaften Selbstmorden jener amerikanischen Plantagensklaven, die dadurch alle ihre Freiheit im Jenseits zu erlangen glaubten und die von ihrem Tun nicht anders abzubringen waren, als daß man den Toten die Köpfe abschnitt, wodurch nach ihrem Glauben die Wiederbelebung im Seelenreich verhindert wurde.

Über die Gefolgschaft hinaus erstreckte sich das Treuverhältnis nicht, ja, es konnte sich in der unsere Auffassung von Treue verletzendsten Art bewähren. Das Waltharilied zeigt uns den Zwiespalt zwischen Freundes- und Gefolgentreue[1]). König Gunther greift den heimkehrenden Walthari aus schnödester Goldgier an. Hagen, Waltharis bester Freund, ist Gefolgsmann Gunthers und rät dem König dringend von seinem Frevel ab. Als aber der König in Gefahr kommt, sein Ziel nicht zu erreichen und an Waffenehre Schaden zu leiden, da siegt bei Hagen die Gefolgstreue über die Freundestreue, an die ihn Walthari in beweglichen Worten erinnert (Vers 1237—1263), selbst die Treue gegen den getöteten Neffen hätte, wie er dem König gesteht (1113), ihn zu solcher Tat nicht bewogen. Es gelingt ihm auch, seinen Freund in höchst unritterlicher Weise durch Hinterlist zu verwunden. So erschütternd auch der dargestellte Konflikt und die bewiesene Aufopferung Hagens wirken, so verletzt doch die formelle Art der Treue, die die Rittersitte über die natürlichsten Gefühle setzt, unser Empfinden[2]). Eine der ergreifendsten Stellen des Nibelungenliedes ist jene, wo Markgraf Rüdiger nach hartem Kampf für seinen Lehensherrn Etzel gegen seine burgundischen Verwandten und Freunde streiten muß. Die Literatur der deutschen Ritterzeit darf übrigens wegen der starken christlichen und romanischen Einflüsse nicht zur Er-

[1]) Vgl. Waltharius, herausgegeben von Scheffel und Holder, 1874.

[2]) Unsere heutige Auffassung von Treue verlangt vor allem ein höchstpersönliches Verhältnis. So sagt Bismarck (Gedanken und Erinnerungen II, S. 291—292), daß die „im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung auf Tod und Leben" gegenüber einem fürstlichen Herrn besondere Herzenseigenschaften dieses Herrn voraussetze; die Forderung nach Verallgemeinerung dieser höchsten Treue entspreche im heutigen politischen Leben mehr romanischen, als germanischen Anschauungen.

kenntnis der moralischen Anschauungen der ursprünglichen Germanen verwendet werden. Es scheint, daß das ritterliche Lob der Treue mit der entsetzlichen Treulosigkeit der Epoche ebenso zusammenhing, wie die Friedenssehnsucht des vorchristlichen Judentums mit den ewigen Kämpfen und Leiden oder das Lob der Natur im 18. Jahrhundert mit der raffinierten Überkultur der betreffenden Zeiten.

Das verhältnismäßig älteste Bild germanischer Anschauungen gibt uns die Edda, vergebens aber würde man die Treue als ihren „Mittelpunkt" suchen. Daß selbst die germanischen Götter es mit den Eiden nicht so ganz genau nahmen, sollte Chamberlain doch wenigstens aus Richard Wagners Dichtungen wissen. In der Edda stehen aber noch ganz andere Dinge. Dem Loge ist Lug und Trug ein Teil seines Wesens, doch auch der Göttervater Wodan gibt kein gutes Beispiel.

„Ein Ringeid[1]) war es, den Wodan schwur,
Wer darf seiner Treue noch trauen?
Den Suftung betrog er um seinen Trank,
Und Gundlada ließ er das Grämen"[2]).

Von derselben Affäre berichtet Wodan selbst:

„Doch ich bezweifle, daß ich gekehrt
Aus der Riesen rauhem Bereiche,
Nutzt ich Gundladas Güte nicht,
Die um mich schlang ihre Arme.
Gundlada gab mir auf goldenem Stuhl
Einen Trunk des trefflichen Meths;
So gütigen Sinn und so glühende Gunst
Hab' ich ihr häßlich vergolten."

In einem Zank mit Donar rühmt sich Wodan anderer treuloser Taten (S. 70—71), was Donar zur Antwort veranlaßt: „Gute Gabe vergaltst du mit argem Sinn." Zynisch erwidert Wodan: „Die eine Eiche bekommt, was der andern man

[1]) Der als besonders heilig galt.

[2]) Die Edda, übersetzt von Wolzogen, S. 47. Vgl. ferner über den Meuchelmord Sigurds an Fafnir und das naive Lob dieser Heldentat Lamprecht, Deutsche Geschichte, I, S. 87. Lamprecht sagt: „Die Einzelperson genoß in den Urzeiten eine Freiheit der Vergewaltigung, der gegenüber die merowingischen Taten einer Fredegunde als Beweise sittlichen Fortschritts erscheinen dürfen."

nimmt, jeder sorgt da für sich." Übrigens wirft er gleich darauf auch dem Donar vor, „Treue zu trügen", was dieser heftig zurückweist. Mit Hinterlist und ohne ernsten Grund reizt Wodan zum Verwandtenmord an (S. 79, 259 usw.). Die Lebensregeln raten zwar, dem Freund treu zu sein, wem man aber nicht recht traut, den soll man durch listigen Trug betören:

„Doch findest du wen, dem du wenig vertraust,
Du willst aber Vorteil gewinnen,
Dann rede nur freundlich bei falschem Sinn,
Den Wankelmut lohne mit Lügen usw." (193.)

Vor allem die Frauen werden als treulos hingestellt:

„Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
Trau nicht des Weibes traulichem Wort,
Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust.
So liebt eine Frau mit falschem Sinn,
Wie ein zweijährig Roß ungezähmt und scheu
Und ungeschärft auf dem Eise rennt;
Wie ein Kahn ohne Steuer im Sturme schwankt
Wie im Regen ein lahmer Renntierjäger
Glitschend gleitet vom glatten Gestein usw." (220.)

Nach der früheren Regel ist es daher begreiflich, wenn der Mann dem Weib zuvorkommt:

„Doch beicht ich es ehrlich, mit beiden bekannt;
Mannliebe zum Weibe ist windig;
Wir denken schlecht und schwatzen schön
Und trügen der Klügsten Vertrauen." (196.)

Ein Rassengläubiger müßte danach wohl annehmen, daß unsere heutigen Zustände auf diesem Gebiet direkt dem germanischen Geist entspringen.

Die entsetzlichsten Zustände aber sollen vor dem Weltenbrand eintreten:

„Nun würgen sich Brüder und werden Mörder,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb,
Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
Kein einziger Mann will den andern schonen usw."

Der Eintritt der Germanen in die Geschichte

Die Schilderung läßt raten, daß dem Sänger dies Ende nicht allzu ferne dünkte. Tatsächlich könnte man diese furchtbaren Worte mit vollem Rechte vor jenes Kapitel der Weltgeschichte setzen, das das erste halbe Jahrtausend nach dem Auftreten der Germanen als Staatengründer auf dem Boden der Zivilisation behandelt. Ein kurzer Abriß soll den Zeitcharakter beleuchten. Die Darstellung folgt dem großen Werk Felix Dahns[1]), das den Vorzug besitzt, voll nationaler Begeisterung zu sein, ohne das historische Gewissen hintanzusetzen. Beginnen wir mit den Ostgermanen, und zwar mit den Vandalen. Schon ihr erstes Eindringen in das römische Spanien geschieht durch den Verrat germanischer Söldner, die sich dadurch vor der ihnen wegen Plünderung des eigenen Landes drohenden Strafe schützen wollen. Ihr Zug nach Afrika erfolgt unter Genserich, an dem die Quellen ein besonderes Talent zur Intrige hervorheben. Er nimmt trotz des abgeschlossenen Friedens „mit Arglist, Treubruch und Verrat" (Dahn) die Hauptstadt Karthago. Seinen Sohn hatte er mit einer Westgotenprinzessin vermählt, die er aber alsbald unter dem Vorwurf, sie habe ihn vergiften wollen, mit abgeschnittener Nase an ihren Vater König Theoderich zurücksandte. Um sich vor dessen Rache zu schützen, soll er alsdann Attila durch reiche Geschenke zum Angriff auf das Westgotenreich bewogen haben. Von den Römern eingeschlossen, erbittet er sich eine fünftägige Waffenruhe, die er zu einem heimtückischen Überfall auf die Getäuschten benützt. Sein Sohn Hunerich eröffnete die Reihe greuelvoller Familienmorde, die später das Reich zugrunde richteten. Er ermordete seines Bruders Frau, Sohn und Gesippen. Den katholischen Bischöfen befahl er, einen politischen Eid zu schwören, einige weigerten sich unter Berufung darauf, daß Christus das Schwören verboten habe. Diese wurden wegen Ungehorsams verbannt und zu Zwangsarbeit verdammt, die Gehorsamen

[1]) F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, 4 Bde., 1881—1889. — In der 2. Aufl. dieses Buches habe ich für das Folgende zahlreiche Hinweise auf Einzelfälle nach Dahn zitiert, die hier der Kürze wegen weggelassen sind.

aber unter dem Vorwurf, sie hätten das Schwurverbot Christi verletzt, zu Ackerknechten gemacht. Sein Nachfolger Thrasamund läßt sich von seinem Neffen Hilderich noch auf dem Sterbebett schwören, er werde während seiner Regierung die Katholiken nicht in ihre alten Rechte einsetzen. Hilderich entzieht sich der formalen Verletzung des Schwures durch eine Reservatio mentalis, die der jesuitischen Moraltheologie Ehre machen würde. Schon unter Genserich hatten übrigens die Adelsverschwörungen begonnen, bei deren wiederholter Unterdrückung fast der ganze alte Adel ausgemordet wurde.

Die Ostgoten gewähren dem Geschichtschreiber von allen Germanen den in moralischer Beziehung lobenswertesten Anblick. Doch selbst der edle Theoderich, den die deutsche Sage als Dietrich von Bern mit Recht an die Spitze ihrer Helden stellt, befleckte sich mit der hinterlistigen Ermordung seines Vorgängers Odovakar. Nachdem er diesem Leben und königliche Ehren zugesichert hatte, faßte er einen wahrscheinlich unbegründeten Verdacht gegen ihn, lud ihn zum Mahle ein und stieß ihn mit eigener Hand nieder. Seine Nachfolger, Amalaswintha und ihr Vetter Theodahad, verrieten beide unabhängig voneinander ihr Volk an Byzanz, worauf Theodahad seine Base unter Bruch heiliger Schwüre sofort gefangen setzen und später ermorden ließ. In dem folgenden Krieg suchten Byzantiner und Goten, die Franken auf ihre Seite zu ziehen. Diese nahmen von beiden Parteien Geld und betrogen beide. In diesem Krieg wetteiferten der König und die ostgotischen Adeligen an Untreue, jener gegenüber den Römern, diese gegenüber dem König. Endlich kam der Frankenkönig Theudibert mit 100000 Mann nach Italien und wurde von den Goten als Bundesgenosse freudig begrüßt. Kaum hatte er mit ihrer Hilfe den Po überschritten, so ließ er die Weiber und Kinder der Goten ergreifen, den Göttern als Opfer schlachten und in den Fluß werfen. „Denn die Franken", sagt Prokop, „sind das treuloseste unter allen Völkern." Es gelang ihnen, dasselbe Spiel noch einmal zu wiederholen, und sie begannen nun, auf eigene Rechnung zu plündern und erobern. Es ist begreiflich, daß der Gotenkönig Wittichis sich später lieber den Byzantinern ergab, als die nochmals angebotene Hilfe der Franken anzunehmen. Ein übrigens in jenen Krie-

gen oft vorkommender Zug ist, daß gotische Besatzungen nach der Kapitulation in byzantinische Dienste eintreten und gegen ihr eigenes Volk fechten. König Erarich wollte sein Volk für Schätze und die Patrizierwürde an Byzanz verkaufen, wurde aber vorher ermordet. Noch im letzten Akt des Ostgotendramas erfolgte wieder ein fränkischer „Hilfszug". Doch zog der unbezwungene Verteidiger von Cumae, der tapfere Aliger, es vor, sich lieber den Byzantinern zu ergeben, als die Hilfe eines Volkes anzunehmen, dessen verräterische Tücke sprichwörtlich war.

Die Westgoten hatten von den Römern Sitze in Septimanien erhalten, kehrten sich aber ziemlich wenig an die Verträge und suchten ihr Reich nach allen Seiten zu erweitern. Auch bei ihnen fehlten die Familiengreuel nicht, die jene Zeit erfüllten. Der König Thorismund wurde auf Anstiften seiner Brüder ermordet; als er durch Aderlaß kampfunfähig war, entfernte ein mitverschworener Diener die Waffen aus dem Gemach, und stürzte, Gefahr meldend, scheinbar in Treue besorgt, herein, indem er in Wahrheit den Verschworenen den Weg wies. Seinen Nachfolger und Bruder Theoderich traf übrigens dasselbe Los, indem dieser von einem andern Bruder ermordet wurde.

Im spanischen Westgotenreich hatte sich, unterstützt durch die gebirgige Natur des Landes, ein mächtiger Grundadel entwickelt, der die ganze Geschichte dieses Reiches mit Untreue, Hochverrat und Greueln aller Art erfüllte. Mit Entrüstung tadelt der Franke Gregor von Tours „diese abscheuliche Angewöhnung der Westgoten, wenn ihnen der König nicht gefiel, ihn mit dem Schwert anzufallen und sich einen andern zum König zu setzen".

Als die Franken einen Raubzug nach Spanien gemacht hatten, hätte sie der gotische Feldherr Theudigisl vernichten können, doch ein Bakschisch bewog ihn, die Räuber mit allen Schätzen frei abziehen zu lassen. Daß er später als König ermordet wurde, ist nicht besonderer Erwähnung wert.

Athanagil ruft verräterisch die Byzantiner ins Land und schwingt sich mit ihrer Hilfe zum König auf. Es wird als Ausnahme besonders hervorgehoben, daß er „friedlichen Todes" gestorben sei. Dahn bemerkt, daß man von den meisten

der bisherigen Westgotenkönige außer dem Namen nur etwa noch die Art der Ermordung wisse. „Dieser meisterlose Adel, dem die Rebellion, der Königsmord, zur Gewohnheit geworden, war zur Treue gar nicht, zum Gehorsam nur durch den Schrecken zu bringen."

König Leovigilt ergriff ein drastisches Mittel. Gregor sagt: „Leovigilt tötete alle, welche sich angewöhnt hatten, die Könige zu ermorden. Nicht einen ihres Mannesstammes ließ er leben." Doch sein eigener Sohn Hermenigilt empörte sich gegen ihn, rief die Byzantiner und Sueben ins Land und trachtete dem Vater nach dem Leben. Besiegt, floh Hermenigilt in eine Kirche und ließ sich endlich Leben und Freiheit zusichern. Im nächsten Jahre wurde er enthauptet, übrigens möglicherweise für eine neue Schuld. Die Kirche machte den netten Sohn später zum Heiligen und stempelte den Vater zum wütenden Katholikenverfolger. Aber unter seinen Nachfolgern beginnt schon wieder die eintönige Folge von Hochverrat und Königsmord.

König Kindasvinth versuchte dem ein Ende zu machen; Fredegar bemerkt u. a. darüber folgendes: „Der König hatte die böse Sitte (morbus) der Goten in Entthronung ihrer Könige erkannt; war er doch selbst oft Teilnehmer solcher Pläne gewesen — daher kannte er genau die trotzigen Geschlechter, von denen Gefahr drohte, und sicher wußte er sie zu treffen." 200 der Vornehmsten, 500 der Geringeren soll er auf diese Weise getötet haben. Ihre Frauen und Töchter und ihr Vermögen wurden den Anhängern des Königs zugeteilt. Schon seinen Nachfolger traf übrigens wieder das übliche Schicksal. Bekanntlich war es der Verrat gotischer Großen, der die Araber nach Spanien brachte. In der Entscheidungsschlacht besiegelt der Übergang der Verräter das Ende des Gotenreiches.

Das früheste Material zur Beurteilung der Westgermanen liefern uns die Kriege der Kaiserzeit. Es ist eine stehende Klage der römischen Geschichtschreiber, daß die Barbaren, alle Verträge brechend, stets von neuem Rom überfielen. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß oft Landnot und innere Parteiungen die Wortbrüchigkeit erklären und mildern. Auch die Tücke der Kriegsführung durften die Römer

nicht tadeln, die darin den Barbaren häufig ein recht schlechtes Beispiel gegeben hatten. Von Anfang an fand das römische Gold germanische Nehmer. Überläufer und Bestechliche brauchten nicht gesucht zu werden. Selbst die im römischen Solde stehenden Germanen waren nicht frei von Untreue. Die gefeierte Hermannsschlacht „einer der treulosesten Völkerrechtsbrüche" (so Dahn, II, S. 64), ist nur als nationale Notwehr zu rechtfertigen. Der Cherusker Armin, der selbst zum römischen Ritter erhoben worden war, hatte Varus so in Sicherheit gewiegt, daß dieser alle Warnungen in den Wind schlug. Mit Arglist lockte er den Betörten aus seinem festen Lager in einen sumpfigen Wald und überfiel dort das sorglos wie im Frieden und Freundesland marschierende Heer. Gleichzeitig wurden alle im Lande zerstreuten Römer an einem Tage überfallen und ermordet. Doch Armin fiel durch seine eigene Waffe. Tacitus berichtet, ein Chattenfürst Adgandester habe vom Kaiser Gift verlangt, um Armin zu ermorden, Tiberius aber habe den Bescheid erteilt, Rom räche sich an seinen Feinden nicht durch List und im geheimen, sondern offen und mit den Waffen. Trotzdem fiel der Erretter Germaniens durch Meuchelmord der eigenen Gesippen. Auch der Bataver Civilis, dessen Heldentaten die Armins weit übertreffen, konnte sich schließlich vor der Untreue seines eigenen Volkes nur dadurch retten, daß er es an Rom verriet. „Die äußerste Treulosigkeit" eines Alamannenfürsten und die große Begabung für Trug und listige Umtriebe eines andern wird von den Historikern hervorgehoben (S. 285, 337)[1].

Vor allem aber sind es die Franken, deren Untreue das Entsetzen der Römer erregt. Ihre Gewohnheit sei es, sagt Vopiscus, lachend die Treue zu brechen. Das „schlüpfrige falsche" Volk (lubrica fallaxque) ist ihre stehende Bezeichnung[2]). Ihre spätere Geschichte bestätigt den früh erworbenen Leumund vollkommen. Fortlaufende Quellen besitzen wir seit den Merowingern, deren Reihe Chlodwig würdig er-

[1]) Verschiedene Züge von Untreue (zum Teil auf Armin bezüglich) stellte Hehn zusammen. Vgl. Schiemann, Viktor Hehn, Ein Lebensbild, 1894, S. 190ff.

[2]) S. 248, 257, 259, 260, 361 usw. Einige Stellen beziehen sich auf andere Germanen.

öffnet. Dieser moralische „Kraftmensch" richtete ein wahres Gemetzel unter seinen nächsten Verwandten an; nicht im ehrlichen Kampf, sondern ausschließlich durch „Intrige, Verhetzung, geheimen Mord und ganz offen brutal verübten Totschlag" beseitigte er sieben uns mit Namen genannte und außerdem noch „viele andere Könige und nächste Verwandte" (Dahn, III, 65), deren Reiche er seinem einverleibte. Und das Merkwürdigste ist der Gleichmut, ja oft der Beifall der zur Gefolgstreue verpflichteten Heerleute der Gemeuchelten! — Zuerst hetzte er den ripuarischen Prinzen Chloderich zum Morde seines Vaters, Königs Sigibert, indem er seine Habsucht anreizte. Nach vollbrachter Tat bietet der neue König dem Chlodwig einen Anteil an den gewonnenen Schätzen. Eine Gesandtschaft Chlodwigs wird von Chloderich freundlich empfangen, ermordet diesen aber im Augenblick, als er sich bückt, um Schätze aus einer Truhe zu heben. Sofort beruft Chlodwig das Volk des Getöteten zusammen, klagt ihn des Vatermordes an und behauptet, jener sei von einem Unbekannten erschlagen worden. Heuchlerisch fügt er bei: „Aber an all dem bin ich ohne Schuld. Denn ich werde doch nicht das Blut meiner Gesippen vergießen. Das wäre ja Freveltat!" Das Reich und die Schätze behielt Chlodwig, „denn", fährt Gregor von Tours wörtlich fort, „Gott warf Tag um Tag Chlodovechs Feinde nieder unter dessen Hand und mehrte sein Reich zum Lohne dafür, daß er gerechten Herzens vor Gott wandelte und tat, was wohlgefällig war vor Gottes Augen." — Hierauf bereitete er dem König Chorarich und dessen Sohn dasselbe Schicksal. Interessanter ist die Art, in der er gegen König Ragnachar verfuhr. Er bestach nämlich die Großen am Hofe dieses Fürsten mit Gold, ihm das Land auszuliefern. Als König Ragnachar und sein Bruder Richarius gefesselt vor Chlodwig geführt wurden, erschlug er den ersten mit der Streitaxt, weil er seine Sippe, die auch die Chlodwigs war, dadurch erniedrigt habe, daß er sich fesseln ließ, den Bruder aber, weil er die Fesselung nicht verhindert habe! Alsbald entdeckten die bestochenen Verräter, daß Chlodwigs Gold falsch sei — es war nur vergoldetes Erz! Doch Chlodwig antwortete, Verräter verdienten nichts anderes, sie sollten sich freuen, daß er ihnen das Leben

schenke. Als nächster kam ihr Bruder Rignomer daran. „Er ermordete aber noch viele andere Könige und Nächste seiner Gesippen" berichtet Gregor, wobei Chlodwig Reich und Schätze an sich riß. Vor einer Versammlung der Seinigen sprach er dann die Worte: „Wehe mir, der ich wie ein Fremdling unter Fremdlingen lebe und keine Gesippen habe, die mir beistehen könnten, wenn einmal Unglück über mich käme." „Aber dies sprach er nicht aus Schmerz über den Tod jener, sondern in arger List, um so vielleicht noch einen Verwandten ausfindig zu machen und ihn umzubringen." So Gregor von Tours. Chlodwigs Reich ging an mehrere Brüder über, von denen Chlodomer zuerst starb. Seine Brüder Chlotachar und Childebert, denen die Vormundschaft über seine unmündigen Söhne zustand, ließen diese unter dem Vorwande der Throneinsetzung zu sich kommen und ermordeten sie eigenhändig in grausamer und hinterlistiger Weise. Die verschiedenen Mordanschläge der Brüder gegeneinander, die teilweise glückten, sind zu eintönig, um einzeln erzählt zu werden.

Die Nachfolger Chlodwigs waren es auch, die sich gleichzeitig von den im Streit befindlichen Goten und den Byzantinern anwerben ließen und beide betrogen. Dabei hatten sie mit den Goten ausgemacht, sie würden nicht Franken, sondern andere ihrem Reiche angehörige Völker in Italien verwenden, um dem römischen Kaiser gegenüber die Ausflucht sich zu sichern, jene Scharen handelten ohne und gegen ihren Willen. Das Auftreten der Franken in Italien haben wir bereits geschildert. Natürlich ging es auch bei der Teilung des den Goten abgepreßten Goldes zwischen den merowingischen Brüdern nicht ohne Trug und Übervorteilung ab[1]).

In diesem Stil verläuft nun die ganze folgende Geschichte der Franken, wie sie uns vor allem Gregor mit unübertrefflicher Anschaulichkeit überliefert hat. Freilich wirkt das Chaos von brutaler Gewalt und hinterlistigem Verrat schließlich ermüdend auf den Leser. Die Könige und Mitglieder der königlichen Sippe gehen allen voran mit der von ihnen

[1]) Übrigens gefiel diese Methode den Franken so gut, daß sie später genau dasselbe Spiel mit den Langobarden und Byzantinern trieben. (S. 283, 537—538.)

bewiesenen Untreue gegen Verwandte und Freunde, mit Wortbrüchigkeit und Tücke gegen die Feinde. Aber auch die Untertanen, das Heer und vor allem die Großen und Adeligen leisten darin Hervorragendes. Königsmord und Abschlachtung von Verwandten sind nicht ein Vorrecht einzelner Gewaltmenschen[1]). Sehr deutlich wird uns aber die Tatsache, daß der Ausgangspunkt der entsetzlichen Untreue jener Zeit in der Institution gelegen ist, die oft als die höchste Verkörperung des Treu- und Ehrbegriffes gepriesen wird — im Adel. Ein Typus ist der gewaltige Führer der fränkischen Adelspartei Guntchram Boso. „Er hatte keinem seiner Freunde je einen Eid geleistet, den er nicht sofort gebrochen hätte." „Er war leichtfertig im Handeln, überaus nach fremdem Gute gierig, allen schwur er, niemandem hielt er sein Versprechen." So charakterisiert ihn Gregor. Ein germanischer Priester Rikulf ist es, als dessen Leibsprüchlein uns überliefert wird, einen klugen Menschen könne man nur durch Meineide überlisten. Anderseits wird es besonders rühmend — gewissermaßen als Ausnahme — hervorgehoben, wenn jemand Treue bewährt.

Eine frechere und treulosere Sippschaft kennt wohl die Geschichte nicht. Selbst mit den Sarazenen verbündet man sich ohne Scheu gegen das Königtum, dem Beispiel des Westgotenadels folgend. Ergreifend wirkt es, einen Nachkommen Chlodwigs sein Volk förmlich um sein Leben bitten zu hören. König Guntchram ging stets nur bewaffnet und mit starker Bedeckung zur Kirche. Eines Sonntags hielt er vor der Messe folgende Ansprache: „Ich beschwöre euch, ihr Männer und Weiber, die ihr zugegen seid, wollet mir eure Treue unverletzt halten! Und tötet nicht auch mich, wie ihr jüngst meinen Brüdern getan; möchte es mir doch vergönnt sein, doch mindestens drei Jahre noch meine Neffen, die ich als Söhne angenommen habe, aufzuziehen. Auf daß es nicht geschehe, was der ewige Gott nicht verstatten möge, daß ihr, wenn ich gestorben, mit jenen Kleinen auch zugleich selbst zugrunde gehet, da dann von unserem Stamme kein wehrhafter Mann

[1]) Vgl. nahezu hundert Hinweise auf solche Fälle (nach Dahn) in der 2. Aufl. dieses Buches, S. 336.

mehr da sein würde, um alle zu schützen." Als er so sprach, sandte die ganze Gemeinde ihr Gebet für den König zum Herrn. Selbst unter Karl dem Großen finden wir Verschwörungen gegen des Königs Leben, an deren Spitze einmal Karls Sohn Pippin stand. Das deutsche Recht faßt alle jene Verbrechen als besonders ehrlos auf, die nicht offen unter voller Übernahme der Verantwortlichkeit, sondern heimlich und mit Tücke verübt werden. Derlei Untaten hat jene Zeit in besonderem Raffinement hervorgebracht, nur die Auswahl aus der reichen Fülle verursacht Verlegenheit. König Chilperich schickt seinen Sohn Chlodovech in eine verpestete Gegend, damit er dort unauffällig sterbe, da er aber gesund bleibt, läßt ihn seine Stiefmutter erdolchen und verbreitet, er habe durch Selbstmord geendet. Dieselbe Fredegunde, die unzählige Bluttaten auf sich hatte, wurde übrigens von ihrer Tochter Rigunthis recht schlecht behandelt und oft geprügelt. Da lud sie sie einstens schmeichelnd ein, sich Schätze aus einer Truhe zu wählen, und als jene sich bückte, schmetterte sie ihr den Deckel auf den Kopf und suchte sie zu erwürgen. Unter freundschaftlichen Umarmungen und Treueschwüren stößt man dem „Freund" das Eisen in die Brust. Als 9000 Bulgaren von König Dagobert mit Weib und Kindern Schutz erflehen, weist ihnen dieser zerstreute Quartiere in Baiern an, läßt aber alsbald in einer Nacht die Wehrlosen umbringen.

Besonders charakteristisch für die Auffassung der Treue ist die rohe Art, in der man die Form zu schonen oder die verletzte zu sühnen sucht. Der Hausmeier Ebroin lockt seinen Feind Martinus aus seiner Burg, indem er ihm auf einen mit Heiligenreliquien gefüllten Kasten schwere Eide schwört, sein Leben zu schonen. Natürlich wird der Getäuschte sofort mit allen Gefolgen umgebracht. Man hatte nämlich vor dem Schwur die heiligen Knochen heimlich aus dem Kasten genommen, und so war der Eid nicht kräftig. Ebenso läßt König Chilperich, als er entgegen seinem Schwur in Paris einzieht, die Reliquien vieler Heiligen voraustragen, um den Eidbruch unschädlich zu machen. Wilhelm der Eroberer läßt Harold auf einen Reliquienkasten schwören, was dieser unbedenklich tut, weil er glaubt, daß nur Knochen von

unbedeutenden Heiligen darin sind, Aber Wilhelm hatte heimlich die heiligsten Gebeine hineintun lassen[1]).

Werfen wir noch einen Blick auf die Geschichte der anderen germanischen Stämme, die uns freilich viel lückenhafter erhalten ist als die der Franken. Wieder finden wir bei Thüringern, Burgunden und Langobarden dieselben Familiengreuel und Königsmorde, wie bei den bereits betrachteten Stämmen. Wieder spielen Frauen eine überaus üble Rolle in Verrat und Blutvergießen aus Sinnlichkeit. Der Hauptteil der Untreue fällt aber wieder auf den Adel. „Empörung, Königsmord, Trachten nach der Krone, reichsverräterisches Bündnis mit Papst oder Kaiser waren nur zu häufige Fehler dieser Herzoge, die hierin den westgotischen und den merowingischen Großen sehr ähnlich sind." (Dahn, S. 294.)

Es sei übrigens erwähnt, daß die Langobardengeschichte meines Erachtens die drei erhebendsten Tatsachen aufopfernder Treue enthält, die uns aus der germanischen Frühzeit enthalten sind, die Treuetaten der Freunde Perctarits, die Sesualds und des Diakons Seno.

Um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, heben wir nur noch hervor, daß die inneren Zustände bei den Angelsachsen und Skandinaviern auch nicht besser waren. „Von dieser Zeit an", sagt Green, „ist die Geschichte Northumbriens nur ein grausiger Bericht von Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Ein König nach dem anderen wurde durch Verrat und Aufruhr aus dem Wege geräumt, das Reich fiel dem aufrührerischen Adel in die Hände, die Felder lagen wüst und das Land wurde durch Hungersnot und Seuchen verheert." Robertson gibt eine eintönige Zusammenstellung von Vorkommnissen, die ganz unserem Bild entspricht[2]).

Da den Rassengläubigen selbst der fadenscheinigste Scheingrund willkommen ist, müssen wir noch dem tatsächlich gemachten Einwand begegnen, die geschilderten Zustände seien eben eine Folge der beginnenden Mischung zwischen Germanen und anderen Rassen. Speziell Chamberlain möchte

[1]) Lappenberg, Geschichte von England, Bd. I, S. 527.

[2]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes, I. Bd., 1889, S. 48; Robertson, The Saxon and the Celt, 86ff.; Winkelmann, Geschichte der Angelsachsen, 1883, S. 31—32, 107, 145.

einfach alles auf das böse Beispiel der Römer schieben — als ob selbst in den wildesten Zeiten römischer Dekadenz jemals annähernde Zustände geherrscht hätten! „Zwar nicht als ein Barbar, wohl aber als ein Kind, war der Germane in die Weltgeschichte eingetreten, als ein Kind, das alten, erfahrenen Wüstlingen in die Hände fällt." (Chamberlain, S. 516[1]). Man denke an die unschuldigen Kinder Chlodwig und Fredegunde! Man berücksichtige ferner: 1. daß die Zustände außerhalb des römischen Kulturkreises bei Angelsachsen und Skandinaviern ebenso schlimm waren; 2. daß gerade bei jenen Germanen, wo die Vermischung am leichtesten war, bei den Ostgoten und den Langobarden, die günstigsten Zustände herrschten, obwohl ihr Gebiet gerade den Sündenpfuhl Rom und das „chaotische" Italien umschloß. Die Ostgotengeschichte ist der Lichtpunkt der germanischen Vorzeit; 3. die ärgsten Dinge geschahen bei den Westgoten und Franken. Die letzteren mischten sich weniger als andere Rassen mit den Einheimischen[2]), weil keine Landteilung erfolgte, sondern die Franken sich geschlossen ansiedelten. Bei den Westgoten bestand für die Römer das bei Todesstrafe eingeschärfte Verbot der Ehe mit Barbaren, das Valentinian und Valens gegeben und Alarich II. in sein Gesetzbuch aufgenommen hatte; ferner verhinderte der Glaubensunterschied zwischen den katholischen Römern und arianischen Goten die Vermischung. Erst 70 Jahre nach Herstellung der Glaubenseinheit, knapp vor dem Ende des Gotenreiches, hob Rekisvinth das Eheverbot auf.

Der Kenner der Geschichte bedarf keiner Schilderung der Treulosigkeit, die alle Poren der so hoch gepriesenen Ritter-

[1]) Selbst Lamprecht (I, 242, 254) möchte die Westgotengreuel gerne auf den Einfluß des römischen Provinzialadels schieben! Aber, wie reimt sich damit seine Bemerkung, daß im Vergleich mit der germanischen Urzeit die Taten einer Fredegunde als Beweise sittlichen Fortschritts erscheinen.

[2]) Vgl. die Bemerkung über die Verhinderung der Mischung bei Dareste de la Chavanne, Histoire des classes agricoles en France, 1858, S. 87. Ein gesetzliches Verbot bestand nicht. Daß aber eine Verschmelzung der Rassen lange nicht eintrat, bewies das Fortleben des Personalprinzips im Recht bis ins 10. Jahrhundert. Holtzmann, Französische Verfassungsgeschichte, S. 52.

zeit durchdrang[1]). Der Vasall war so lange treu, als der Lehensherr ihm noch sein Gut nehmen konnte oder er seines Schutzes bedurfte. Wenn diese Motive aufhören zu wirken, war auch die Treue meist verflogen. Am häufigsten finden wir noch Beweise ihres Vorhandenseins bei den niederen Dienstleuten[2]), deren Dasein ja wirklich aufs engste an ihren Herrn geknüpft war, und die als Unfreie ohnehin keinen Vorteil aus dem Verrat ziehen konnten. Nach den Rassentheorien gehörten aber diese Schichten kaum zur selben Rasse, wie ihre Herren. Der Edelmann trachtete oft den Weg zur Unabhängigkeit und Macht über die Köpfe seiner Herren zurückzulegen[3]). Freilich pries die Ritterdichtung die Treue, und

[1]) Byron sagt in der Vorrede zu Childe Harold's Pilgrimage: „Now it happens, that the good old times . . . were the most profligate of all possible centuries. The vows of chivalry were not better kept than any other vows whatsoever." Man vergleiche bloß die tückische Gefangennahme Ulrich von Lichtensteins durch seinen eigenen Dienstmann. (G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II. Bd., 1. Abtlg., 1892, S. 23.) oder die scheußliche Untreue der Söhne Heinrichs IV. gegen ihren Vater (Lamprecht, Deutsche Geschichte, II, S. 347—354). Lindner (Geschichtsphilosophie, 1904, S. 119) bemerkt, daß die Lehenstreue nur gehalten wurde, soweit der beiderseitige Vorteil reichte. „In den Kreuzzügen wurde allgemein anerkannt, daß die Muhamedaner den Christen im Halten des gegebenen Wortes weit voran stünden" (ebenda, S. 120). — Oft übersieht man über den herrlichen Zügen des Nibelungensanges die bedenklichere Seite. „Selbstsucht und Neid freilich erwiesen sich oft stärker als die Treuepflicht, und gerade das Nibelungenlied, das Lied der Treue, wie man es auch genannt hat, zeigt, daß Untreue unter den Gesippten doch nicht gerade selten gewesen ist. Gunther und Hagen handeln untreu, nicht nur gegen Siegfried, den sie meuchelmörderisch erschlagen, auch gegen Kriemhild, die ihre Schwester und Verwandte ist. Aber auch bei Kriemhild selbst finden wir die größte Treue, die gegen ihren toten Gatten, gepaart mit der schreiendsten Untreue gegen ihre eigene Sippe. Hinterlistig lockt sie ihre nächsten Blutsverwandten ins Verderben." (Otto Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun, 1894, S. 28.)

[2]) So Hartung, a. a. O., S. 52.

[3]) Übrigens war während des Mittelalters auch bei den anderen Ständen die Treue nicht allzu groß. Der große Volksredner Berthold von Regensburg zieht heftig über die Bauern her: „So verrät, heißt es in der Predigt ‚von den vier Stricken', mancher dem andern aus Untreue sein Leben und sein Gut. Das tut aber niemand so viel, wie die Bauersleute tun untereinander. Die sind halt so ungetreu, daß sie vor Neid und Haß nicht einander ansehen mögen." So geht es noch weiter, wobei ein lebendiges Bild der Betrügereien der Bauern entworfen wird. Jedoch auch die Städter seien nicht

sie mag auch auf idealere Naturen selbst unter den Edelleuten gewirkt haben. Aber ganz unerlaubt ist es, daraus ein Idealbild jener Zeit zu konstruieren. Das genaueste Ebenbild findet der europäische Feudalismus in Japan, und in überraschender Weise wiederholen sich die einzelnen Züge der Rittersitte, der gesteigerte Ehrbegriff, das Lob der Treue, aufopfernde Beweise derselben unter den Geringeren und ihre Mißachtung bei den großen Vasallen[1]).

Die öffentliche und private Treue hat seit der germanischen Urzeit sicher die größten Fortschritte gemacht. Insbesonders die germanischen Nationen stehen gewiß auch in dieser Hinsicht heute vielfach an erster Stelle.

Freiheitssinn und politisches Talent

Unsere Schilderung der älteren germanischen Zustände setzt auch zwei andere Phrasen ins Licht, nämlich den behaupteten Freiheitssinn und das „politische Talent" der Germanen. Chamberlain beruft sich auf Goethes Zeugnis: „Erst die Germanen brachten der Welt die Idee der persönlichen Freiheit" und leitet ihr Recht zur Freiheit aus der ihnen vor allen Völkern innewohnenden Befähigung zur Freiheit ab. Zunächst legt Chamberlain Goethes Worten, die er überdies unrichtig wiedergibt[2]), einen andern Sinn unter, als wohl in

besser. (Vgl. Michael, Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert, I. Bd., 1897, S. 77.) Walther von der Vogelweide singt:

„Die Sonne hat ihren Schein verkehret,
Untreue ihren Samen ausgeleeret
Allenthalben auf den Wegen.
Der Vater beim Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget:
Die Geistlichkeit in Kappen trüget" usw.

Zahlreiche weitere Beispiele enthält der reizende Aufatz von Delbrück „Die gute alte Zeit". (Preußische Jahrbücher, Bd. 71, 1893, auch in Delbrücks Erinnerungen, Aufsätzen und Reden, 1892, S. 179—212.) Ferner vgl. Westermarck, a. a. O., S. 102.

[1]) Diese Unterscheidung macht Brandt. („Japan" in Helmholts Weltgeschichte, II. Bd., S. 20.) Über die japanische Rittertreue vgl. auch Inazo Nitobé, Bushido, die Seele Japans. Deutsche Übersetzung, 1903, S. 56.

[2]) Die Äußerung wird von Eckermann berichtet (6. April 1829). Jedoch führt er sie als eine Bemerkung Guizots an, den Goethe damals las. Der französische Historiker erklärt dort, die Germanen hätten den Galliern (nicht

Goethes Absicht war. Die Freiheitsliebe der alten Germanen bestand in dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das allen uns bekannten Naturvölkern eignet, vielleicht am stärksten einem der niedrigsten und wildesten, den Buschmännern Südafrikas[1]). Chamberlain behauptet ferner, „daß selbst die bloße Vorstellung der Freiheit den meisten Menschen gänzlich unbekannt ist" (S. 503). Den Semiten soll die Fähigkeit, frei zu sein, völlig mangeln, ja selbst den Wunsch danach spricht er dem Syrier ab. Auf S. 215 erst hat er dagegen die Freiheitskämpfe der Juden gegen Rom und Judas des Galiläers Parole angeführt: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles." Infolge ihrer Untreue konnten ferner nach Chamberlain die Semiten niemals einen dauerhaften Staat bilden (Babylon?), da sie nur für „Despotie und Anarchie, die beiden Gegensätze der Freiheit, Befähigung besaßen". Man könnte wohl die von uns geschilderte germanische Frühzeit nicht besser kennzeichnen als mit den Worten, das Leben sei in ihr nur dadurch ermöglicht worden, daß Despotie und Anarchie einander milderten und halbwegs aufwogen. Schon Seneca hat es ausgesprochen: „Omnes istae feritate liberae gentes leonum luporumque ritu ac servire non possunt, nec ita imperare." Dahn weist wiederholt die Behauptung von der politischen Befähigung jener Staatengrün-

der Welt, wie Chamberlain zitiert) die Idee der persönlichen Freiheit gebracht. Dies findet Goethe „sehr artig", gibt ihm „vollkommen recht" und führt einige Beispiele — „Gescheidtes, wie Dummes" — für den Individualismus der Deutschen an. Das Lob der altgermanischen Freiheit wird besonders von Publizisten des 16. bis 18. Jahrhundert gegen den fürstlichen Absolutismus ihrer Zeit gekehrt, so bei Fr. Hotmann, Franco-Gallia (1574), Montesquieu, Esprit des Lois XVII, 5 und oft.

[1]) Vgl. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., 1894, I. Bd., S. 682. „Eins veredelt sie, was freilich dem Tiere ebenso eigen ist: die Freiheitsliebe" usw. „Nie verläßt ihn in der Gefangenschaft der wilde Freiheitsdrang des echten Natursohnes" usw. „Der Buschmann ist der Anarchist unter den Südafrikanern. Wo er dagegen als Diener in dauernde Beziehungen zu Weißen trat, wurde er stets als zuverlässig gerühmt." — Also Freiheit und Treue! — Vielleicht eine neue germanische Verwandtschaft? Dasselbe gilt z. B. für die Weddahs. Eine große Anzahl von Belegen für die Freiheitsliebe der Naturvölker bei Spencer, Prinzipien der Soziologie, 1877, I. Bd., S. 78ff., II. Bd., S. 291. Vgl. ebenso Lamprecht, I, S. 174.

der zurück[1]), sie klingt auch wie ein rechter Hohn auf die Geschichte. Das bißchen Verwaltung stützte sich auf die Überbleibsel der römischen Kultur. Lateinisch schreibende Mönche und römische Senatoren besorgten das dringendste Erfordernis in den alten Formen. — Übrigens dürfte es vergebens sein, Chamberlains politische „Gedanken" enträtseln zu wollen. In seiner Wagnerbiographie faßt er Wagners politisches Bekenntnis und nach seiner Meinung auch „den stummen Willen der Volkheit, nämlich des ganzen germanischen Stammes" (S. 168) in die Worte zusammen: „Absoluter König — freies Volk[2])." Sogar die konstitutionelle Monarchie sei ein „fremdartiger, undeutscher Begriff". Breysig[3]) sagt mit Recht, daß es zu den unhaltbarsten Behauptungen populärer Geschichtschreibung gehöre, den Germanen sei die Monarchie gewissermaßen angeboren. Die starke Königsgewalt geht vielmehr überall auf den römischen Staatsbegriff der Kaiserzeit zurück.

In Wirklichkeit waren die germanischen Könige absetzbar und die eigentliche Entscheidung wichtiger Dinge ruhte bei dem Volke, das sie in der Volksversammlung fällte.

Stellung der Frau

Ein besonderer Zug des germanischen Charakters wird oft in der Würdigung der Frau gesehen. Doch bei sehr vielen Naturvölkern nimmt die Frau eine angesehene Stellung[4]) ein,

[1]) Vgl. z. B. Bd. III, S. 308, 463, 472. Der große Westgotenkönig Ataulf bekannte selbst, er habe anfangs den Plan gehegt, das ganze Römerreich zu stürzen und ein Weltreich seines Volkes zu errichten. Er habe aber den Plan aufgegeben, weil ihn reiche Erfahrungen belehrt hätten, daß sein unbändiges Volk noch nicht fähig sei, die hierfür erforderliche staatliche Disziplin zu ertragen, ja, nur dem Fehdegang entsagend, sich dem Richterspruch zu fügen. Seitdem habe er im Gegenteil all seinen Ruhm darin gesucht, durch die Kraft seines Volkes die Römerwelt neu zu heben und zu schützen, auf daß er, da er nicht der Vernichter Roms werden konnte, als der Wiederhersteller des Reiches in der Geschichte fortlebe. (Dahn, I, 354.)

[2]) H. St. Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 167.

[3]) Breysig, Kulturgeschichte, S. 752.

[4]) Zahlreiche Belege hierfür z. B. bei Spencer, a. a. O., Bd. II, S. 328; bei Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, 6. Aufl., 1899, 2. Bd., S. 446—472.

die die bei den Germanen beobachtete übertrifft[1]). Sehr häufig finden wir in der Völkerkunde uns an das Wort des Tacitus erinnert: „Sie glauben, daß etwas Heiliges und Seherisches dem Weibe innewohne und verachten daher nicht ihren Rat, noch schätzen sie ihre Antworten gering[2]). Die Veledas und Albrunas, Seherinnen, Priesterinnen und geweihten Frauen fehlen kaum einer Rasse. Häufig ist der politische Einfluß der Frauen groß und ihre Mahnungen werden sehr respektiert. Auch der Einfluß der germanischen Frauen auf die Schlachtreihe findet Gegenstücke, besonders bei den Arabern[3]). Die Kabylenweiber unterstützen selbst die Männer im Kampf, von den Hererofrauen berichtet Chapman: „Sie tun oft höchst verzweifelte Dinge im Kriege und auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen oder zu beschämen." Josaphat Hahn erzählt, daß in einem der ersten großen Zusammenstöße mit den Namaqua nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Moment ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereroweiber und Jung-

[1]) Im germanischen Recht nimmt die Frau eine mindere Stellung ein als der Mann. Ihr Wergeld ist meist bedeutend geringer, nur bei einigen Völkern genießt die noch gebährfähige Frau ein höheres Wergeld. (J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 1899, I, S. 557.) Bei den Redjang auf Sumatra hat die Frau ungefähr das doppelte Wergeld des Mannes. (Ratzel, Völkerkunde, 1894, S. 404, 413.) Im allgemeinen ist jedoch die Lage der Frau bei vielen Naturvölkern wenig günstig. Die größten Unterschiede hängen von wirtschaftlichen und natürlichen Umständen, hauptsächlich aber von der durch jene bedingten Familienorganisation ab.

[2]) Tacitus, Germania VIII. Die Scheu vor dem Weibe hängt wohl mit ihrem leichter erregbaren Wesen, ihrer Rolle als Erzeugerin des Lebens und dergleichen zusammen. Vgl. Belege bei Ploß, a. a. O., S. 448ff. Die religiöse Schätzung ist übrigens nicht immer mit der sozialen verbunden.

Bertillon hat „entdeckt", daß dem germanischen Charakter eine Tendenz zur Ehescheidung innewohne! Er konstruiert nämlich eine Karte Frankreichs mit Angabe der Häufigkeit der Scheidungen in den einzelnen Departements und der Verbreitung germanischer Merkmale. Beide Tatsachen konzentrieren sich im sozial entwickelteren Nordfrankreich. Er erklärt den Zusammenhang so, daß der nichtgermanische Südfranzose sich zwar leichter erregt, sein Weib schlägt, bald aber wieder ruhig wird, während der schwerfällige germanische Nordfranzose seinen Groll bewahrt und den Ehekonflikt vor den Richter bringt!! (Nach Ripley, The Races of Europe, 1900, pag. 519.)

[3]) Vgl. R. Geyer und R. Much über die arabischen und germanischen Frauen in der Schlacht in MWAG, 1909, S. 148ff.

frauen der Sieg gewonnen ward. Dasselbe wird von Australiern u. a. erzählt. Die Frauen der Räter kämpften so verzweifelt gegen die Römer, daß sie ihnen, nachdem die Pfeile verschossen waren, ihre eigenen Kinder ins Gesicht schleuderten.

Bekanntlich war bei den Germanen Vielweiberei zwar erlaubt, jedoch nur bei Reichen und Fürsten in Übung, was den allgemeinen Tatsachen entspricht. — Bei den Nordgermanen war nach Adam von Bremen die Polygamie häufig. Wie Schrader darlegt, war die Polygamie bei allen Indogermanen üblich; nur bei Griechen und Römern herrscht schon früh eine allerdings keineswegs strenge Monogamie, die nach ihm auf orientalische Einflüsse zurückgeht. Tacitus (Kap. XIX) hält dem römischen Sittenverfall das germanische Bild gegenüber, die strenge Ahndung und Seltenheit des Ehebruchs, die späten Heiraten, das Fehlen der römischen Frivolität. Cäsar berichtet[1]), daß Geschlechtsverkehr vor dem zwanzigsten Jahr für schimpflich gehalten werde und trotz des gemeinsamen Badens und der häufigen Nacktheit die Begierden nicht gereizt würden[2]). Uns kommt dieser Zustand weniger merkwürdig vor als dem Südländer. Übrigens haben die Germanen auf dem Boden der Antike bald alle Laster angenommen, an denen die spätrömische Gesellschaft litt[3]), und manches auch aus Eigenem entwickelt. Die Merowingerkönige und Prinzen hatten schon als unmündige Knaben je mehrere Konkubinen, was viel zu ihrer Degeneration

[1]) Cäsar, De bello gallico, VI, 21.

[2]) Afrikareisende haben bemerkt, daß durch den häufigen Anblick der Nacktheit die Begierden auf die Dauer mehr gekühlt als gereizt werden (Schneider, Die Naturvölker, 1886, 2. Bd., S. 432); weitere Beispiele für Sittsamkeit bei gänzlicher Nacktheit, gemeinsamem Baden und dergleichen gibt Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I. Bd., 1877, S. 356ff.

[3]) Vgl. Adelung, S. 330: „Es war also die Enthaltsamkeit, welche manche Schriftsteller an den Vandalen, Sachsen und anderen Deutschen priesen, nicht Tugend, sondern Natur. Andere Völker waren hingegen in diesem Stücke ebenso Barbaren, als in allen übrigen, und wie sehr sie alle, als sie in den römischen Provinzen mehr Reize bekamen, in der Wollust und Unkeuschheit aller Art ausschweiften, ist bekannt. Noch in der Folge mußte man die strengsten Gesetze selbst wider die Sodomiterei geben." Vgl. Procopius bell. Got., IV, 14.

beigetragen hat. König Dagobert hatte drei Hauptgemahlinnen und einen Troß von Nebenweibern. Karls des Großen Töchter hatten, obschon keine verheiratet war, mehrere Kinder, ohne daß dies Anstoß erregte. Der Ehebruch war überhaupt nur der Frau bei grausamer Strafe verwehrt, der Mann wurde nicht beschränkt, uneheliche Kinder waren den ehelichen von allem Anfang an gleichgestellt. Die Sittsamkeit war also das Produkt einer bestimmten Kulturstufe, nicht des Rassengeistes als solchen, und war überhaupt nicht ganz das, was wir dafür ansehen. Gleichberechtigung der Frau auf sexuellem Gebiete, Anspruch auf Treue des Mannes hat erst das Christentum gebracht, weshalb bei Germanen wie anderen Naturvölkern überall die Frauen zu seinen kräftigsten Förderern gehören. Sittlichkeit und Strenge der Ehe werden übrigens auch häufig bei niedrigen Rassen bewahrt. Man muß diese Begriffe scheiden. Häufig wird der Ehebruch der Frau auf das schärfste geahndet, dabei verleiht aber der Mann unbedenklich seine Frau; so herrschte bei den skandinavischen Germanen die Sitte, dem Gastfreund das Bett der Tochter oder Ehefrau einzuräumen. In diesem Fall ist es nicht die Tugendbegeisterung, sondern der Eigentumsfanatismus[1]) des Mannes, der den Ehebruch der Frau für einen Eingriff in seinen Besitz ansieht, was die strenge Auffassung hervorruft. Die Frau wird ja auf diesen Kulturstufen meist gekauft (auch bei den Germanen in einer früheren Epoche) und gehört zum Vermögen des Mannes. Westermarck[2]) zählt eine große Menge von Naturvölkern auf, deren Sittlichkeit sehr streng ist und selbst über das von den Germanen Berichtete hinausgeht. Häufig wird der Verführer mit der Verführten getötet, die Jünglinge werden strenge von den Mädchen ferngehalten usw. Man hat gesagt, daß die Sittlichkeit der Neger

[1]) „Wenn der Deutsche den Ehebruch so hart strafte, so geschah es nicht aus Haß gegen das Laster, sondern aus Rache wegen verletzten Eigentums; denn sein Weib war seine erste Leibeigene." (Adelung, a. a. O., S. 295.) Auch Schrader, Indogermanen, S. 65, 96, weist auf die sehr niedrige Stufe der Frau hin. „Die Frau ist das geborene Arbeitstier." Sie war oft Mißhandlungen ausgesetzt, selbst Siegfried prügelt seine Frau Kriemhilde aus kleinlichem Anlaß gewaltig durch.

[2]) Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, 1893, S. 56 ff. Vgl. ferner Ratzel, I, S. 253, 255, 460 usw.

im umgekehrten Verhältnis zur Vollständigkeit ihrer Kleidung stehe, so daß die Nacktesten die Sittsamsten seien und umgekehrt. Auch die Germanen gingen nach der antiken Berichten fast nackt. Wir finden also nicht, daß die Germanen hierin einen ihrer Rasse allein eigentümlichen Zug ausgeprägt haben. Sittlichkeit und Familienleben entwickeln sich bei den verschiedensten Rassen ganz ähnlich[1]).

Tötung der alten Leute

Das Familienleben der Germanen unterschied sich nicht von dem anderer Naturvölker. Bei vielen Völkern der Welt herrschte der Brauch, die alten und schwachen Leute zu töten. Es geschieht durch Ersäufen, Erschlagen, Lebendigbegraben, und wohl meist mit Zustimmung der Alten selbst, um diesen eine mühselige, durch die Entbehrungen des Nomadenlebens besonders hart betroffene Existenz zu ersparen. Grimm, der für die Germanen diesen Brauch mit zahlreichen Quellenstellen belegt hat, bringt auch Fälle aus verschiedenen anderen Rassen[2]). Selbst bei den Römern hatte sich die Erinnerung an die Vätersitte erhalten. Bei den Slawen Niederdeutschlands erhielt sie sich durch das Mittelalter bis an die Grenze der Neuzeit. Noch 1656 berichtet Zeiller: „Es ist ein ehrlicher Brauch im Wagerlande gleichwie in anderen Wendenlanden gewesen, daß die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandten, auch die so nicht mehr zum Kriege oder Arbeit dienstlich, ertöteten, danach gekocht und gegessen, oder lebendig begraben, derhalben sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollen, als daß sie in schwerem, betrübtem Alter länger leben sollen. Dieser Brauch ist lange Zeit bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Lüneburger Lande."

[1]) Ellen Key (Über Liebe und Ehe, 1905, S. 62) vergleicht das Familienleben und die Stellung der Frau bei Germanen und Romanen. Die berühmte Schwedin findet, daß die Achtung vor der Frau und die Innigkeit des Familienlebens bei romanischen Völkern größer sei, während der germanische Geist das Verdienst habe, Ehe und Liebe vereinheitlicht zu haben.

[2]) Vgl. Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., 1899, I. Bd., S. 669—674 Vgl. ferner Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bd., S. 213ff., und besonders die sehr zahlreichen Belege aus der ganzen Welt bei Westermarck, Origin and development of moral ideas, II. vol., 1906, S. 386ff.

Verachtung der Arbeit, Krieg, Raub

Die Lebensweise der Germanen war sehr einfach. Wenn nicht ein Krieg erwünschte Abwechslung bot, lagen sie auf der Bärenhaut. Körperliche Arbeit verachteten sie (Germ. 14), selbst die Jagd war nach Tacitus nicht beliebt — dem widerspricht jedoch Cäsars Bericht, der freilich andere Stämme und eine frühere Kulturstufe schildert als Tacitus. Die Haus- und Feldarbeit wurde ganz den Weibern, Greisen, Schwächlingen und Sklaven überlassen. Die Männer verbrachten ihr Leben in göttlicher Faulheit mit Schmausen, Zechen und Spielen. Auch für die Germanen galt, was Herodot von den indogermanischen Thrakern berichtet: Untätig zu sein, gilt für das Schönste, Ackerbauer zu sein für das Schimpflichste. Als besondere Eigenheiten hebt Tacitus die unmäßige Trinklust und die Spielsucht hervor, wobei die Worttreue so weit gehe, daß oft Spieler, die sich selbst verspielt haben, sich ohne Zögern in die Knechtschaft begeben. Gerade die letztgenannten Züge sind keiner Rasse der Welt fremd. Bei Malaien, Polynesiern, Indianern u. a. kostet das leidenschaftliche Spielen dem Spieler oft die Freiheit seiner Person und seiner Familie. Die entsetzlichen Verheerungen des Alkohols unter Indianern, Australiern, Negern, Sibiriern usw., aber auch bei allen Indogermanen, lassen schließen, daß der „große Durst" keine ausschließlich germanische Eigenschaft ist. Den Grund der Trunksucht speziell bei den Nordländern setzt Grotjahn gut auseinander: „Der schwerfällige Nordländer, der den größten Teil seiner Zeit in geschlossenem Raum oder unter einem unwirtlichen Himmel zubringen muß und nur wenige erfreuliche Eindrücke aus der ihn umgebenden Natur sammeln kann, hat ein größeres Bedürfnis, sich auf künstlichem Wege Euphorie zu verschaffen, als der im steten Verkehr mit seinesgleichen unter freiem Himmel lebende Südländer, dessen leicht erregbares Gemüt nicht erst eines Stimulus bedarf, um in eine genußfrohe Stimmung zu kommen[1])." Gerade in den am reinsten germanischen Ländern wie Skandinavien hat übrigens die Abstinenzbewegung

[1]) Vgl. Grotjahn, Der Alkoholismus nach Wesen, Wirkung, Verbreitung, 1898, S. 178.

im Laufe weniger Jahrzehnte die großartigsten Erfolge errungen, so daß der Rassencharakter doch nicht so konstant zu sein scheint.

Auch in den Kampfsitten finden sich manche Ähnlichkeiten zwischen Naturvölkern. Tacitus berichtet, daß die Flucht bei den Germanen nicht als schimpflich gelte, wohl aber der Verlust des Schildes dabei. Dasselbe gilt auch bei den Zulus. Selbst das Skalpieren (Capillos et cutem detrahere, capillos cum ipsa capitis pelle detrahere) war den Germanen nicht unbekannt, die Franken übten es noch 879, die Slawen im 10. Jahrhundert (Adelung). Menschenopfer waren allgemein in Gebrauch, selbst die christlichen Germanen fielen noch darauf zurück, vor allem wurden die Kriegsgefangenen geschlachtet[1]).

Den Raub, sagt Cäsar von den Germanen, hielten sie für keine Schande. Damit stimmt die Anschauung vieler Völker überein. Noch in den neueren Zeiten galt ein Schaf stehlen bei den Bergschotten für ehrlos, aber nur wegen der Geringfügigkeit des Gegenstandes; eine Kuh rauben war anständig, und hundert Kühe rauben adelig.

Wissenschaft und Kunst

Eine sehr merkwürdige Entdeckung über den Zusammenhang von Wissenschaft und Religion mit dem Rassencharakter der Germanen teilt uns Chamberlain mit (S. 938)[2]. „Wissenschaft ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen.“ Bisher glaubte man, daß die moderne Wissenschaft auf altorientalischen, hellenischen und arabischen Grundlagen sich entfaltet hat. Natürlich ist der Jude auch hierin minderwertig. Auf Seite 790 zitiert Chamberlain „Julius Sachs, den berühmten Botaniker“, um ihm auf derselben Seite das Zeugnis auszustellen, eine seiner botanischen Auffassungen sei eine Folge „seines beschränkten,

[1]) Christliche Germanen verkauften auch Kriegsgefangene an die Heiden zum Opfern. O. Fischer, Bonifatius, der Apostel der Deutschen, 1881, S. 63.

[2]) Vgl. auch 776ff. Tatsächlich spricht Chamberlain wiederholt von germanischer Philologie, Chemie, Mathematik usw., wenn er auch die Wortzusammenstellung selbst vermeidet (S. 782—786).

charakteristisch jüdischen Gesichtskreises". — Auf den folgenden Seiten wird als ein besonderer Vorsprung der germanischen Denkweise die intuitive Phantasie gepriesen. Die jüdischen Gelehrten sollen sie ebenso vermissen lassen, wie die Grundlage der strengen Erfahrung und die Einsicht der Beschränktheit unserer Erkenntnis. Dagegen nennt er auf Seite 805 als Beispiel eines „phantasiebegabten, schöpferischen Mannes" den Botaniker Wiesner. Nun ist dieser Gelehrte, dem auch Chamberlains ganzes Werk gewidmet ist, Jude der Abstammung nach[1]). An anderer Stelle tut Chamberlain Heinrich Hertz, dessen halbjüdische Abstammung er nicht zu kennen scheint, die Ehre, neben Galilei genannt zu werden.

„Echte germanische Kunst ist naturalistisch; wo sie es nicht ist, ist sie durch andere Einflüsse aus ihrem eigenen, geraden, in den Rassenanlagen deutlich vorgezeichneten Wege hinausgedrängt worden." (S. 990.) Bekanntlich hört man die Behauptung, der Naturalismus in der Kunst sei eine teuflische jüdische Erfindung, der Germane sei „idealistisch", öfter. Natürlich ist beides öde Phrase. — Ein „Charakteristikum des germanischen Geistes" ist das „Vorwiegen der musikalischen Begabung". (S. 977.) Die Germanen sind die „musikalischeste Rasse der Erde." (S. 985.) Eine seltsame Tatsache fällt uns jedoch auf, für die wir keine Erklärung geben können. Seit Jahrhunderten sind die Engländer musikliebend, suchen sie die besten Musiker und größten Tondichter in ihr Land zu ziehen, auch an germanischem Geblüt dürfte es ihnen nicht fehlen, der keltische Zusatz gehört einer ebenfalls überaus „musikalischen Rasse" an — trotzdem hat wohl kein Kulturvolk nach vielversprechenden Anfängen so wenig in der Musik geleistet als die Engländer.

Den Gipfelpunkt der germanischen Tonkunst sieht Chamberlain in seinem Schwiegervater Wagner. Es ist nun seltsam,

[1]) Die Widmung an Wiesner lautet: „In Verehrung und Dankbarkeit zugleich als Bekenntnis bestimmter wissenschaftlicher und philosophischer Überzeugungen." Wiesner bewies, daß Dankbarkeit auch bei Juden vorkommt, indem er der philosophischen Fakultät der Wiener Universität den Antrag auf Verleihung des Ehrendoktorats an Chamberlain stellte. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt.

daß nicht nur Wagner, sondern auch Gluck, Beethoven und andere deutsche Meister früher bei den Franzosen Anerkennung und Bewunderung fanden, als bei ihren Stammesgenossen[1]). Zu den festesten Stützen des Wagnerkults gehören übrigens heute die Juden. Daß Wagners Kunst deutsch sei, hat Nietzsche wiederholt mit scharfer Ironie bestritten[2]).

Religion

Häufig wird gerade in neuerer Zeit die Behauptung vertreten, den Germanen entspreche eine besondere mystische, antirationalistische Auffassung des Christentums, die sie von allem Anfang an zu Gegnern der römischen Theokratie gemacht habe und mit einem lebhaften Unabhängigkeitsstreben verbunden sei. Den Arianismus erklärt man für die erste protestantische Regung, obwohl gerade er die am Katholizismus verworfenen „ungermanischen" Elemente besonders stark ausprägte, wie wir gezeigt haben[3]). Die Annahme des Christentums bei den Germanen überhaupt und seiner einzelnen Richtungen im besonderen hat aber mit tieferen religiösen Gründen nichts zu tun. Politische und wirtschaftliche Gründe sind ausschlaggebend. Chlodwig verspricht in der Schlacht, katholisch zu werden, wenn ihm der Christengott Sieg verleihe. Er und seine Nachfolger sprechen bei jeder Schenkung oder Begünstigung der Kirche die materiellen Beweggründe mit der größten Offenheit aus. Der Westgoten-

[1]) Nach Chamberlain, Richard Wagner, 1901, S. 95ff.

[2]) So heißt es in den aus seinem Nachlaß veröffentlichten Aphorismen: „Wagner hat noch einmal den französischen Geschmack zum Übergewicht über den italianisierenden gebracht, aber es war der Geschmack Frankreichs von 1830; die Literatur Herr geworden über die Musik wie über die Malerei. Wie viel Wagnerisches ist doch an dieser französischen Romantik! Auch der hysterisch-erotische Zug, den Wagner am Weibe besonders geliebt und in Musik gesetzt hat, ist am besten gerade in Paris zu Hause, man frage nur die Irrenärzte. Den eigentlich deutschen Wagner gibt es gar nicht; ich vermute, der ist die Ausgeburt sehr dunkler deutscher Jünglinge und Jungfrauen, welche sich mit dem Dekret, daß Wagner ein deutscher Künstler sei, selbst verherrlichen wollen." Vgl. ferner Nietzsche kontra Wagner, 1895, S. 75.

[3]) Auch an Intoleranz stand der Arianismus dem Katholizismus kaum nach.

könig Rekared erklärt aufrichtig, aus irdischen (politischen) Gründen den Arianismus mit dem Katholizismus zu vertauschen. Dem großen Deutschenapostel Wilfried gelingt die Bekehrung Frieslands; „denn, sagt die treuherzige Quelle, das Jahr war zur Zeit seiner Ankunft mehr als gewöhnlich ergiebig an Fischfang und fruchtbar in allen Dingen und die Heiden führten das zurück auf denjenigen Gott, welchen der Fremdling verkündete". — Die einen lockte die Aussicht des jenseitigen Lebens, andere persönliche Gründe. „Keiner deines Volkes hat den Göttern eifriger gedient als ich," sagt der Priester Coifi[1]), „und doch sind viele begünstigter und glücklicher. Wären diese Götter für irgend etwas gut, so würden sie ihren Anbetern helfen." Dann sprang er aufs Pferd, schleuderte einen Speer in den heiligen Tempel zu Godmanham und nahm mit allen übrigen des Witenagemot von Northumbrien die Religion des Königs an. Die Könige wurden häufig durch ihre Frauen bekehrt, denen die neue Religion eine festere und würdigere Stellung gewährte, als das Heidentum[2]). Ein großer Teil der Germanen mußte mit dem Schwert zum Christentum gezwungen werden. Karls des Großen Sachsenbekehrung bediente sich aber auch im weitesten Maße der Bestechung des Adels mit Land, so daß ein Zeitgenosse meint: „Mehr Sachsen hat die Bestechung als das Schwert gewonnen." — Dieselben Motive kehren überall wieder[3]), von irgendeinem mystischen „Sehnen der Germanen nach Erlösung", wie es eine Modeeinrichtung nennt, ist keine Spur.

Die Reformation heißt Chamberlain „eine Empörung der germanischen Seele gegen ungermanische Seelentyrannei".

[1]) Vgl. Green, Geschichte des englischen Volkes, 1889, I, S. 25.

[2]) Vgl. die Belege zu dem Angeführten bei Dahn, Urgeschichte, I, 390; II, 403; III, 44, 50—51, 60, 63, 644, 701, 725—727, 772—773 usw.; IV, 143, 180.

[3]) Chamberlain erzählt (749): „Keiner war so geschaffen, diese göttliche Stimme zu vernehmen wie der Germane — und das ganze germanische Volk greift gleich zu den Waffen des Evangeliums, jedem blöden Aberglauben (die Geschichte des Arianismus bezeugt es) abhold." — Dagegen spottet Dahn über die „Phrasen der Theologen" von der „inneren Sehnsucht der Germanen nach der Erlösung" — sie haben sich vielmehr, was die Regel, die große Menge, angeht, ganz verzweifelt und bis zum Tode kämpfend dawider gewehrt (III, 773).

Es ist sehr fraglich, ob von Katholiken oder Protestanten mehr an Seelentyrannei geleistet wurde, wenn man die verschieden lange Existenz der Bekenntnisse berücksichtigt. Buckle sagt, die Priesterknechtschaft der schottischen Presbyterianer lasse sich nur mit spanischen Zuständen vergleichen. Der Sieg des Protestantismus war überall durch soziale und politische Momente bedingt. Die Reformationsgedanken waren in den romanischen Ländern viel älter und weitgehender als in den germanischen[1]), doch fehlte der soziale Boden. In Deutschland, England, Schottland, Schweden usw. waren die weltlichen Machthaber viel schneller dabei, die reichen Kirchengüter einzustecken, als sich mit theologischen Argumenten zu beschweren. Besonders in Deutschland besorgten die übermächtig entwickelten Landesfürsten dieses Geschäft aufs gründlichste; der Kaiser hatte nicht die Macht, ihnen zu wehren. — In England wurde die Reformation von einem König keltischen und französischen Blutes durchgeführt, aus dem Grunde, weil der Papst eine Ehescheidung des Königs verweigerte und dieser dabei eine gute Gelegenheit sah, nicht nur seine Geliebte durch einen Machtspruch heiraten zu können, sondern auch seinen politischen Absolutismus durch den religiösen zu stärken. Im Glauben blieb er orthodox katholisch und hatte so wenig Sympathie mit dem Protestantismus, daß er an deutsche Fürsten schrieb, man solle Luther samt seinen Schriften verbrennen[2]). Die falsche Politik der Päpste förderte geradezu diesen Verlauf. Klemens VII. nahm durchaus keinen aufrichtigen Anteil an dem Kampf gegen die Fortschritte des Luthertums. Er fühlte sich mehr als italienischer Fürst, denn als Oberhaupt der Christenheit. Aus politischen Gründen bekämpfte er Karl V., die stärkste Säule des Katholizismus in Deutschland, und nötigte ihn dadurch, in seinem Lande die Ketzer gewähren zu lassen. Als der Papst besiegt war, mußte er aus Gefällig-

[1]) Eingehend hierüber H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter, 2 Bände, 1875—1877, und jede Kirchengeschichte.

[2]) Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 349. Vgl. die treffende Polemik gegen die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Protestantismus und Germanentum bei Robertson, The Saxon and the Celt, 1897, S. 95ff., 143ff.

keit gegen den Kaiser die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina, einer Tante Karls V., verweigern und bewirkte dadurch den Abfall Englands. Die Politik Klemens VIII. begünstigte überall die Gegner der Kirche. Ja noch mehr. Nachdem er infolge seines Bündnisses mit dem Kaiser der Kirche eine schmerzliche Wunde durch Englands Loslösung zugefügt hatte, wandte er sich von neuem gegen den Kaiser und suchte durch die Vermittlung des französischen Königs bei den deutschen Protestanten ein Bündnis gegen Karl V. nach! Der letztere mußte nun ebenfalls um die Gunst der Lutheraner buhlen. Diese Umstände führten zum Nürnberger Religionsfrieden und dem raschen Aufschwung der Reformation in Deutschland[1]). Auch im folgenden sehen wir überall politische und soziale Gründe, die mit dem Rassengeist nicht das mindeste zu tun haben, den Fortgang der Bewegung bedingen. In Frankreich hatten die Bauern mit Hilfe des Königtums die Macht des wirtschaftlichen Feudalismus sehr eingeschränkt, sich selbst größtenteils zu Freiheit der Person und des Eigentums hinaufgearbeitet. Als nun der Adel auch hier die Reformation für seine Zwecke ausnützen wollte, warfen ihn König und dritter Stand nieder. In Deutschland, wo die Lage der Bauern sich viel ungünstiger gestaltete, entfesselte die Reformation die soziale Revolution, doch kein deutscher Kaiser half den verzweifelten Bauern, um mit ihrer Kraft sich des verderblichen Landesherrentums zu entledigen, ihre Empörung wurde von den Fürsten im Blut erstickt. Luther eiferte diese noch hierzu an. Seine Lehre siegte. — Was aber hat mit all diesen Dingen der Rassengeist zu tun[2])?

Fassen wir zusammen: Es fällt uns nicht ein zu leugnen, daß den germanischen Völkern die vortrefflichsten Eigenschaften zukommen, die sie unbestritten an die Spitze der großen Kulturrassen stellen, wobei freilich das reiche Erbe

[1]) Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., 1882, S. 11.

[2]) Über die Bedeutung der sozialen Lage für das Schicksal der Reformation in Deutschland und Frankreich vgl. z. B. K. Müller, Kirchengeschichte, II, 1, S. 194, 489. Über Frankreich H. Doniol, Histoire des classes rurales en France, 1867, S. 331.

der Antike und des alten Orients, die fremden Einwirkungen von außen und die unschätzbare Mitarbeit zahlloser, der Abkunft nach „ungermanischer“ Elemente im Innern nicht vergessen werden dürfen. Doch all dies ist geworden, in mühsamer Kulturarbeit errungen. Nur Torheit kann in allem Trefflichen „germanisches“ Erbe, in allem Schlechten fremden Einfluß erblicken. Die speziell für germanisch ausgegebenen Charakterzüge der Urzeit erwiesen sich schließlich als solche, die bei allen Naturvölkern auf gleicher Entwicklungsstufe auftreten, und zwar in der verblüffendsten Ähnlichkeit mit den germanischen Verhältnissen. —

KAPITEL XIII

Voraussetzungen des Kulturfortschritts

Die offenbare Tatsache, daß manche Völker vielen anderen in der Kultur so weit vorangeeilt sind, hat nicht wenig zur Entstehung des Rassenhochmuts beigetragen, der auf die „niederen Rassen" herabblickt und den eigenen Fortschritt aus der „edleren" Veranlagung erklärt. Gegen diese primitive Auffassung lassen sich die gewichtigsten Gründe anführen. Hier soll nun an einigen Beispielen gezeigt werden, worauf die Verschiedenheiten der Völkerentwicklung tatsächlich zurückgehen. Freilich kann nur das Allernotwendigste angedeutet werden, denn eine zureichende Erklärung der unübersehbaren Mannigfaltigkeit menschlicher Entwicklungen ist derzeit noch gar nicht möglich.

Offenbar haben nun in jedem Fall drei Komplexe den Volksgeist geformt: Natur, Gesellschaft, Geschichte. In letzter Linie gehen natürlich auch die gesellschaftlichen und geschichtlichen Erscheinungen auf Naturtatsachen zurück, aber wenn sie sich einmal herausgebildet haben, so besitzen sie eine so ausgeprägte Selbständigkeit, daß sie oft stärker wirken als die Natur. Diese so selbstverständliche Erwägung wird doch fortwährend außer acht gelassen. Man glaubt die Wirksamkeit von Rassenanlagen bewiesen zu haben, wenn man zeigt, daß dieselben oder ähnliche Umweltsbedingungen ganz verschiedene Kulturerscheinungen zeitigen, daß also z. B. Griechenland im Altertum und in der Neuzeit eine sehr verschiedene Rolle spielt, obwohl sich doch der Himmel, die Erde und das Meer nicht geändert haben. In allen diesen Fällen wird ganz übersehen, daß die sozialen und geschichtlichen Bedingungen sich gänzlich verschoben haben. Die hellenische Entwicklung wurde z. B. durch die Nähe der

großen Kulturzentren Babylons, Ägyptens, Persiens ungemein gefördert, während anderseits die periphere Lage Hellas vor dem Schicksal bewahrte, im Zusammenprall dieser großen Weltmächte zerdrückt zu werden wie Israel. Überdies ergaben sich aus der starken geographischen und politischen Differenziertheit Griechenlands ein Freiheitsstreben und ein gegenseitiger Wetteifer, die weit über die kulturellen Möglichkeiten der großen theokratischen Imperien hinausführten. In seiner Blütezeit lag Griechenland im Mittelpunkte des Weltverkehrs. Alle diese Verhältnisse haben sich nun grundlegend gewandelt. Das Beispiel zeigt deutlich, wie irreführend die Vernachlässigung der geschichtlichen Besonderheiten wirkt. Dieselbe Umwelt kann ganz verschieden wirken, je nach der Entwicklungshöhe, auf der das Volk bei der Besiedlung steht und je nach dem Verhältnis zu den umwohnenden Völkern.

In der Betonung des Geschichtlichen, Mannigfaltigen, Individuellen der Kulturen im Gegensatz zur vorschnellen Konstruktion einer allgemein menschlichen Entwicklung liegt auch die Bedeutung der Kulturkreislehre in der Völkerkunde[1]). Dieser durchaus richtige Gesichtspunkt besagt aber keineswegs, daß kulturelle Verschiedenheiten trotz gleicher Vorbedingungen aus abweichenden Anlagen zu erklären seien. Ob wir nun mit Bastian die unzähligen, bei den verschiedenen Völkern oft höchst auffällig auftretenden Übereinstimmungen als Elementargedanken der einheitlichen Menschennatur auffassen, oder ob wir mit Ratzel die Rolle der Übertragung und Entlehnung von Kulturgütern betonen (die natürlich eine Disposition zur Übernahme, also wieder eine gewisse geistige Gleichartigkeit voraussetzt) oder ob wir mit Thilenius und Ehrenreich annehmen, daß Kulturparallelen aus ungleichartigen Grundlagen unter Einwirkung gleicher Bedingungen hervorwachsen können — stets bleibt der Satz aufrecht, daß der menschlichen Psyche eine überaus starke Gleichartigkeit zugrunde liegt.

[1]) Vgl. F. Graebner, Methode der Ethnologie, 1911; derselbe, Ethnologie in Schwalbe-Fischer, Anthropologie, 1923, S. 435; P. W. Schmidt, Die moderne Ethnologie Anth., 1906; Paul Hambruch, Das Wesen der Kulturkreislehre, 1924. — Vgl. auch S. 23.

Die Naturbedingungen des Kulturfortschritts

Die wichtigsten Naturfaktoren, die den Werdegang der Völker bestimmen, sind nun[1]):

1. Das Klima, nämlich Hitze und Kälte, Luftfeuchtigkeit, Trockenheit. Die Extreme sind natürlich dem Fortschritt ungünstig. Insbesonders wirkt sehr heißes und heißfeuchtes Klima erschlaffend; kältere, gemäßigtere, abwechslungsreiche Temperaturen scheinen der Energie förderlich zu sein. Schon die Alten und spätere Schriftsteller des 16. bis 19. Jahrhunderts haben dieser physiologischen Klimawirkung eine oft weit übertriebene Bedeutung beigelegt. Ein richtiger Kern kann aber diesen Beobachtungen nicht abgesprochen werden.

Noch stärker als die physiologische Wirkung ist aber die psychologische, nämlich insofern, als sehr heiße und sehr kalte Zonen die Regelmäßigkeit der Arbeit erschweren und hierdurch die Entwicklung stetiger Energie lähmen. Unter solchen Naturbedingungen überwindet der Mensch schwer die Stufe indolenten Hindämmerns, das nur zeitweilig durch Kraftanstrengungen unterbrochen wird.

Wir sehen schon hier einen Parallelismus zwischen der Kulturhöhe der Erdteile und ihrer klimatischen Lage. An der Spitze steht zweifellos Europa, das überwiegend in der gemäßigten Zone liegt, ihm kommen Teile Nordamerikas und Nordasiens am nächsten. Im ganzen reichen aber sowohl Asien als Amerika viel tiefer in die extremen Zonen hinein, überdies ist in Asien gerade der in gemäßigten Breiten liegende Teil überwiegend eine kalte, trockene Hochebene und Wüste. Schon Montesquieu meinte, es gebe in Asien keine gemäßigte Zone, sondern sehr heiße und sehr kalte Gegenden, unmittelbar aneinander grenzend. Afrika und Australien schließlich liegen gänzlich in der heißen Zone, die wasserlose Wüste nimmt einen großen Teil dieser Kontinente ein.

[1]) Vgl. hierzu als Hauptwerk besonders Fr. Ratzel, Anthropogeographie, 2 Bde., neue Aufl. 1923; Fr. Ratzel, Kleine Schriften, 1906, II. Bd.; Montesquieu, Geist der Gesetze, Hume, Essay XXI. Herder, Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. Hegel, Philosophie der Geschichte; H. Th. Buckle, Geschichte der Zivilisation in England, Kap. II; J. M. Robertson, Buckle and his critics, 1895; ferner Schriften von K. Ritter, H. Taine, u. a.

2. Die Naturausstattung mit nutzbaren Mineralien und Pflanzen, mit jagdbaren und zähmbaren Tieren. Auch hier sind beide Extreme schädlich. Wir besitzen ungemein viel Beweise dafür, daß nicht nur übermäßige Kargheit, sondern auch allzu große Freigebigkeit der Natur erschlaffend wirkt und den Fortschritt hemmt. Schon der große Seefahrer Cook hat bemerkt, daß die leichte Nahrungsgewinnung aus dem Ertrag des Brotfruchtbaumes ein Hauptgrund für die geringe Entwicklung der Zivilisation in der Südsee ist. Mit besonderem Nachdruck hat Buckle hervorgehoben, wieviel mehr dasjenige Milieu kulturfördernd wirkt, das zur Entfaltung der Arbeitsenergie zwingt, als ein solches, das die Lebensbedürfnisse mit verschwenderischer Freigebigkeit darbietet[1]). Bei den Ostmalaien auf Ceram bereitet sich ein Mann in einem Monat so viel Sago, daß er sich von der einen Hälfte ein Jahr ernähren und gegen die andere Schmuck und Messer eintauschen kann. Wo bleibt da der Anreiz zur Erfindung, die Erziehung zur anhaltenden Arbeit? Die fruchtbarsten Kulturen sind meist auf dem Boden dürrer oder versumpfter Ebenen entstanden, wo die Not zur sorgsamsten künstlichen Bewässerung und Entwässerung zwang.

Auch in bezug auf Naturausstattung sind die engverbundenen Kontinente Asien und Europa den anderen weit überlegen. In Afrika dagegen fehlten ursprünglich die wichtigsten Haustiere und Nutzpflanzen. Noch auffallender ist die Armut des alten Amerika. Vor der Entdeckung Amerikas gab es dort keine Pferde, Rinder, Kamele, Ziegen, der amerikanische Büffel trotzte allen Zähmungsversuchen. Von zähmbaren Tieren kamen in Amerika eigentlich nur Hund und Truthahn, ferner in Südamerika das Lama, das aber nur im Hochland fortkommt, in Betracht. Hierin liegt der Grund, warum die Indianer größtenteils nicht über die Stufe von Jäger-

[1]) Viele Beispiele bei Rob. Michels, Wirtschaft und Rasse (im Grundriß der Sozialökonomik, 2. Aufl., I. Bd., S. 143, Westermarck, Moral Ideas, II, S. 269). — In Europa hat sich die Industrie zuerst hauptsächlich in Gebirgen und wenig fruchtbaren Gegenden entwickelt, wo die Not zur gewerblichen Arbeit zwang; erst später haben Kohlenreviere und Ströme ihre Anziehungskraft ausgeübt. Vgl. Fr. Hertz, Die Produktionsbedingungen der österreichischen Industrie, 1918.

völkern hinausgelangt sind. Die Wanderhirten und Reitervölker, die in anderen Weltteilen große Landstriche erobert und die lokale Zersplitterung überwunden haben, fehlten in Amerika; daher auch die ungeheure Zahl kleiner und kleinster Stämme, die niemals zu größeren staatlichen Gebilden zusammengeballt wurden. — Am allerungünstigsten war Australien daran, das überhaupt keinerlei nutzbare Haustiere besaß, ja selbst an Jagdtieren überaus arm war.

3. Schädliche Naturfaktoren. Ungeheure Gebirge, Urwälder, Ströme, Sümpfe, Erdbeben, Vulkane, Überschwemmungen, Raubtiere, Insekten, Parasiten, Seuchen. Wo die Natur dem Naturmenschen mit erdrückender Gewalt gegenübertritt, bleibt ihm nichts übrig, als sich möglichst anzupassen, und die Naturvölker haben dies oft in wunderbarer Weise erreicht. Dies ist aber eben ein anderer Weg als der unserer modernen Zivilisation, welche die Natur durch Technik überwindet. Einer erdbebenreichen Gegend ist eine leichte Hütte besser angepaßt als ein schweres Steinhaus. Aber nicht nur die großen ins Auge springenden Faktoren hindern den Fortschritt der betroffenen Rassen, sondern auch manche Umstände, die wir leicht übersehen, etwa das Vorkommen gewisser Insekten. „Wo, wie am Orinoko," sagt Spencer, „der Morgengruß stets lautet: „Wie haben euch die Moskitos zugesetzt?" und wo die Qual so groß ist, daß ein Priester nicht glauben wollte, daß Humboldt sich ihr freiwillig unterworfen habe, bloß um das Land zu sehen — da muß das Bedürfnis nach Erleichterung oft über den bereits schwachen Antrieb zur Arbeit die Oberhand behalten." Die Kirgisen werden durch die Fliegenschwärme geradezu zum Nomadisieren gezwungen, indem sie im Mai, wo die Steppen mit der üppigsten Weide bedeckt sind, diese im Stiche lassen und in die Berge ziehen müssen. Die Tsetsefliege in Afrika schließt Rinder und Ochsen von großen Gebieten aus, ihr Einfluß auf die Wanderung der Weißen ist größer als der jedes anderen Tieres, die gefährlichsten Raubtiere inbegriffen. Durch sie werden die Buren wie durch eine unsichtbare, aber unübersteigliche Schranke von jedem Vordringen über den 20. Grad hinaus abgehalten. — Die Malaria wird durch Moskitos übertragen, die Pest durch Ratten. Soviel mancher Neger bauen

mag, der Kornwurm verwüstet den größten Teil; durch massenhaftes Eierbrauen wird zwar ein Teil des Materials gerettet; eine Möglichkeit aber, durch Fleiß sich zu heben, existiert nicht. Heuschrecken spielen andernorts die gleiche Rolle. Termiten fressen alles: Vorräte, Kleider, Geräte, Betten usw. „Ein Mann kann heute reich sein und morgen arm werden durch die Verwüstungen der weißen Ameisen", sagte ein portugiesischer Kaufmann zu Livingstone, und Humboldt bemerkt: „Wo die Termiten alle Dokumente zerstören, da ist auch keine vorgeschrittene Zivilisation möglich." Die durch solche Vorkommnisse erzeugte Mutlosigkeit verhindert allein jeden Fortschritt.

Buckle hat ferner betont, daß furchtbare Naturerscheinungen den Geist des Aberglaubens nähren und daß hierin ein Hemmnis des Fortschrittes zu erblicken ist. Das Überwuchern des Zauberglaubens bei den Naturvölkern hängt wohl damit zusammen. Jedenfalls tritt in Europa die Natur dem Menschen am wenigsten als zerstörende und hemmende Kraft entgegen.

4. Die Raumbedingungen. Ihre Bedeutung wechselt mit der sozialen Stufe des Volkes. Wieder üben die Extreme oft eine hemmende Wirkung auf den Fortschritt aus. In allzu engem Raum verkümmert ein Stamm, aber auch die Schrankenlosigkeit des Raumes kann niederen Völkern verhängnisvoll werden. Gerade jener Umstand, der heute Amerikas Übergewicht über die alte Welt bedingt, die Weiträumigkeit, ist das größte Hindernis für ein Naturvolk, sich zu erheben, den ersten Schritt vom schrankenlosen Umherschweifen zum festen Wohnsitz zu machen. Der ungeheure Lebensspielraum des amerikanischen Kontinents konnte eben nur durch fremde, höher zivilisierte Völker ausgenützt werden. Nichts ist auf tiefer Stufe stehenden Rassen so schädlich wie eine endlose Fläche, über die sie sich ohne große Reibung ausbreiten können. Nimmt ein Jagdgrund an Ergiebigkeit ab, so zieht man eben weiter, kann die oberflächliche Bodenbenutzung den Bevölkerungszuwachs nicht ernähren, so ist Raum genug für das Ausdehnungsbedürfnis vorhanden, bricht ein erobernder Stamm herein, so ist es möglich, ihm zu weichen und die Hütten weiterzutragen. Die erforderte soziale

Reibung fehlt diesen „kampflosen Kontinenten“ und damit ein Ansporn zum Fortschritt. Rußland, Polynesien, Afrika legen hierfür Zeugnis ab. Alle frühen Kulturen gehen von geringräumigen Landschaften aus, denen natürliche Grenzen (Gebirge, Flüsse, Meer, Wüste) eine heilsame Schranke gegen das Umherschweifen im Innern und einen Wall gegen Überfälle von außen gewähren. Völkern aber, die schon über eine entwickelte Technik und soziale Organisation verfügen, ist gerade der weite Lebensspielraum ein großer Ansporn, indem er Optimismus und Selbstvertrauen steigert und zu großzügigem Handeln anregt.

5. Die Verkehrslage der Kontinente. Von großer Bedeutung war der mehr oder minder ausgedehnte Zusammenhang der Kontinente, wodurch der Lebensspielraum bedeutend beeinflußt, die Möglichkeit der Wanderungen, der Austausch von Nutztieren, von Nutzpflanzen und Kulturerrungenschaften bedingt wurde. Europa und Asien werden durch keine Naturhemmnisse getrennt, sie bilden eigentlich nur einen einzigen riesigen Kontinent. Daher haben zwischen Europa und Asien stets die größten Mischungen stattgefunden. Afrika hing auch einst durch eine breite Landbrücke mit Europa zusammen, doch wurde diese früh vom Meer verschlungen, und seither gab es nur eine ganz enge Verbindungsstelle zwischen Asien und Afrika. Abgesehen von Nordafrika, das zum mittelländischen Kulturkreis gehörte, hatte der Kontinent wenig Verbindung mit anderen Weltteilen. Noch isolierter war Australien, das durch eine frühe geologische Katastrophe von Asien getrennt worden war. Auch zwischen Nord- und Südamerika gab es nur eine sehr enge Verbindungsstelle, und die Beziehungen zu anderen Kontinenten waren spärlich.

6. Die Gliederung, also Küstenentwicklung, Inseln, Hochebenen, Gebirge, Pässe, Flüsse, Seen, Sümpfe, Wüsten, Steppen, Wälder. Die Gliederung eines Erdteiles wirkt teils verkehrshemmend, teils verkehrsfördernd. Ein Stamm, der keinen natürlichen Schutz besitzt, ist leicht der Vernichtung ausgesetzt und wird auch schwer seßhaft. Anderseits dürfen die natürlichen Schutzwälle nicht so unüberwindlich sein, daß jeder Verkehr unterbunden wird, denn ein streng isoliertes

Volk hat keine Fortschrittsmöglichkeiten. Aufweckend und anregend wirken vor allem die Nähe des Meeres, große, schiffbare Ströme, natürliche Völkerstraßen, z. B. waldfreie Zonen, deren Entstehen mit der Bodenart zusammenhängt (Loeß)[1]). Wenn die Slawen lange in der Kultur zurückgeblieben sind, so war ein Hauptgrund hierfür, daß Osteuropa großenteils vom offenen Meer aus schwerer zu erreichen war als Westeuropa. Insbesonders sind Inseln oft kulturell sehr frühreif gewesen, da die Lage Schutz bot und gleichzeitig zu regem Verkehr einlud (Kreta, Tyros und Sidon, Venedig, England usw.). Eine reichgegliederte Küste und Inselwelt erzieht zur Schiffahrt und zum Kulturaustausch (Griechenland).

Die besonders günstige Gliederung Europas ist oftmals hervorgehoben und eingehend gewürdigt worden; insbesonders das Mittelmeer, um das sich die alten Kulturen lagerten, bot ganz außerordentliche Vorteile. Die anderen Weltteile sind meist weniger gegliedert, einförmiger. Bereits Montesquieu hebt hervor, daß in Europa eine Fülle selbständiger Staaten und Völker ihre Individualität herausbilden konnten, zwischen denen ein gewisses Gleichgewicht herrschte, während die weiten Flächen Asiens ungeheure Despotien erzeugten, in denen es keine Freiheit gab. Am wenigsten gegliedert sind wieder Afrika und Australien. Insbesonders ist die hafenarme, fiebergefährliche Küste Afrikas vielfach schwer zugänglich und die Flüsse infolge von Stromschnellen schwer schiffbar.

Schon dieser flüchtige Überblick zeigt also, daß die selbständige Kulturhöhe der Kontinente, die ja mit den großen Rassengruppen zusammenfallen, durch die Naturfaktoren erklärt wird. Eine genauere Betrachtung muß aber auch die geschichtliche Bewegung einbeziehen. Der Mensch ist nicht einfach ein Produkt der Natur, sondern er wirkt mit eigener Kraft auf sie zurück, und aus den Beziehungen der Völker ergeben sich die stärksten Einwirkungen auf ihren Kulturstand und ihren geistigen Habitus. Aus den Naturgegebenheiten entwickeln sich die sozialen Formen, die Gestaltung

[1]) H. J. Fleure, The peoples of Europe, 1922, S. 15.

von Wirtschaft, Familie, Stamm, Staat, geistiger Kultur, und alle diese Faktoren äußern dann den kräftigsten selbständigen Einfluß auf das Leben der Völker.

Die geschichtlichen Bedingungen des Kulturfortschritts

Naturbedingungen haben immer nur relativen Wert; ihre Gunst oder Ungunst hängt von der jeweiligen Kulturstufe der Menschen ab. Wenn Gobineau die Macht der Rassenanlage damit beweisen will, daß die Indianer die reichen Naturschätze Nordamerikas nicht ausnützten, so könnte man ebensogut fragen, warum denn die alten Germanen die Kohlenfelder Westfalens nicht ausbeuteten. Daß Kohle brennt, weiß man schon lange; aber erst in allerjüngster Zeit erreichten die europäischen Völker eine Höhe der sozialen Entwicklung, welche die moderne Kohlenverwertung erforderte und ermöglichte. Eine bestimmte lokale und geschichtliche Umwelt ermöglicht immer nur eine begrenzte, einseitige Entwicklung, und nur die Erfahrung vieler Zeiten und Orte erzeugt einen Geist, der unbegrenzt vorwärtsstrebt und alle inneren und äußeren Hemmnisse zu überwinden versteht. H. Taine hat hierauf das meist falsch aufgefaßte Wort „Moment" angewendet, das er der Mechanik entlehnte[1]). Es bedeutet dort die erworbene Beschleunigung eines bewegten Körpers. „Der geschichtliche Fortschritt hängt nun größtenteils von dieser überlieferten Beschleunigung ab, also von erworbenen Gewohnheiten und Fähigkeiten, die zahllose Völker der Vergangenheit mühsam errungen haben."

Aus diesem Grund entwickelt sich die Kultur nicht geradlinig an einem bestimmten Orte, wie es der Theorie der Rassenbegabung entsprechen würde, sondern sprungweise. Sie beginnt sich bei einem Volke zu entfalten, erreicht eine gewisse Höhe und sinkt dann wieder, was die Rassentheorie fälschlich aus Degeneration der Rasse durch Mischung erklärt. Der einmal erreichte geistige Besitzstand wird aber meist von anderen Völkern übernommen und fortgebildet. Naturbe-

[1]) Paul Lacombe, La Psychologie des individus et des sociétés chez Taine, historien des littératures, 1906, S. 179.

dingungen, die auf primitiver Stufe günstig sind, mögen später hemmend wirken und umgekehrt, worauf zuerst Buckle hingewiesen hat. Daher ist ein glücklicher Wechsel entweder der Naturumgebung oder der einen bestimmten Entwicklungsgrad darstellenden Kulturträger nötig, um einen stetigen Fortschritt herbeizuführen. Dies kann sich entweder so vollziehen, daß ein Volk durch die Not getrieben, also infolge von Naturkatastrophen, Bevölkerungswachstum, feindlichen Einfällen usw. seine alte Heimat verläßt und eine neue Umgebung findet, die es zur Höherentwicklung anregt (Völkerwanderungen). Oder es kann ein fremdes Volk einströmen, das neue Kulturelemente mitbringt, die neue Ausnützungen der lokalen Naturbedingungen ermöglichen (Kolonisation). In beiden Fällen kommt es meist zu ausgedehnten Mischungen von Kulturen und Rassen, die überaus befruchtend wirken.

Austausch und Mischung von Kulturgütern ist schon aus dem Grunde unerläßlich, weil die Zivilisation anfangs überall nur in kleinen Gebieten emporkeimt und sich daher zunächst einseitig gestaltet. So war beispielsweise in so überaus hochentwickelten Gesellschaften wie Babylonien und Ägypten das wichtigste Metall, nämlich Eisen (und in Ägypten selbst Kupfer), lange selten, weil eben im Anschwemmungsland Mesopotamien und Ägypten die Erze nicht gefunden wurden. Es mußte also importiert werden. Es ist klar, daß Ackerbau, Gewerbe und Kriegswesen hierdurch stark beeinflußt werden mußten. Je stärkere Wogen das Meer der Geschichte wirft, desto mehr gleichen sich nun solche Einseitigkeiten aus. Freilich dürfen aber die geschichtlichen Stürme auch nicht so unablässig rasen, daß die Keime höherer Kultur ganz zerrieben werden. Nicht nur in bezug auf Naturbedingungen, sondern auch, was die geschichtliche Bewegung anbelangt, ist ein Zuviel und ein Zuwenig gleich schädlich. Nur selten wurde die richtige Mitte getroffen.

Durch die ganze Geschichte zieht sich nun der Gegensatz zwischen Seßhaften und Nomaden, den friedlichen Ackerbauvölkern der weiten, fruchtbaren Ebenen und den harten kriegerischen Stämmen der Wüste und der Berge, welche die karge Natur zu Beute- und Eroberungszügen treibt. Den

friedlichen Typus zeigen z. B. Babylonier, Ägypter, Chinesen; den kriegerischen die Assyrer, Araber, Perser, Dorier, Gallier, Germanen, Mongolen. Der friedliche Typus bringt es meist zu hoher Kulturblüte; er zeitigt große Fortschritte auf vielen geistigen Gebieten, in Religion, Moral, Recht, Wissenschaft, Kunst, Technik, Wirtschaft. Es bilden sich die Elemente der Humanität. Aber diese Fortschritte kommen zum Stillstand, denn die staatlichen Lebensformen der friedlichen Ackerbauer sind die Theokratie und der patriarchalische Absolutismus: der Herrscher ist Gottes Stellvertreter, Priester verwalten alle heiligen Güter; daher unbeugsames Festhalten an heiligen Traditionen, Intoleranz, Bevormundung, schließlich Erstarren, Aufhören jeder Entwicklung. Die Ursachen des Unterganges dieser Staaten liegen in militärischer und politischer Schwäche, hervorgerufen durch die zersetzenden Wirkungen einer fortschreitenden Feudalisierung (Lehenswesen) und der Herabdrückung der Bauern zu Hörigen — aber auch im Mangel an Entwicklungsfähigkeit infolge des Fehlens von Freiheit und Individualismus[1]). Doch hinterlassen sie anderen Völkern ein reiches Erbe.

Dagegen ist der kriegerische Typus zunächst kulturarm, aber er entwickelt militärische Kraft und staatliche Disziplin, er behauptet das Übergewicht der weltlichen Gewalt über die geistliche; er bindet den Geist weniger an die Tradition, weil er das Geistige überhaupt geringschätzt. Große Eroberer gewähren religiöse und nationale Toleranz, um die Unterworfenen für ihre Herrschaft zu gewinnen. Wo kriegerische Völker sich als Herren über höher kultivierte Unterworfene schichten, da erliegen sie fast stets bald dem Zauber der feineren Gesittung. In überraschend kurzer Zeit vollzieht

[1]) So kennen wir von keinem einzigen babylonischen Schriftsteller den Namen, trotzdem uns eine erhebliche Literatur erhalten ist. Wie sehr priesterliche Vorschriften die Entfaltung der Kunst in Ägypten und Babylonien gehemmt haben, ist offenbar. Profane ägyptische Skulpturen zeigen eine überraschende, fast hellenische Kraft der Individualisierung. Die großen Monumentalwerke aber waren an strenge, uralte Vorschriften gebunden. So fehlt in Babylonien die Darstellung der nackten Gestalt fast gänzlich, worin offenbar der priesterliche Einfluß sich äußert. Die griechische Kunst war von solchen Fesseln frei, da das Priestertum keine große Macht besaß.

sich ein völliger Wandel des Nationalgeistes, der der Rassentheorie gänzlich widerspricht[1]). Auch diese Zivilisationen gehen meist bald unter, teils durch das Überspannen militärischer Expansion, teils durch Überwuchern von Söldnerwesen und Prätorianertum, oder durch Rückfall in Feudalismus und fortschreitende Unfreiheit des Volkes. Aber auch sie tragen das Ihrige zum Kulturbesitz der Menschheit bei, das nicht verlorengeht. Die großen Eroberer bewirken gewaltige Mischungen von Kulturen und Rassen, sie lockern die Abhängigkeit des Geistes vom Übersinnlichen und bereiten den Weg für Freiheit und Individualität. Die Weltreiche, die sie zusammenraffen, fallen rasch auseinander, denn für dauernden Bestand fehlen noch alle technischen und sozialen Voraussetzungen. Doch die geistigen Nachwirkungen des kriegerischen Typus sind anhaltend.

Eine entscheidende Weiterentwicklung zu Freiheit und Individualismus erfolgt vor allem im meerumschlungenen Hellas. Während die theokratischen Imperien des Orients von seßhaften Ackerbauern oder von nomadischen Viehzüchtern in weiten Ebenen begründet wurden, tritt jetzt eine andere Lebensform in den Vordergrund, nämlich die Schiffahrt. Schon Aristoteles bemerkte, daß das Seewesen zur Demokratie führe, während die grundbesitzende Aristokratie, die auf der Macht der Reiterei beruhe, nur dort herrsche, wo der Boden eben und für Reiterei geeignet sei, was aber in Hellas meist nicht der Fall war. Natur und Lage des Landes waren es, die Griechenland zur Heimat der Demokratie, zum günstigen Nährboden freier Entfaltung des Geistes machten. Eine frühe Expansion, die alle Küsten des Mittelmeeres mit zahllosen hellenischen Pflanzstätten bedeckte, weitete den Blick und vermittelte kulturelle Anregungen aus aller Welt. Ganz besonders knüpft die Entwicklung an die orientalischen Errungenschaften an, bildet sie aber in viel freierer Weise weiter, denn keine Priesterherrschaft fesselt hier Denken und Phantasie an uralte Tradition[2]).

[1]) Die rohen Assyrer und Araber wandeln sich in überraschend kurzer Zeit zu hochentwickelten Kulturvölkern.

[2]) Dies betont besonders Gomperz, Griechische Denker, 1896.

Die Verschmelzung orientalischen und hellenischen Geistes führt zur griechischen Philosophie und Wissenschaft, auf denen unser Kulturgebäude größtenteils aufgebaut wurde. Aus der natürlichen Zerklüftung des Landes ergibt sich ferner größte Zersplitterung in kleine Stadtstaaten, zwischen denen kulturfördernder Wettstreit, aber auch unablässiger blutiger Kampf herrscht, der noch durch erbitterte soziale Kämpfe im Innern verschärft wird[1]). Diese Selbstzerfleischung hat schließlich zum Untergange geführt, nicht Rassenverschlechterung. Der schrankenlosen Freiheit fehlten die Hemmungen staatlicher Disziplin, nationalen und sozialen Gemeinschaftsgefühls, christlicher Humanität. Disziplin und Organisation bilden die Römer aus, aber hier führt wieder der Mangel an Freiheit und politischem Individualismus zu einer entsetzlichen Universalsklaverei, die jeden Fortschritt erstickt. Hellas wie Rom sind an der Zügellosigkeit des Gewaltgeistes zugrunde gegangen, an der Mißachtung der Menschenrechte. Erst das tragische Schicksal des Volkes Israel lehrt die Abwendung von der Gewalt, erweckt das Ringen nach Frieden und Brüderlichkeit und hinterläßt im Christentum das reichste Erbe.

Sodann verläuft die Entwicklung in regelmäßigen Schwankungen zwischen Autorität und Freiheit, vom römischen Imperium mit seiner Vergötterung des Staatsgedankens zur völligen Aufhebung des Staates und individualistischen Ungebundenheit im mittelalterlichen Feudalwesen, vom modernen Absolutismus „aufgeklärter Fürsten" zur Demokratie. Im Papsttum leben die orientalische Theokratie und römische Hierarchie weiter, im Militär- und Beamtenstaate Organisation und Recht Roms. Die Demokratie wurzelt in Hellas, im jüdisch-hellenistischen Christentum, in germanischer Volksfreiheit, feudaler Ständefreiheit und in der modernen Wirtschaftsentwicklung.

Diese großen Umrisse zeigen schon, daß es grundfalsch ist, die Kulturentwicklung aus der Entfaltung angeborener

[1]) Besonders anschaulich hat J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, den agonalen durch Wettkampf anspornenden Charakter der hellenischen Kultur, aber auch ihre schauerliche Selbstzerfleischung dargestellt.

Rassenbegabung und Kulturverfall aus Rassendegeneration erklären zu wollen. Ein höheres Geistesleben ist immer nur auf dem Boden großer Mischungen erblüht, Kultur ist stets ein Mischprodukt, rein „völkische" Kultur als Verkörperung eines bestimmten Volksgeistes existiert nur in der Phantasie dreister Ignoranten. Alle vorwiegend lokal und national beschränkten Kulturen weisen Einseitigkeiten, technische und geistige Mängel, Disharmonien auf, die aus den engen Entwicklungsbedingungen erklärbar sind und oft völligen Zusammenbruch herbeiführen.

KAPITEL XIV

Zur Psychologie und Ethik der Rassentheorien

Rassentheorie und Kampf ums Dasein

Daß die Rassentheorien stets in dem Streben wurzelten, die privilegierte Stellung einer Kaste oder Schichte aufrecht zu halten, wurde schon eingangs nachgewiesen. Zu den Umständen, die ihre Entwicklung beförderten, gehört aber auch die vulgäre Mißdeutung naturwissenschaftlicher Theorien. Der Aufschwung der Naturwissenschaften erschütterte vielfach die Autorität der Evangelien, die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschenlehren. Im Lichte „moderner" Lehren scheint der Mensch nur eine Eintagsfliege; der Glaube an Humanität, Naturrecht, höhere Bestimmung, der das 18. Jahrhundert zu großen Geistestaten befeuert hat, wird als einfältige Selbsttäuschung belächelt und als „Humanitätsdusel" abgetan. Als oberstes Gesetz der Menschheit proklamiert man: Fressen oder gefressen werden! — Der alte Satz des Stagiriten, daß der Mächtigere meist auch der Trefflichere sei, wie sein Sieg zeige, kehrt wieder. Der gedankenschwächste Verteidiger des Bestehenden verschont uns nicht mit der albernen, tausendmal zerschmetterten Phrase, der Darwinismus sei ein aristokratisches Prinzip und widerstreite dem demokratischen Zuge der Zeit. Aristokratie heißt „Herrschaft der Besten". Wo finden wir aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Natur eine Herrschaft? Darwin behauptet ja nur die Ausrottung der schlecht Angepaßten, nicht ihre Unterwerfung. Wo finden wir aber wieder in der Gesellschaft eine durchgreifende „Ausrottung" der Niederen[1])?

[1]) Gewisse Naturvölker, wie nordamerikanische Indianer und Australier, sind allerdings ausgerottet worden. Doch sind dies Ausnahmen. Auch ist es fraglich, ob die Ausrottung des Indianers, des ritterlichen Idealhelden

Wird der Kleinmeister, der ins Proletariat herabsinkt, oder der billige ausländische Wanderarbeiter „ausgerottet“? Im Gegenteil: überall vermehren sich die höheren Schichten und Völker langsam oder gar nicht, die niederen um so schneller, weil der Geschlechtsgenuß den Ärmeren viele andere Lebensfreuden ersetzen muß, weil sie keine Rücksichten auf Erhaltung eines Vermögens und standesgemäßen Unterhalt der Kinder zu nehmen haben, weil schließlich die wohlhabenden Frauen die mit dem Gebären verknüpften Schmerzen und Schädigung ihrer Schönheit fürchten und ihnen Verhütung oder Beseitigung der Konzeption leichter möglich ist. Wenn also die höheren Schichten und Rassen wirklich eine biologische Auslese der Trefflicheren darstellen, so wirkt die soziale Auslese gerade im umgekehrten Sinn. —

Wie oft soll man noch betonen, daß nicht der „Beste“ im menschlichen Sinne des Wortes, sondern der „Bestangepaßte“ ausgelesen wird? Der augenlose Höhlenmolch wäre sonst zweifellos ein „Bester“, zu den bestangepaßten Wesen gehören unstreitig auch die Bazillen, die ja im Kampf ums Dasein den Menschen so oft besiegen. Läßt sich der Mensch abhalten, solche „aristokratische“ Schädlinge zu bekämpfen? Und könnte er es würdigen, wenn ihm so ein Bazillus seine Rassentheorie vortragen würde: Wir sind die Starken, die Sieger, die Besten! Du, minderwertiges Geschöpf, wehre dich nicht! Wir sind aber auch die Älteren! Unsere Ahnen haben sich schon im Urschlamm geregt, bevor du mißratenes Degenerationsprodukt eines Infusoriums dich entwickelt hast![1])

Die Verteidiger der Sklaverei in Nordamerika fanden auch bei manchen Naturforschern Unterstützung, die durch ihr

unserer Jugend, biologisch günstig zu werten ist. Im allgemeinen hat die Unterjochung von Völkern kaum je gehindert, daß diese sich rascher vermehrten als ihre Überwinder.

[1]) Vgl. die Darstellung und Kritik der pseudo-darwinistischen Soziologie bei R. Goldscheid, Höherentwicklung und Menschenökonomie, 1911, I. Bd.; Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie, 3. Aufl., 1922, S. 260ff.; J. Novicow, La critique du darwinisme social, 1910; G. Nasmyth, Social progress and the Darwinian theory, 1916; K. Jentsch, Sozialauslese, 1898; Nicolai, Biologie des Krieges, 2 Bde. Vgl. ferner verschiedene Bände des Sammelwerkes Natur und Staat, 1904.

Rütteln an der Einheit des Menschengeschlechts dem Bibelglauben Abbruch tun zu können glaubten, der ja die Abstammung aller Menschen von Adam lehrt. So C. Vogt, von dem Reusch sagte, er wolle den Neger nicht als Bruder anerkennen, nicht aus Haß gegen den Neger, sondern aus Haß gegen die Bibel, er wolle aber den Affen als Bruder anerkennen, nicht aus Liebe zum Affen, sondern aus Haß gegen die Bibel. — Demgegenüber möchte ich meinen Standpunkt so formulieren, daß ich gar nichts dagegen habe, „vom Affen abzustammen", daß ich aber angesichts des geistigen und moralischen Niveaus vieler Rassentheoretiker sehr ungern zugeben möchte, vom selben Affen abzustammen wie sie. —

Die Rassentheorien sind nichts anderes als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses. Sie gehören daher zum ältesten Bestand des menschlichen Denkens. Die auf der untersten Kulturstufe stehenden Bakairi Brasiliens haben ein Wort[1]) „kura", das „wir", „wir alle" zugleich auch „gut" bezeichnet, — „kurapa" bedeutet „nicht wir", „fremd" gleichzeitig auch „schlecht", „geizig", „ungesund" usw. Genau der Standpunkt unserer „Modernsten"! Und dazu haben wir die entsetzlichen Leiden einer tausendjährigen Kulturentwicklung getragen? Oh, lebten wir wieder im Urwald! —

Rasse und Demokratie

Im Wollen der Menschen wurzelt die Theorie der radikalen Ungleichheit. Nicht auch die der Gleichheit? Zugegeben. Doch ein großer Unterschied werde beachtet: die Theorie der Demokratie fordert nicht die Gleichwertigkeit, sondern die Gleichberechtigung der Menschen[2]), nicht ihre natürliche, sondern ihre politische Gleichheit. Nur blinder Eifer hat eine allzu enge Verknüpfung beider

[1]) Korrbl., 1898, S. 173.

[2]) Vgl. Rottek-Welcker, Staatslexikon, 1847, VI. Bd., S. 43ff. Treffend weist Woltmann (Darwinsche Theorie und der Sozialismus, 1899, 8. 46, 382, 386) die gegen Rousseau und die Sozialisten gerichteten Angriffe zurück.

Begriffe vorgenommen, wie sie auf der anderen Seite die Hauptsünde der Rassengläubigen ist. Der Nationalist kann für die Gleichberechtigung aller Nationsgenossen eintreten, wird er auch ihre Gleichwertigkeit behaupten? Ja, die Gleichberechtigungsforderung entspringt sogar aus der Tatsache der Ungleichwertigkeit innerhalb der sozialen Gruppen und aus der Unmöglichkeit der Führerauslese nach äußeren Merkmalen. Wenn alle äußerlich gleichen oder ähnlichen Menschen wirklich gleichwertig wären, wäre es möglich, ihnen eine feste soziale und politische Stellung zu geben. Die Ungleichheit der Kastenordnung beruht auf der Annahme, daß der weiße Mensch edel, der dunkle niedrig, der Sohn des edlen Vaters trefflich, der des schlechten schlecht sei. So kann man leicht jeden an den Platz stellen, den seine Natur bezeichnet. Aber schon Aristoteles bemerkt darüber: „Freilich will dies die Natur in der Regel bewirken, kann es aber nicht immer[1])." Die Entwicklung der Gesellschaft hat die Menschen immer ungleicher werden lassen. Je niedriger ein Volk steht, desto einheitlicher ist schon sein äußerer Typus. Es mochte früher genügen, daß der blonde Mann die stärkeren Muskeln und die bessere Streitaxt hatte, um seine adelige Stellung als Schützer des Landes (wenn auch im eigenen Interesse) zu rechtfertigen. Heute gleicht nicht der Vater dem Sohn, der Blonde dem Blonden. Das Genie hat oft mittelmäßige Eltern und schlechte Kinder. Ein und derselbe Mensch ist in jeder Stunde des Lebens und zu den mannigfachen Tätigkeiten, die an Stelle der früheren Gleichheit getreten sind, verschiedenwertig. Wer könnte ihn an einen festen Platz stellen, wer nach äußeren Merkmalen bestimmen, wozu sein Inneres taugt? Die große Formel aller kommenden Zeiten lautet: der Mensch selbst im Zusammenwirken mit der gesellschaftlichen Aus-

[1]) Ebenso rät Plato (Staat, III, 21), man solle den Bürgern die „heilsame Täuschung" beibringen, daß ein Gott den verschiedenen Ständen verschiedenwertiges Metall beigemengt habe, um jene zum Herrschen, diese zum Dienen geschickt zu machen, stets unter Voraussetzung, daß alle Brüder sind. Sofort aber gibt Plato den Gedanken einer festen Kastenordnung wieder auf und sagt, daß auf nichts so zu achten sei als darauf, jedermann ohne Rücksicht auf Herkunft an die richtige Stelle zu setzen.

leseorganisation bestimme und behaupte seinen Platz, nicht seine Geburt oder Hautfarbe. Der Sinn des sozialen Fortschritts ist, den Menschen durch Erziehung und Fürsorge zur richtigen Schätzung seiner Eigenart zu bringen, diese Eigenart zu entwickeln und dann die Mittel zu regeln, durch die er sich den ihm angepaßten Platz erringen darf, ohne das moralische Gefüge der Gesellschaft zu verletzen.

Der Grundsatz einer vernünftigen Rassenpolitik kann nicht gewaltsame Beförderung der Gleichheit sein, sondern nur Hinwegräumung der das gesellschaftliche Zusammenleben störenden Ungleichheiten. Können denn nur ganz Gleiche zusammenleben? Geben nicht gerade verschiedene Naturen, z. B. in der Ehe, das Beispiel glücklicher Harmonie? Hierdurch wird keineswegs unterschiedslose Mischung befördert. Gerade die verachtete Stellung einer Rasse, die sie den Gelüsten der Herren preisgibt, befördert die Mischung, die Gleichheit hebt die Selbstachtung der farbigen Weiber und schränkt die Mischung ein. In Amerika waren zur Zeit der Sklaverei die Mischungen häufiger als jetzt[1]). Völker, die dem Europäer nicht als Sklaven unterworfen waren, wie die Türken, Hindu, Chinesen, nördliche Indianer, Australier

[1]) „In Brasilien hatten einige Sklavenbesitzer bemerkt, daß die Mulatten bessere Arbeiter seien als die echten Neger, und sie ergriffen nun die entsprechenden Maßregeln, um vornehmlich die ersteren vor den letzteren zu produzieren. Es war nun zu diesem Zweck beschlossen, Negerinnen mit Weißen zu paaren. Jedoch, da gewisse Herren sich daran stießen, ihre eigenen Kinder als Sklaven sehen zu müssen, so kam es zuweilen vor, daß zwei benachbarte Sklavenbesitzer den Dienst der Mulattenerzeugung sich gegenseitig leisteten. Freilich war dies eine ganz absonderliche Gefälligkeit, und nicht alle Sklavenbesitzer erwiesen sich dieselbe." Larousse, zitiert bei Leo von Buch, Über die Elemente der politischen Ökonomie, I. Teil, 1896. — Halle (a. a. O., S. 243) sagt: „Das vornehmste Blut des Südens floß in den Adern virginischer und südkarolinischer Sklaven, und keine Pflanzung soll in Louisiana gewesen sein, auf deren Feldern nicht die Halbgeschwister, Kinder oder Enkel des Eigentümers von der Peitsche des Aufsehers regiert wurden." Auch in den nordamerikanischen Südstaaten und in Südafrika haben die Kreuzungen seither abgenommen. (Vgl. Bryce, Bilder aus Südafrika, 1900, S. 353.) Weitere Belege bei Fr. Hoffmann, Race traits and tendencies of the American Negro, 1896, S. 184, und Bryce, Relations of the advanced to the backward races of Mankind, 1903, S. 19.

usw. haben sich teils gar nicht, teils nicht im selben Maß mit ihm gemischt wie Neger oder südliche Indianer.

Schließlich aber werde immer bedacht, daß der Ausbeutungs- und Unterjochungstrieb des Menschen nicht nur der ihm Unterworfenen wegen, sondern nicht minder der Herren wegen eingeschränkt werden muß[1]). Nicht zum mindesten schon wegen der scheußlichen Verlogenheit des Denkens und Wollens, die in ihm wurzelt. — Suchen wir die Grundzüge einer Psychologie der Rassentheorien!

Der Einfluß der Rassentheorie auf das Denken

Alle Rassentheoretiker betonen ihre „Wissenschaftlichkeit", wie der Schwindsüchtige mit seiner gesunden Farbe prahlt[2]). Je schwächer einer sein Argument fühlt, desto heftiger spricht er von „unumstößlich festgestellten" Tatsachen. Vorsichtigerweise wählt er meist solche, die man zwar nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen kann. Wenn er seine kühnen Behauptungen dann mit ein paar Möglichkeitsgründen ausgestattet hat, fordert er seine Gegner auf, eine

[1]) „Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unserer Freiheit und Selbständigkeit gereift; denn sonst müßten wir notwendig um uns herum uns ähnliche, das heißt freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklave ist als sie; er hätte noch weit richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen." (Joh. Gottl. Fichte, Sämtliche Werke, 1845, VI, S. 309.) — Die Antike ist größtenteils an den sozialen und geistigen Auswirkungen der Sklaverei zugrunde gegangen.

[2]) So hebt Chamberlain seine strenge Wissenschaftlichkeit an vielen Stellen hervor. In Nachtrag I, S. 4, betont er, daß er sich immer und überall zur Wissenschaft bekenne, für sie und gegen ihre Feinde und Verächter kämpfe. S. 941 wird gesagt, daß germanische Wissenschaft die peinlichst genaue Feststellung dessen, was da ist, lehre und Hypothesen und Zauberkünste ausschließe. Vgl. auch Nachtrag II, S. 8. S. 19 ebenda nennt er sich einen „nüchternen Empiriker, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann", S. 37 tadelt er streng die Fachleute, die Hypothesen für Tatsachen ausgeben usw. Ich habe diese — leicht vermehrbaren — Stellen angeführt, weil immer wieder behauptet wird, Chamberlain wolle gar nicht wissenschaftlich genommen werden, man dürfe sein Buch nur als Bekenntnisschrift auffassen.

bündige Widerlegung zu geben. Gegen allen logischen Gebrauch, daß dem Behauptenden der Beweis obliegt, wird er hiermit dem Bestreitenden zugeschoben. Aber weiter. Alsbald erklärt er das „Mögliche" für das „Wahrscheinliche" und sich für berechtigt, letzteres für das „Wahre" zu halten, bis das Gegenteil bewiesen sei. Wir erleben somit eine glänzende Rehabilitation des alten Probabilismus auf wissenschaftlichem Gebiet.

Die Beispiele für dieses Verfahren findet jeder Leser Chamberlains zu Dutzenden. Chamberlain selbst spricht einmal den Grundsatz ganz offen aus. Der heilige Ambrosius ist „ganz gewiß aus echtem, edlem Stamm" (S. 304), obwohl er im „Rassenchaos" des späten Roms lebte. „Zwar kann ich es nicht beweisen, es kann aber auch niemand das Gegenteil beweisen, und so muß es seine Persönlichkeit entscheiden." (S. 305.) Die Entscheidung nach der Persönlichkeit ist aber ungemein einfach und leicht: Ist der Betreffende eine edle Gestalt, so ist es ein Arier, wie in diesem Fall, ist er ein Schurke, so nennt man ihn „Semit" oder „Rassenbastard", schwankt sein Charakterbild zwischen den Extremen, so ist er „Mischling", und zwar in seinen „guten Stunden" Arier, in seinen schlechten Nichtarier[1]).

Die Maxime der Rassentheorie, jede beliebige Tatsache, die in den Kram paßt, so lange für wahr zu halten, bis sie der Gegner strictissime widerlegen kann, zeitigt die lustigsten Verwicklungen. Wenn Chamberlain das Ariertum Christi vorsichtig andeutet und minder zurückhaltende Jünger es apodiktisch behaupten, so schließen aus denselben Zügen andere (z. B. Dühring, E. v. Hartmann) auf das Judentum Christi und klagen über die durch seine Lehre vollbrachte Verjudung des germanischen Geistes. Buddha ist den einen die höchste Verkörperung des arischen Geistes, anderen ein Feind arischen Wesens und Nichtarier. — Karl den Großen nimmt Chamberlain als Typus des Germanen, französische Schriftsteller fordern ihn als „sicheren" Kelto-Romanen für ihre

[1]) Das ist z. B. Chamberlains Beurteilung des Apostels Paulus und des heiligen Augustinus (S. 244, 885). Daß der arische Einschlag bei Augustinus „in seinen guten Stunden" zum Vorschein kam, besagt die Stelle S. 637 deutlich!

Rasse. Auch ein deutscher Rassengläubiger, Max Engelmann[1]), schreibt ihm ungermanische, römische Abstammung zu und nennt ihn einen „Feind, Henker und Mörder eines fürstlichen Germanentums". In Lord Byrons Liebesabenteuern „bewährt sich (nach Chamberlain, S. 722) echte Rasse". Sie geben ein „Zeugnis germanischer Eigenart". Driesmans[2]) dagegen schließt aus ihnen auf die keltische Abstammung des Dichters, und zwar, weil Byron in Venedig angeblich zu Dirnen ging. Die Prostitution erscheint also hier als Symptom keltischer Rassenanlage, während Ammon ihr Vorkommen in den Großstädten aus dem durch das Stadtmilieu „gesteigerten Seelenleben" der vorwiegend germanischen Einwanderer erklärt! Napoleon, den Chamberlain (S. 854) als „Personifikation des Antigermanentums" auffaßt, ist für Woltmann[3]) ein germanischer Vandale. Cervantes und sein Don Quixote sind nach Chamberlain Arier (S. 221, 244/6), Driesmans dagegen nennt den „Don Quixote" die „größte Satire gegen die menschliche Begeisterung", „das Debohralied, den Rache- und Triumphgesang", welchen der Keltiberismus anstimmte, als er seinen Todfeind, das germanische Herrenvolk, den Träger der Ritterromantik niedergezwungen hatte. Die Sozialdemokraten nennt derselbe Driesmans Keltomongolen, Chamberlain bezeichnet sie als „verjudet", während Woltmann in ihnen gerade die Vertreter der germanischen Schichten des Proletariats erblickt, die nach Freiheit ringen. Lessing wird von Driesmans wegen seiner „scharfen, klaren, korrekt-gerechten Art" und wegen seines mühsamen Ringens nach Ausdruck für den typischen Deutschen erklärt (S. 154). Dühring hat bekanntlich Lessing zum Judenstämmling gemacht, was zum Teil seine angeführten Eigenschaften bekräftigen sollen. — In der Bibel kommen Völker von großem Wuchs vor, „Enakim" oder Riesen, wie sie V. Mos. 2 nennt. Gobineau (II, S. 96) erklärt sie für seine Urneger, die vor den einwandernden Ariern da waren. „Es sind für die Neuankömmlinge wilde Wesen von riesenhaftem Wuchs. Es sind Ungeheuer, gleich furcht-

[1]) M. Engelmann, Das Germanentum und sein Verfall, 1905, S. 222, 232, 240.
[2]) Driesmans, Keltentum in der europäischen Blutmischung, 1900, S. 70.
[3]) Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 294.

bar durch ihre Häßlichkeit, ihre Kraft und ihre Bosheit usw." Für Chamberlain genügt die einzige wirklich in der Bibel stehende Tatsache des hohen Wuchses, um sie zu Ariern zu machen, da er solche in Palästina benötigt. Er entwirft sogar eine sehr sympathische Schilderung von den Enakskindern, nennt sie große, blonde (!) Männer, tapfer, ritterlich u. dgl. m. (S. 366/7). Chamberlain preist Kant als den Philosophen des Germanentums, als den tiefsten Ausdruck germanischen Geistes. Otto Willmann meint dagegen[1]): „Der Einfall, Kant als echten deutschen Philosophen zu preisen, ist völlig abgeschmackt: Kant ist Kosmopolit, folgt den Engländern, begeistert sich für Rousseau, schwärmt für die französische Revolution: zu der deutschen Treue steht Kants grundstürzende Sophistik im vollen Gegensatz." Spinoza ist nach Chamberlain (S. 408) „durch und durch Jude und Antiarier", Schopenhauer[2]) hinwieder, der bekanntlich den

[1]) Otto Willmann, Geschichte des Idealismus, III. Bd., 1897, S. 503.

[2]) „Zwei Männer, in denen unstreitig viel größerer philosophischer Tiefsinn, Ernst und Kraft lebte, als in allen jenen: Giordano Bruno und Benedikt Spinoza. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert, noch ihrem Weltteil an, die dem einen mit dem Tode, dem anderen mit Verfolgung und Schimpf lohnten und denen sie immer fremd blieben. Ihre Geistesheimat war Hindostan, dort waren und sind ähnliche Ansichten zu Hause. Man könnte im Scherz sagen, sie wären Brahminenseelen zur Strafe ihrer Vergehen in europäische Leiber inkarniert gewesen." (Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, herausgegeben von Grisebach, II. Bd., S. 48.) — Gleichzeitig ein Pröbchen Chamberlainscher Ehrlichkeit: Überall, sagt er (S. 244), wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes (der Willensfreiheit) begegnen: bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, Kant, bei Goethe, können wir sicher sein, daß hier eine indo-europäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet. — Wirklich! Überall, sogar beim „afrikanischen Mestizen" Augustinus, nur nicht bei dem Mann, der am kühnsten und folgenreichsten die Willensfreiheit bekämpft hat, bei Spinoza! Dazu kommen noch zahlreiche andere Züge, von denen Chamberlain sonst jeden einzelnen für ausreichend halten würde, das „Ariertum" seines Trägers „sicherzustellen", das mutige Eintreten Spinozas für Toleranz (Intoleranz ist nach Chamberlain geradezu das semitische Schibboleth), die intellektuelle Liebe zu Gott als höchstes Gut usw. — Doch das macht alles nichts. Auch daß die höchsten Spitzen unserer Kultur, daß Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, Fichte, Schelling, Fechner und viele andere von Spinoza aufs stärkste beeinflußt wurden, geht Chamberlain nichts an. — Rosin hat die Parallelen der Staatsanschauung von Bismarck und Spinoza beleuchtet (zitiert nach Meinecke, Idee der Staatsräson, 1924, S. 270).

Juden alles eher als freundlich gesinnt war, rühmt seinen „arischen Geist". Richard Wagner erklärt einmal die optimistische Lebensauffassung für „hellenisch", ein anderes Mal für „schmutzigen Judaismus".

Chamberlain sieht in der Ablehnung der Willensfreiheit eine „sichere" Reaktion des indo-europäischen Geistes gegen den Semitismus. Gerade entgegengesetzt erklärt A. Wirth[1]): „Die Arier haben niemals eine Vorausbestimmung anerkannt, ja, sie lehnen sich selbst gegen eine unausweichliche Schicksalsmacht auf." „Der Arier will nichts von Geschickeszwang wissen, er spottet aller Schranken." Trotz seines Rassenglaubens zieht Wirth hieraus eine klare Folgerung: „Auch Rasse ist Geschick, ist Prädestination —. Mithin ist der Untergrund der Rassenlehre orientalisch. Die Lehre ist diametral entgegengesetzt der germanischen Überzeugung von der Freiheit des Willens."

Die exakte Wissenschaft ist nach Driesmans[2]) keltischen Ursprungs, nach Chamberlain haben sie (wie alle Wissenschaft!) die Germanen „erfunden" (S. 938). Wie Driesmans versichert, kam die exakte Wissenschaft aus „keltischer Erde" und wurde von den „germanischen Elementen nur widerstrebend aufgenommen", da der Deutsche mehr die jenseits des Experimentes liegenden „größeren, tieferen Wahrheiten" schätzt. Chamberlain hält dagegen die Germanen für besonders beanlagt zur Naturforschung. Kommt den einzelnen Rassen verschiedene Sittlichkeit zu, so muß dies wohl vor allem an der Gestaltung der Ehe bei ihnen deutlich werden. Aber welchem Wirrwarr von Meinungen begegnen wir gerade hierin bei den Rassengläubigen! Während die meisten die strenge Einehe als höchste Verkörperung arischer Sittlichkeit preisen, die anderen Rassen versagt sei, empfiehlt Hentschel die Vielehe zur Rassenzucht, und A. Wirth bezeugt aus seiner Erfahrung im Orient, daß dieses System „ganz zufriedenstellend wirke". — Die meisten Rassengläubigen sehen ferner insbesonders in der Kunst ein Privileg des

[1]) Vgl. Wirth, Rasse und Volk, S. 29. Ähnlich Lamprecht, Deutsche Geschichte, V 2, 1895, S. 550.

[2]) Vgl. Driesmans, Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung, 1901, S. 175.

Rassenadels. Im schroffen Gegensatz behauptet Gobineau, daß das Negerblut künstlerisch am begabtesten sei, und den von ihm sonst zu höchst gepriesenen Germanen spricht er sogar jede Kunstbegabung ab! Der Naturalismus in der Kunst ist nach Chamberlain die einzig echte germanische Richtung (S. 990), während Driesmans auch ihm keltoromanischen Ursprung und Charakter zuschreibt und wieder andere ihn für „jüdisch" erklären. Derselbe Gegensatz besteht zwischen beiden „Forschern" bezüglich der musikalischen Begabung, die Chamberlain am höchsten ausgeprägt bei Germanen findet, während andere sie ihnen absprechen. Einer der verbreitetsten Widersprüche, der mit Sicherheit beinahe bei jedem Rassentheoretiker anzutreffen ist, besteht darin, daß zuerst den Kelten ein „revolutionärer Geist" angedichtet wird, der sie unfähig zum ruhigen Staatsleben macht, dann aber ihr „Hang zum Katholizismus" und ihre napoleonischen Episoden mit dem „Knechtssinn", dem „Autoritätsbedürfnis" und dergleichen erklärt werden. Wenn Driesmans einmal (Keltentum, S. 178) die „grandiose Phantasie und den Tiefsinn der Römer" zu preisen findet, so kommt er freilich wohl nicht nur mit Rassentheoretikern in Widerspruch. Die Renaissance erklären Woltmann, Chamberlain u. a. für eine Offenbarung des germanischen Geistes, für Gobineau ist sie dagegen der Sieg des wiederhervorbrechenden Romanismus über das Germanentum und voll von Laster und Verderbnis. — Chamberlain findet nichts „Antigermanischeres" als das Streben nach äußerem Universalismus verbunden mit innerer Unfreiheit. Auf Grund dieser Formel verdammt er das Papsttum als jüdische Theokratie, das napoleonische Imperium als Verkörperung „antigermanischer" Tendenzen; auch die französische Revolution wird beschimpft! Nach Woltmann[1]) sind „das Papsttum, die französische Revolution und die napoleonische Weltherrschaft Großtaten des germanischen Geistes gewesen". Papsttum und Kaisertum sind beide „germanische Herrschafts-

[1]) Woltmann, Politische Anthropologie, 1903, S. 293, 298. Ebenso stellt der geistreiche Alexander von Peez, Englands Vorherrschaft, 1912, S. 145, 202, Napoleon bald als „halborientalischen" Antigermanen, bald als „germanischen Gefolgsherren" hin.

organisationen, dazu bestimmt, die Welt zu unterjochen". Also genau dasjenige, was bei Chamberlain das charakteristisch „Antigermanische" ist, wird hier zum Nachweis „germanischen Geistes" gebraucht!

Chamberlain und viele andere Rassentheoretiker haben es besonders auf Goethe abgesehen, den sie als edelsten Typus des Germanentums, ja manchmal sogar als Vorläufer des Antisemitismus hinstellen. Dagegen sagte Hans Hermann[1]): „Sieht man nun Goethe an: diese vorquellenden, dunkelbraunen Augen, diese an der Spitze gekrümmte Nase, diesen langen Oberleib mit den kurzen Beinen, welchen selbst ein leicht ‚wehmütiger' Zug nicht fehlt, dann haben wir ganz das Urbild eines Nachkommen Abrahams vor uns. Goethe war Mischling durch das Blut seiner Mutter, und nicht nur in seinem Äußeren prägt sich seine Abstammung von den alttestamentarischen Helden ab, sondern auch in seinem ganzen Wesen. Seine glühende Sinnlichkeit und ewige Verliebtheit, seine unsittliche Lebensweise und fragwürdige Ehe, der er erst ganz heimlich die Weihe geben ließ, als Napoleon, der gewiß kein Abstinenzler und Tugendbold war, sich eine etwas ironische bezügliche Frage gestattet hatte, sein Servilismus gegen Fürsten, der seinem steif markigen Vater so zuwider war; sein völliger Mangel an Vaterlandsliebe, seine Feigheit den kriegerischen Ereignissen seiner Zeit gegenüber und noch manche andere Züge reden eine zu deutliche Sprache, als daß ein Mensch von unbefangenem Urteil sich der Überzeugung verschließen könnte, daß Goethe weit mehr Semit als Deutscher war." — Bekanntlich haben einige Antisemiten auch Bismarck und Richard Wagner zu Juden gemacht und dies mit arischer Intuition aus den Äußerungen ihrer semitischen Psychologie bewiesen[2]).

Es wäre leicht, diese Liste zu verlängern, als Beleg für unsere psychologische Analyse genügt das Vorgebrachte.

[1]) H. Hermann, Das Sanatorium der freien Liebe, 1903. — Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß viele Rassentheoretiker an Goethe ungermanische, orientalische Züge finden, so O. Hauser, Fr. Lenz (vgl. oben S. 230).

[2]) Die betreffenden Stellen finden sich angeführt im Antisemitenspiegel, 2. umgearbeitete Aufl., Danzig 1900, S. 233ff., 361ff.

Finot hat eine große Zahl von Urteilen über die Griechen, Kelten, Germanen, Franzosen, Engländer, Japaner usw. zusammengestellt[1]), von denen immer das eine dem anderen völlig widerspricht. Die Schilderung der Nationalcharaktere ist eben von der Subjektivität der Beobachter abhängig; diese aber folgen vielfach einer Tradition, die ihnen Dinge suggeriert, die in Wirklichkeit nicht anzutreffen sind.

Schließlich läßt sich eine Tatsache durch die Wahl verschiedener Bezeichnungen in ein ganz verschiedenes Licht rücken. Alle Völker standen einst auf einer Stufe des Umherwanderns, wo Viehzucht und Raub die Lebensquelle bilden. Ihre Psychologie gleicht sich unter diesen Bedingungen wie ein Ei dem anderen. Dem Rassentheoretiker macht das wenig Kopfzerbrechen. Handelt es sich um ein „arisches" Volk, so spricht er von „arischer Wanderlust", oder dem „Drang nach Abenteuern", handelt es sich um Semiten oder Mongolen, so heißt das Ding „kulturschädlicher Nomadismus", „Schmarotzerdasein" usw. — So nennt Chamberlain den Erwerbstrieb bei den Ariern „ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz", während er bei Semiten „gräßlichsten Zinswucher" u. dgl. findet. — Je nachdem kann man dieselben psychologischen Tatsachen „Freiheitsliebe" oder „Hang zur Anarchie", „Treue" oder „Knechtssinn", „Nationalstolz" oder „gallische Eitelkeit", „englische Perfidie" oder „deutsche Realpolitik", „semitische Intoleranz" oder „rücksichtslose Behauptung der Eigenart"[2]) nennen. Mit hübschgewählten Worten läßt sich um jede

[1]) Vgl. Finot, préjugé des races, S. 295—98, 311—15, 325ff., 344 usw. Seillière hebt an vielen Orten hervor, wie sehr Gobineaus eigenes Urteil über Volkscharaktere schwankt, auf S. 190ff. gibt er überdies eine sehr lehrreiche Vergleichung der Auffassungen, die zur gleichen Zeit Gobineau und ein englischer Diplomat vom persischen Volk sich bildeten. Die einen Reisenden heben die Aufrichtigkeit der Chinesen hervor, die anderen schelten sie die abscheulichsten Lügner. Rolfs lobt die Ehrlichkeit seiner abbessinischen Diener, Rüppel erzählt, daß in Gondar selbst die Großen des Reiches ihm Gegenstände vom Tisch wegstahlen. Schweinfurth rechnet die Schilluk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, andere Beobachter vergleichen sie mit den Affen. Vgl. weitere Beispiele bei Ratzel, Völkerkunde, 1895, II. Bd., S. 161, 528, 534, und bei Schneider, Die Naturvölker, 1885, I. Bd., S. 46/7, II, S. 21.

[2]) Nach Chamberlain die höchste Pflicht des Germanen.

Sache ein gewisser Reiz legen. Richepin, obwohl Vollblutfranzose, behauptet in einem Gedicht seine Abkunft von den nomadischen „Vorariern" und weiß dies recht anmutig darzustellen.

Mit diesen „Methoden" und der dazugehörigen Kühnheit ausgerüstet, ist es dem Rassentheoretiker leicht, für jede beliebige Behauptung „Beweise" der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit herbeizuschaffen. Der Rassentheoretiker hat ein Leitprinzip, mit dem sich eigentlich alles beweisen und erklären läßt. Er lehnt die Einflüsse der Außenwelt ab und erklärt alles aus „Rassenzügen". Die Juden sind Wucherer wegen ihrer „Rassenhabsucht", die Germanen gute Krieger wegen ihrer „Treue", die Römer errichteten ihr Weltreich und ihr Recht durch den ihnen angeborenen „staatlichen Sinn" und ihr mit Scharfsinn verbundenes Rechtsgefühl usw. — Das erinnert nun zwar sehr an die durch Molière berühmte Erklärung der Wirkung des Opiums „quia in eo est virtus dormitiva". Während die Soziologie empirisch das Unbekannte, die psychologischen Motive, durch das Bekannte, die Umwelt usw., zu erklären sucht, verfährt die Rassentheorie umgekehrt: sie vervielfältigt die Bestimmungsgründe, es gibt jetzt so viele selbständige Motive in der Weltgeschichte als Rassenzüge, und erklärt das Unbekannte durch ein noch Unbekannteres, nämlich durch allgemeine Seelenkräfte, von denen wir gar nichts wissen. Schon Kant hat der Übertreibung der Rassenkräfte warnend den Spruch der alten Schullogik entgegengehalten: Principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Auch die beliebte Erklärung des ignotum per ignotius zeigt die geringe Schätzung der Logik seitens der Rassentheorien[1]).

Der scheinbare Vorzug der Rassentheorie, mit ihrem Prinzip alles erklären zu können, ist in Wahrheit recht bedenklich. Es gilt dies auch von den in den biologischen Rassen-

[1]) Charakteristisch ist übrigens, daß rassengläubige Gelehrte meist auf ihrem Forschungsgebiet von Rassenargumenten gar keinen Gebrauch machen und sie nur dort anwenden, wo sie sich auf fremdes Gebiet begeben, so, wenn ein Naturforscher einen Ausflug ins Geschichtliche macht oder ein Kunsthistoriker auf das ökonomische Gebiet gerät. Da reicht eben ihr Wissen nicht mehr aus, den Nebel der Vorurteile zu durchschauen.

theorien gebrauchten Prinzipien der Selektion, Inzucht, Vermischung usw., die eine genaue Bestimmung oft nicht zulassen, und die sich gerade deswegen auf alle Fälle anwenden lassen[1]). Wieder gibt uns die formale Logik den richtigen Standpunkt: „Ein Prinzip, das alles erklärt, erklärt gar nichts."

Chamberlain, der der Wissenschaft eben erst lebenslängliche Treue im Kampfe gegen ihre Feinde und Verächter geschworen hat, beginnt alsbald seine Gebieterin recht respektlos zu behandeln[2]). Er spricht oft mit Geringschätzung von ihr und stellt den Instinkt, das untrügliche Rassengefühl, weit höher[3]). Leider redet aber der heilige Geist des Rasseninstinktes in seinen Aposteln eine ganz verschiedene Sprache, wie wir zeigten. Der eine erklärt für echt germanisch, was der andere in den Abgrund des „Chaos" verdammt und umgekehrt. Dabei urteilen alle, wie es Inspirierten ziemt, mit absoluter Unfehlbarkeit. Wer Argumente gebraucht, wird immer tolerant sein, weil noch kein Grund ohne Gegengrund geblieben ist, schließlich ist es auch keine Schande, zu irren. Wer sich aber auf die „innere Stimme" der Rasse beruft, kann seinen Gegner eben nicht überzeugen und empfindet jeden Zweifel an seiner geistigen Rassenechtheit als Ehrenkränkung. Der Gegner ist daher von vornherein schlecht, das eigene Urteil von vornherein unfehlbar. — Im Gebiete der Vernunft bewährt sich so die Rassentheorie als ärgste Feindin der Ordnung, Klarheit und Redlichkeit des Denkens. Ihre Methode ist die Anarchie, ihr Denken die Zuchtlosigkeit selbst[4]). Man begreift von hier aus den Haß, den Nietzsche gegen diese Richtung hegte. Nietzsche war eine Zeitlang

[1]) Man kann an jedem beliebigen Umstand eine Seite entdecken, die selektorisch oder kontraselektorisch wirken kann. Selten aber lassen sich das tatsächliche Wirken und die Stärke der Wirkung feststellen.

[2]) In der 2. Aufl. dieses Buches eingehend ausgeführt.

[3]) Er behauptet selbst, daß die Rassenintuition eines kleinen Kindes weit über dem Blick des Gelehrten steht, den sein „Vorurteil" die Rassenkräfte leugnen läßt! Daß die Geschichte (S. 498), die er zum Beweise dessen erzählt, eine nackte Fälschung einer Mitteilung Paul Leroy-Beaulieus ist, überrascht bei Chamberlain weiter nicht.

[4]) Viele Erzeugnisse der Rassenliteratur sind absolut pathologisch oder von zwerchfellerschütternder Naivität, Ignoranz und Phantastik, vgl. insbesonders Franz von Wendrin, Die Entdeckung des Paradieses, 1924.

selbst rassengläubig. Später aber häufen sich bei ihm gegenteilige Urteile schärfster Art, wie z. B.: „Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heutigen Mischmasch-Europa Rassenfragen aufzuwerfen! (Gesetzt nämlich, daß man nicht seine Herkunft in Borneo und Horneo hat.)“ „Maxime: Mit keinem Menschen umzugehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat[1]).“

Zur Ethik des Rassenglaubens

Das Bewußtsein der Abhängigkeit von materiellen Klasseninteressen kommt bei den Rassentheoretikern darin zum Ausdruck, daß sie überall Bestochenheit wittern. Nur wer selbst hinter dem Busche gesessen ist, sucht andere dahinter. Übrigens trägt auch die soziale Unbildung dazu bei, bei vielen jedenfalls mehr als die direkte Abhängigkeit. Der sozial Gebildete versteht seinen Gegner, er begreift, daß er aus seiner Klassenlage als Bauer, Bürger, Arbeiter usw., unter dem Einfluß mächtiger Zeitströmungen und Naturfaktoren schwer anders handeln kann, als er tut. Anderseits weiß er, daß der Mensch sich mit dem Milieu wandelt, und er richtet daher auf die Umwandlung der äußeren Bedingungen, auf soziale Reformen, Erziehung usw. sein Augenmerk. Er wird seinen Gegner bekämpfen, aber nicht beschimpfen. Anders der Rassengläubige. Für ihn gibt es nur ein Ideal, seine Rasse. Die andern Rassen können dieses Ideal wegen ihrer natürlichen Schlechtigkeit oder Dummheit nicht begreifen — tilgen wir sie aus. Und jedenfalls lassen wir ihren Verteidigern die eigene Miserabilität recht deutlich zu Gemüte kommen. Daraus erklärt sich die Unmöglichkeit, mit Rassengläubigen eine sachliche Diskussion zu haben[2]). Ihre

[1]) Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Werke, Großoktavausgabe, Bd. XIII, 1903, S. 356. — Ausführlich hat kürzlich A. Wirth (Rasse und Volk 1914, S. 45—52) Nietzsches Stellung zur Rasse behandelt. Er erklärt ihn für den eigentlichen Urheber der Arierbegeisterung, den Schöpfer der Herrenmenschen und der Herrenrasse. Niemand hat aber einen Jugendwahn unerbittlicher abgetan, als der reife Nietzsche den Rassenglauben. Zahlreiche Belege gibt Wirth. —

[2]) Die Nichtrassengläubigen nennt Chamberlain (S. 259) „fade, feile und ignorante Schwätzer, dem Völkerchaos entsprossene Sklavenseelen, denen einzig im Urbrei der Charakter- und Individualitätslosigkeit wohl zumute ist.“

fanatische Intoleranz gegen die Person des Gegners schließt die Regeln des ritterlichen Kampfes aus. Auch hier kehren wir zur Anarchie des Urzustandes zurück. Kein Mittel ist mehr zu schlecht. Die Fälschung von ihren gewöhnlichen bis zu den raffiniertesten Formen findet ihre hohe Schule. Das nächstbeliebte Mittel ist der Vorwurf der Korruption. Fürst Bismarck hat 1847, „als er noch offen reden durfte" (Chamberlain, S. 336), sich gegen die Juden geäußert — warum durfte er es später nicht mehr? Mirabeau hat seine geniale Beredsamkeit für die Freiheit nur entfaltet, weil er von jüdischen Weibern und Wucherern abhängig war (S. 339). Renan, der Hauptzeuge Chamberlains, auf dessen geistreicher aber längst abgetaner Charakterisierung der Semiten dieser ganz fußt, hat die Behauptung gewagt, Jesus sei ein Jude gewesen. Sofort wird er der gemeinen Bestochenheit durch die Alliance Israelite geziehen (S. 218). Wenn von dem ganzen Werk Chamberlains nur dieser Satz erhalten wäre, so könnten wir doch seine Geistesrichtung genügend deutlich angeben, wie Cuvier aus einem Knochen die Art eines vorweltlichen Tieres zu bestimmen wagte! Seit dem „Märchen von den 1000 Dukaten"[1]), gegen das sich Lessing wehren mußte, haben die Feinde der Humanität nicht aufgehört, durch die Begeiferung ihrer besten Ritter ihre eigene Schmutzseele ans Licht zu bringen.

Die Tatsache, daß ein rohes Herrschafts- und Besitzinteresse durch ein idealistisches Mäntelchen verdeckt werden soll, befördert natürlich unzählige Widersprüche. So sind die Rassengläubigen in einem Atem[2]) für Tattwamasi und strengsten Wesensunterschied der Menschen, für Tierschutz und Ausrottung ganzer Rassen, für Christentum und Ungleichheit der Gotteskinder, für und gegen die Entwicklung, gegen die Intoleranz der Semiten und für eigene Intoleranz usw. —

[1]) Der Hauptpastor Goeze — in mancher Beziehung ein würdiger Vorfahre unserer Rassengläubigen — hatte Lessing beschuldigt, für die „Wolfenbütteler Fragmente" von der Amsterdamer Judenschaft 1000 Dukaten erhalten zu haben. Vgl. „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten usw." in Lessings Werken (Hempel), XVI. Bd., S. 227.

[2]) Jeder dieser Sätze kann aus dem einzigen Werk Chamberlains mit Zitaten belegt werden.

Einig sind sie jedenfalls — außer in der Unwissenheit — in der instinktiven Abneigung gegen Freiheit und Gleichheit zwischen und in den Völkern. Ihr einziges Mittel ist, den klaren Verstand und das zielbewußte Fortschrittswollen in dem Sumpf atavistischer Instinkte, der Vorurteile gemeiner Geister und einer künstlich erzeugten Hysterie zu ersticken. Das verständige Urteil wird als „geschmacklos" oder „platt" verschrien, das feste Wollen je nachdem als „roh materialistisch" oder als „Schwärmerei". Es bleibt der mystische Sumpf der „Rassenseele", dessen ungesunde Ausdünstungen jene Hysterie erzeugen, die als Massengefühl Chauvinismus heißt. Zwei Selbstzeugnisse geben uns treffende und einander ergänzende Belehrung. Der Mystiker Chamberlain schreibt: „Im allgemeinen vertieft mystische Anlage den Charakter, doch nicht das Denken, und selbst ein Paracelsus wird durch sein ‚inneres Licht'[1]) verleitet, eine schwere Menge Unsinns für Weisheit auszugeben" (S. 927/8); und der Mystiker Driesmans[2]) findet in einem unbewachten Augenblick, daß „die moderne Sucht nach der höchsten Sensation, nach dem Wunderbaren, unter diesen Instinkt der Schwäche fällt, dessen Entstehungsgrund Nietzsche in der ungeheuren Erkrankung des Willens findet usw.". Tatsächlich ist der Rassenglaube nur aus einer ungeheuren Erkrankung des Denkens und des Wollens zu erklären, wenn primitivere Motive fehlen.

Selbstverständlich wirkt der Glaube an die Höherwertigkeit der herrschenden Rasse oder Nation auch auf die Unterdrückten oder Zurückgesetzten, und zwar in sehr verschiedener Weise. Einerseits nämlich werden diese hierdurch zu den größten Anstrengungen angestachelt, ihre Gleichwertigkeit zu beweisen. Die außerordentlichen Erfolge, die z. B. die Juden auf vielen Gebieten erzielen, gehen oft darauf zurück, daß es ihnen nicht leicht gemacht ist, daß sie alle Kräfte anspannen müssen, um vorwärtszukommen. Anderseits aber wirkt Bevorzugung einer herrschenden Rasse auch demoralisierend auf die Zurückgesetzten. Teils nämlich schä-

[1]) Das bei Chamberlain eine so große Rolle spielt.

[2]) H. Driesmans, Rasse und Milieu, 1902, S. 205.

men sie sich ihrer Herkunft und suchen sie möglichst zu verbergen, teils kehren sie Überempfindlichkeit, Verbitterung und revolutionäre Tendenzen heraus, die die Kluft nur noch vertiefen. Es gibt eine „Unterdrücktenpsychologie", die keineswegs sympathisch wirkt.

Rasseninstinkt und Nationalgefühl

Die große Verbreitung und Zähigkeit des Rassenglaubens gerade in gebildeten Kreisen findet ihre Erklärung zum Teil in der Meinung, das Nationalgefühl setze Rasse voraus, die Rassentheorie sei die Grundlage der nationalen Strömung. Nichts falscher als dies! Es gibt gar keine feindlicheren Prinzipien als die der Rasse und der Nation[1]). Allerdings stützt sich der moderne Nationalismus meist auf Rassenvorstellungen, er wirkt aber damit gerade gegen die vitalsten Interessen der eigenen Nation und ist tatsächlich „anti-national". Die Rassentheorie lehrt die Verachtung der fremden Rasse, ihre unbehebbare Minderwertigkeit, die Schädlichkeit der Mischung für die „edle" Rasse. Sämtliche Nationen sind aus den verschiedensten Rassen zusammengesetzt, und wir sehen sogar, daß gerade die am stärksten „gemischten" an der Spitze der Kulturvölker stehen. Die Nationalpolitik geht auf Gewinnung von Einfluß auf fremde Nationen und Verbreitung der eigenen Nationalität. In gröberer Form sucht man dies durch Unterjochung und gewaltsame Assimilierung zu erreichen, in feinerer durch Ausbreitung von nationalen Kulturelementen und durch Gewinnung der Herzen fremder Nationen. Die Rassenpolitik bezweckt aber gerade Absperrung vor fremden Rassen. Es wäre ja Wahnsinn, einer minderwertigen Rasse die eigene Art aufzudrängen, die schlechte Rasse wird dadurch doch nicht „edel". Kultur wird nach dem Rassendogma nur durch Blutmischung übertragen, also nur auf Kosten der edlen Rasse. — Strengste Absonderung der Rassen in Form von Kasten, Verhinderung jeder Verschmelzung, Verbot der An-

[1]) Richtig sagt der Alldeutsche A. Wirth: „Dergestalt ist also Volkstum der Rasse in ihren Lebensbedürfnissen schroff entgegengesetzt." (Rasse und Volk, S. 201, vgl. auch ebenda S. 344.)

teilnahme an der Kultur für die niederen Kasten sind die Mittel der Rassenpolitik. Das konsequenteste Beispiel ist bei uns der Antisemitismus, der keineswegs die Juden „germanisieren", sondern sie im Gegenteil absondern will. — Die Wirkung der Verschweißung verschiedener Rassen in eine „Nation" ist die Begründung starker Nationalstaaten. Das größte Beispiel der Rassenpolitik hat Indien geliefert. — Die unterworfene Rasse wurde hier als Sudrakaste mit einer Verachtung und Härte behandelt, die in der Weltgeschichte kein Gegenstück findet. Schon der Atem des Sudra befleckte, Vermischung war mehr als todeswürdig und wurde noch im Jenseits gestraft, der Erwerb von Bildung, das Lesen der heiligen Schriften, also selbst die geistige Annäherung, wurde ihm in grausamster Weise verwehrt[1]). Doch die

[1]) In keinem Lande der Welt ist die Tiefstellung der unteren Schichten der Gesellschaft mit so grausamem Scharfsinn und so konsequent durchgeführt und durchgebildet worden, wie in Indien. Für die Zeit vor der Aufhebung der Sklaverei kann man ohne Redeblume sagen, sie seien nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt worden. Von den Pulaya von Travankor sagte ein Bericht 1850: „Ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Sie stehen mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kauft und bezahlt, sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten darf. In manchen Gegenden dürfen die Pulaya noch heute nicht die öffentlichen Wege benützen, in anderen müssen sie sich bei Annäherung eines Mannes einer höheren Kaste im Dickicht verbergen, so daß es ihnen oft schwer fällt, von einem Orte zum anderen zu wandern. Sind sie bei Wegearbeiten angestellt, so müssen sie Zeichen anbringen, um die anderen Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen. Näher als 96 Schritt sollen sie einem Brahmanen nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Straßen bauen. Wollen sie etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung hin und rufen dann laut, was sie wünschen. Auch die Mission hat nicht vermocht, eine weite Bresche in diese Satzungen zu legen; ihre hervorragendste Wirkung besteht in dem allerdings wertvollen Nachweis, daß durch sorgfältige Schulung aus diesen in Schmutz und Unwissenheit verkommenden Menschen so tüchtige Leute heranzubilden sind, wie sie nur irgendeine Kaste Indiens liefern mag. Es war viel, daß solche Ausgestoßene die Regierung von Travankor 1875 nicht bloß wegen ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit belobten, sondern ihre Treue und Ehrlichkeit anderen zur Nacheiferung empfehlen durfte. Christliche Pulayasklaven sind zu Tode gepeitscht, ihre christlichen Schulen niedergebrannt worden." Und so fort. (Ratzel, Völkerkunde, II, S. 597.) Es ist völlig falsch, wenn die vorarische Urbevölkerung Indiens manchmal als tierische Wilde, deren niedrige Veranlagung ihre Lage nötig machte, ge-

Wirkung dieses Prinzips erstreckt sich noch weiter. — Woltmann, einer der Hauptvertreter der Rassentheorie, sagt[1]): „Es ist eine fast regelmäßige Erscheinung, daß die soziale Schutzwehr nach unten und die darauf beruhenden Rechtsgewohnheiten dazu neigen, auf die eigene Rasse zurückzuwirken und innerhalb derselben ähnliche Kastenabschließungen mit Erblichkeit der Berufe und Inzucht hervorzurufen. So ist es in Indien geschehen, und die Entstehung der Hörigkeit von freien Germanen knüpft anfänglich an die schon bestehende Knechtschaft der unterworfenen fremdrassigen Urbewohner Deutschlands an[2])." — So kam es, daß nicht

schildert wird. Sie haben in einzelnen Gliedern ihrer Rasse eine hohe Kultur erreicht, schon vor der arischen Invasion Reiche gegründet und in ihrer Sprache und ihren Gräbern Beweise reicher Zivilisation hinterlassen. (Ebenda, S. 571.)

[1]) Woltmann, a. a. O., S. 200.

[2]) Noch heute hört man Stimmen, die die Abschaffung der Negersklaverei bedauern, weil die schwarze Rasse nie reif zur Freiheit werden würde. Als ob alle Weißen dies schon wären! Wer die Sklaverei auf der Rassengrundlage billigt, vergißt, daß diese Verletzung der Menschenwürde notwendigerweise bald auch zur Schändung der eigenen, der weißen Kulturrasse führt. Loria (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1896, S. 111ff.) führt einige Belege aus der nordamerikanischen Sklavenzeit an. Chambers schrieb: „Rasse! Sprecht uns nicht von Rasse: wir kümmern uns gar nicht um die Abkunft und Farbe; was wir behaupten, ist, daß die Sklaverei, sei es der Schwarzen oder der Weißen, der regelmäßige und beste Zustand der Gesellschaft ist. Das Blut von Rednern, Generalen, Staatsmännern, sogar von Präsidenten der Republik läuft in den Adern von Menschen, die gekauft und verkauft werden wie Pferde und Maultiere. Auch ist es bekannt genug, daß viele rein anglo-amerikanische Kinder in Sklaverei geraten. Manchmal verkaufen die armen Weißen des Südens ihre Kinder an die Händler und es ist notorisch, daß die Sitte, in den Staaten des Nordens auf die Jagd nach weißen Kindern zu gehen, im Fortschreiten begriffen ist." (1857.) General Sherman schrieb: „Ich sah Männer und Weiber, weiß wie der reinste angelsächsische Typus, wie Tiere verkauft werden." Ellison berichtete: „Es war nicht außergewöhnlich, Sklaven zu sehen, die so weiß waren, daß man sie nicht leicht von Weißen reinsten Blutes unterscheiden konnte." Ja, Georg Fitz Hugh aus Virginien verfocht die Ansicht, man solle nicht nur die Neger, sondern alle aus Deutschland und Irland eingewanderten Proletarier aus „Humanitätsgründen" zu Sklaven machen! Cromwell ließ Tausende Iren in die Sklaverei nach Westindien verkaufen, auch später wurden Gefangene, politische Rebellen usw. in sehr großer Zahl versklavt. Über den großen Umfang der weißen Sklaverei in Amerika vgl. auch Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg, 1886, S. 51.

bloß bedeutende „arische" Bestandteile in die Sudrakaste gerieten, sondern daß ein Teil der Verachtung auch den „arischen" arbeitenden Kasten zufiel. Von Indien gilt überwiegend das Wort, das Chamberlain über Babylon geäußert hat, daß hier von einer Wahrung menschlicher Rechte nie auch nur die Rede war. Die Absonderung zeitigte in Indien die sonderbarsten Früchte. Jeder Stand, jede Gruppe, jeder Beruf hatte die Tendenz, eine „Rasse" zu werden oder ihren rassenhaften Ursprung nicht verwischen zu lassen. Als Beispiel seien die Banjari angeführt, deren einziger Beruf darin besteht, in allen Provinzen Zentralindiens Getreide mit Ochsen zu transportieren, die sich aber dabei als eigene Rasse betrachten. — „Die 14 Millionen Brahmanen zerfallen allein in mehrere hundert Unterkasten, die sich nicht ehelich miteinander verbinden können, von denen eine nicht imstande ist, der anderen Speise zu reichen. Welcher Weg von den brahmanischen Panditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halb nackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigte, wenn sie nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals kennzeichnete! Man sieht Brahmanen, die als Lastträger, Schäfer, Fischer, Töpfer ihren Lebensunterhalt gewinnen, neben solchen, die für sich und ihre Familie den Tod jeder Handarbeit vorziehen und lieber sterben, als daß sie von einem Menschen tieferer Kaste bereitete Nahrung nähmen[1])." Die Kshatriya (Name der alten Kriegerkaste) sind in 590 Abteilungen zersplittert usw. Alle diese Splitter vereinigt kein gemeinsames Gefühl. „Der indische Staat löst sich bekanntlich in eine Unzahl von einzelnen Dorfschaften auf, die für sich bestehen und sich um die allgemeinen Schicksale des Landes nicht weiter kümmern, wenn keine Neuerung in der Steuerverfassung ihnen aufgedrängt wird. Es konnte sich daher nicht die Idee eines Vaterlandes bei ihnen ausbilden, jeder Kaste war die Kaste das Vaterland[2])." Das potenzierte Rassengefühl hinderte also die

[1]) Ratzel, Völkerkunde, 1895, II. Bd., S. 595.

[2]) Chr. Lassen, Indische Altertumskunde, 2. Aufl., 1867—74, II. Bd., S. 5.

Entstehung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, hier liegt der Grund für die unerhörte Tatsache, daß seit Jahrtausenden jeder Eroberer, Scythen, Araber, Türken, Mongolen, Portugiesen, Franzosen, ja selbst beutegierige Handelsgesellschaften, wie die holländische, dänische, englische Kompagnie, beliebige Teile des Riesenlandes Indien ohne großen Widerstand sich unterwarfen. Was der Fremdherrschaft entgegentrat, waren ausschließlich die in Indien eingesprengten türkisch-mongolischen Bestandteile (Mahratten, Radschputen, Sikhs usw.), nie die eigentlichen Hindus.

Bei den nationalen Kämpfen unserer Tage kann von Rassengegensätzen überhaupt nicht gesprochen werden. Zwischen Serben und Kroaten herrscht alter Haß, obwohl sie einer Abstammung und Sprache sind, die Deutschen und Engländer, Polen und Russen sind weitere Beispiele. Übrigens bietet uns die Geschichte viele Belege dafür, wie schnell die Illusion der Rassenverwandtschaft entsteht. Alle Mohammedaner — der Neger des Sudans wie der kaukasische Berber — behaupten mit Stolz, von den Arabern Mekkas oder Yemens abzustammen. Es hat oft genug Heiterkeit erregt, wie im alten Österreich die Führer der Deutschen echt slawische Namen, die der Tschechen dagegen deutsche trugen[1]).

[1]) Wir erinnern an die „Deutschen" Chlumecky, Schmeykal, Kozepek usw., an die „Tschechen" Rieger, Zeithammer, Krumbholz, Purghardt, Engel, Herold usw. Nach einem interessanten Artikel in der „Fackel" (Nr. 17 von 1899) fanden sich unter den Führern der untersteierischen Deutschnationalen die Namen: Rakusch, Kokoschinegg, Stepischnegg, Schurbi, Kovatschitsch, Jessenko, Jabornegg, Ambrositsch, Mravlag, Besgorschak, Podgorschegg usw. Der Erfinder des slowenischen Nationalismus hieß dagegen Einspieler, andere „Slowenen" heißen: Rauch, Kaisersberger, Fischer, Lippold, Mayer, Sittig, Plapper usw. Oft spielten von Brüdern der eine im deutschnationalen, der andere im slowenisch-nationalen Lager eine Rolle, und schrieben sich dann auch mit verschiedener Orthographie, so die Brüder Glantschnigg — Glancnik, Woschnagg — Vosnjak usw. Im Parlament saßen lange zwei Brüder, von denen der eine sich Klukki nannte und als Deutscher bekannte, der andere aber sich Klucki schrieb und zu den Polen gehörte. Aus Görz-Gradiska vertrat die Großgrundbesitzerkurie der Slowene Graf Alfred Coronini, die Städte der Italiener Graf Franz Coronini. Der wütendste Bekämpfer der Italiener hieß — Bianchini.

Schon zu Elisabeths Zeiten waren die heißblütigsten Iren keltisierte Angelsachsen und Parnell war echt englischer Abkunft.

Die Konsequenz der Rasseninstinkte auf politischem Gebiet ist die Anarchie. Schon der extreme feudale Individualismus Gobineaus, der die Idee des Vaterlandes bei den Griechen eine von den Semiten den Ariern aufgedrängte „Monstrosität" nennt, läßt diesen Zug erkennen. Ebenso feindlich begegnen sie der Demokratie, deren Ziel die Erziehung des Volkes zum nüchternen Denken sein muß, denn nur eine von blinder Leidenschaft und unbeherrschbaren Gefühlen freie Nation besitzt die Fähigkeit, der Bevormundung zu entraten. Der Zustand des politischen Lebens des früheren Österreichs, die Herrschaft der Phrase, das Überbieten an sinnloser Leidenschaft, die Verachtung des „minderwertigen" Gegners, die Zersplitterung in zahllose Fraktionen, die das bellum omnium contra omnes verwirklichten, die Abtötung jedes Gemeinschaftsgefühles — — all dies entstand hauptsächlich erst, seitdem durch den Antisemitismus die Auffassung der Nationen als Rassen sich verbreitete und ihre naturgemäßen psychologischen Wirkungen äußerte. Hieran ist das alte Österreich zugrunde gegangen. — Der Zustand Deutschlands und anderer Staaten nach dem Kriege weist ähnliche Züge eines gegen die eigene Nation wütenden Nationalismus auf. —

Rassenglaube und Persönlichkeit

Die Ethik der Rassentheorie läßt sich aus diesen psychologischen Grundlagen leicht ableiten. Robertson hat einen Abschnitt eines vorzüglichen Buches[1]) diesem Punkt gewidmet und weist mit Recht auf den Widerspruch hin, daß Rassenselbstlob in zivilisierten Ländern gebilligt wird, während das individuelle Selbstlob als alberne Eitelkeit gilt. Auch seine Bemerkung sei hier zustimmend wiedergegeben: „daß manche Äußerungen des Rasseninstinktes seitens erwachsener Männer genau auf der Stufe von Bubenstreichen, andere aber genau auf der von Barbaren stehen, so daß man

[1]) Robertson, The Saxon and the Celt, S. 114ff.

beinahe den Begriff der politischen Entwicklung verneinen möchte." Ein starkes Hervortreten des Rassenglaubens bei einem Individuum zeigt nicht selten eine gewisse geistige oder moralische Minderwertigkeit an. Man ist beinahe versucht zu sagen, daß es überhaupt nur eine einzige minderwertige Menschenart gibt, nämlich jene, die an die Minderwertigkeit der anderen glauben. Mindestens aber ist der Rassenglaube, ebenso wie nationaler Chauvinismus, ein Symptom von Unreife, mangelnder Lebenserfahrung oder einer überhaupt geistig ärmlichen Persönlichkeit[1]). Er beruht auf der naiven Annahme, daß Menschen ziffernmäßig bewertet und miteinander verglichen werden können. Geistiges Reifen führt immer mehr zu der Einsicht, daß Individualitäten nicht gewogen und gemessen werden können[2]).

Unser Thema ist noch lange nicht erschöpft. Wir möchten aber nur noch kurz bemerken, wie selbst in ästhetischer Hinsicht die Rassentheorie minderwertig ist. Es gibt keine rohere, mechanischere Erklärung als die Ableitung aus sich stets gleichbleibenden Grundkräften. Das reizvolle und er-

[1]) Der Philosoph Friedrich Jodl sagt (Was heißt Bildung, S. 16): „Wie jeder Klassendünkel — er gehe von oben nach unten, er gehe von unten nach oben — ein Zeichen von Unbildung, d. h. der mangelnden Fähigkeit ist, über sich hinaus ins Allgemeine zu blicken, die eigene Person und den eigenen Lebenskreis ins Licht des großen Kulturzusammenhanges zu rücken — so ist auch der nationale Dünkel, wie feierlich und patriotisch er sich oft drapieren mag, nichts Besseres — ein Gewächs der Eitelkeit und der Unwissenheit. Kein einzelnes Volk hat den Geist gepachtet, kein einzelnes Volk die Sittlichkeit oder die Kunst oder die Liebe; und wenn wir das Eigene besser verstehen, weil wir selbst in ihm wurzeln und es also unserer Denk- und Fühlweise am meisten entspricht, so öffnet eben Bildung unsere Augen auch für das Fremdartige und läßt uns unter den hundert- und tausendfachen Masken und Verkleidungen der Kultur das eine Menschenantlitz schauen."

[2]) In Richard Dehmels geistvollem Dialog „Kultur und Rasse" (Betrachtungen über Kunst, Gott und Welt, S. 164) sagt der „deutsche Dichter": „Ich glaube nicht mehr an das Rassendogma; wenigstens nicht, soweit es seelische Werte und geistige Leistungen begründen soll." . . . „Wie soll denn durch Rasse, dies allerallgemeinste Merkmal oberflächlicher Unterscheidung, die künstlerische Begabung erklärt werden, die allereigentümlichste Sonderlichkeit, die nur von den gründlichsten Kennern geistiger Werte vollkommen erkannt und gewürdigt wird, gleichviel von welchem Rassenkörper."

hebende Schauspiel der Entwicklung des Menschen vom Tier zur selbstbewußten sittlichen Würde fehlt, denn die edle Rasse ist von Anfang edel. Die erschütternde Tragik des Untergangs ganzer Völker, Kulturen und Rassen im Ringen mit dem unfaßbaren und allgewaltigen Schicksal — es wird zur schalen Philisterposse, wo der Schlechte schließlich an seiner eigenen Schlechtigkeit krepiert, damit die tugendhaften Rassen sich dann zu Tische setzen können. Die Poesie der Geschichte, der Reiz eines fremden und doch verwandten Daseins jenseits von Jahrtausenden und Rassenunterschieden, das schüchterne Aufzucken des Menschheitsgedankens in der starren Inschrift eines Babylonierkönigs, in einer träumerischen Sage der polynesischen Inseln — wir stehen ihnen fremd und kalt gegenüber, denn das oberste Gebot lautet: Haß soll sein zwischen dir und dem Fremden! Dafür erfahren wir von Chamberlain, daß die Juden aus 5 % Semiten, 50 % Hettitern, 10 % Ariern bestehen, und daß ihr moralisches Wesen daher aus 5 % Willen, 50 % Mittelmäßigkeit und Geschäftsklugheit, 10 % anständigen Eigenschaften usw. zusammengesetzt ist. Nicht ein lebendiger Organismus, nicht einmal eine kunstvolle Maschine ist der Mensch nach der Rassentheorie, sondern eine Mischung verschiedener Kaffeesorten. Das ist wenigstens der folgerichtige Schluß aus den Voraussetzungen des „nüchternen Empirikers", den wir hier ziehen. Wenn ein Charakter gar Widersprüche aufweist oder zu zeigen scheint, so ist dies für Chamberlain ein sicheres Zeichen von Rassenmischung. Die verschiedenen Rasseninstinkte kommen dann abwechselnd zur Geltung. (Vgl. St. Augustin, Paulus usw.) Wie gemischt muß da erst Chamberlain sein, dessen Werk auf jeder Seite von Widersprüchen ärgster Art wimmelt! Und wie langweilig vom rein ästhetischen Standpunkt aus müssen nicht reine Rassen sein, die ganz ohne innere Widersprüche in der Welt stehen! Kennt Chamberlain nicht das mutige Wort Huttens bei C. F. Meyer:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!"

Kant hat gegen einen Vorschlag des Herrn von Maupertuis, durch künstliche Rassenzucht einen edlen Menschenschlag

heranzuziehen, eingewendet, gerade in der Vielfältigkeit der Charaktere, in der Vermengung des Bösen mit dem Guten, seien die großen Triebfedern gelegen, welche die schlafenden Kräfte des Menschen ins Spiel setzen, sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Treffend nennt Münsterberg die Rassentheorien „ein dürftiges Surrogat einer Weltanschauung, die letzte Konsequenz eines antiphilosophischen Zeitalters". Diese Minderwertigkeit der Anschauung entspricht den anderen Voraussetzungen — der Degeneration des Wollens. Ein tüchtiger Kerl setzt seinen Stolz darein, selbst eine Rasse zu gründen, nur die Impotenz befördert Ahnenstolz, nur wer die eigene Schwäche verbergen will, protzt damit, was seine Ahnen geleistet haben oder hätten leisten können. Und nochmals sei ein treffendes Selbstbekenntnis hervorgehoben, mit dessen Wiedergabe wir uns verabschieden: „Indem die eigenen Leistungen immer hervorgehoben, die Errungenschaften der anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller echten Wahrheit: Die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fehlt fast überall; daraus kann man erkennen, daß wir noch Barbaren sind." (H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts, II. Aufl., S. 94, Anmerkung.)

Nachtrag

Zu spät, um es noch im Text berücksichtigen zu können, kommt mir folgendes sehr wertvolle Buch zu: J. W. Gregory, The Menace of Colour, a Study of the Difficulties Due to the Association of White and Coloured Races usw., 2nd edition, 1925, 262 S. Der Verfasser ist Professor der Geologie und hat selbst zahlreiche Reisen in vielen Teilen der Welt gemacht. Als besonderer Vorzug des Buches ist zu betrachten, daß es einen Überblick über die Rassenprobleme aller Erdteile und die verschiedensten Meinungen zu geben sucht. Den breitesten Raum nimmt berechtigterweise die Negerfrage in Amerika ein, die auf Grund eines sehr reichen interessanten Materials geschildert wird. Der Verfasser hat ein lebhaftes Gefühl der ungeheuren Gefahren, die an vielen Orten der Welt aus den sich immer mehr verschärfenden Rassengegensätzen für die ganze Zivilisation entspringen. Auch steht er dem Befreiungsstreben farbiger Rassen nicht ohne Sympathie gegenüber. Ganz frei von Vorurteilen scheint mir Gregory allerdings nicht zu sein. So stimmt er der Meinung zu, daß es biologisch schädliche Rassenmischungen gibt, die bisher wissenschaftlich keineswegs bestätigt worden ist. Im allgemeinen hält Gregory die Europäer für nicht wesentlich höher begabt als Angehörige anderer Rassen, die eine gleiche Erziehung und Gelegenheit gehabt haben. Wohl aber findet er, daß sie in der Regel größere Initiative und Unternehmungsgeist aufweisen. Besonders wertvoll und gründlich ist das Kapitel, das die Lebensfähigkeit der Weißen in den Tropen behandelt. Gregory bringt viel Material dafür vor, daß man die Verderblichkeit des tropischen Klimas für die Weißen bisher überschätzt hat und daß auch Europäer unter entsprechenden hygienischen Vorsichtsmaßregeln in den Tropen ohne jede Gefährdung leben und sich fortpflanzen können.

Bemerkenswert ist das Urteil des berühmten Schriftstellers H. G. Wells, das Gregory anführt: „Ich bin überzeugt, daß es kein ärgeres Übel in der gegenwärtigen Welt gibt als Rassenvorurteil; ich sage mit allem Nachdruck: überhaupt keines; es ist derzeit das Ärgste. Es bringt mehr Gemeinheit, Grausamkeit und Scheußlichkeit mit sich als irgendein anderer Irrtum in der Welt.“ Auch Lord Olivier, der als Gouverneur von Jamaika und als Staatssekretär für Indien eine besonders große Erfahrung gesammelt hat, spricht sich sehr energisch gegen alle Rassenvorurteile aus und sagt voraus, daß sie zweifellos zum Bürgerkrieg führen müssen.

Hingewiesen sei noch auf das geistvolle Buch des früh verstorbenen Carl Techet, Völker, Vaterländer, Fürsten (1913), das sich mit dem Rassenproblem eingehend beschäftigt und auf die inhaltsreichen Schriften: Julius Goldstein. Rasse und Politik 1924, Carl Helm, Arier, Wilde und Juden 1923, J. Zollschan, Das Rassenproblem, 5. Aufl. 1925.

Namen- und Sachindex

Von Dr. Edith Hertz

Achelis, Th. 22, 130.
Adachi Buntaro 47, 57.
Adamantios 140.
Adam von Bremen 361.
Adel 5, 72.
— englischer 12, 73.
— französischer 7, 162, 196.
— römischer 180.
Adelung 122, 123, 361, 362, 365.
Ainos 113, 324.
Albinismus 56.
Alldeutschtum 14.
Ambros, Rob. 66.
Ammon, O. 5, 14, 39, 59, 136, 209, 393.
Amoriter 172, 200.
Analphabeten 311.
Anaxagoras 275.
Andler, Ch. 14.
Andlo, P. v. 6.
Andrian, Ferd. v. 24, 299.
Anlage und Umwelt 69.
Anthropogeographie 374ff.
Anthroposoziologie 208ff.
Antisemitismus 25, 231, 397, 405.
Araber 158, 159, 271, 300, 341.
Arbois de Jubainville 137.
Arier 5, 8. (Vgl. Indogermanen.)
— Ursprung der 36.
— und Nichtarier in Europa 131.
Arianismus 281, 367.
Aristarch von Samos 275.
Aristeasbrief 251.
Aristoteles 4, 85, 142, 145, 193, 236, 251, 301, 383, 389.
Arldt 104.
Armin der Cherusker 349.
Arndt, E. M. 281, 282.
Ataulf 359.
Athenaeus 142.
Attila 95, 158.
d'Aucour, J. Barbier 93.
d'Auriac, Jules 162.
Avaren 157.
Avesta 265.

Babington, W. D. 11, 79, 176, 327.
Babylon 133, 199, 200, 295ff., 382.
Baelz 41, 52, 113, 324.
Baer, K. E. v. 20.
Bagehot, W. 46, 47.
Bahnsen 86.
Bahr, H. 25, 231.
Bartels, A. 164,
— M. 308.
Barth, Paul 103, 191, 387.
Basler, A. 95.
Bastian, A. 20, 23, 373.
Bauch, Bruno 45.
Bauer, Julius 33, 34, 84, 86, 118.
Baur, Ferdinand 281.
Baur-Fischer-Lenz 33, 62, 66, 118, 314.
Bayer, Jos. 316.
Bean 45.
Beddoe 39.
Beer, A. 288.
— G. 201.
Beethoven, 160, 164, 230.
Belck 112.
Beloch 145.
Beninkultur 307.

Bergson, H. 65.
Bernfeld, S. 262.
Bernheim 24.
Berthold von Regensburg 356.
Bertillon 137, 360.
Beth, K. 234, 305.
Bethmann-Hollweg 15.
Bezold 369.
Bieder, Theobald 14.
Billeter, G. 81, 190.
Birkner, Fr. 23.
Bismarck 13, 84, 342, 397, 402.
Blankenhorn 112.
Bloch 47.
Blumenbach 26, 55, 105.
Bluntschli 14.
Bluttrinken 321.
Boas, Franz 43.
Bodin 6.
Boeckh 166.
Bölsche 31.
Bohadin 95.
Bolk, L. 37, 53.
Borel, Henri 326.
Bouglé, C. 72.
Bouhours, Dominique 93.
Boutmy, E. 84.
Brachet 121.
Brandes, G. 168.
Brandt 357.
Brasilien 72, 170.
Braun, Friedr. 104, 124, 156.
Brawley, B. 314.
Breysig, K. 95, 256, 287, 359.
Brinton 104, 132.
Brock, van den 31.
Brousseau, K. 314.
Brückner, A. 167.
Brun, Malte 27.
Bruns 285.
Bryce, James 13, 390.
Buch, Leo v. 43, 390.
Buckle, H. Th. 20, 21, 267, 369, 374.
Buddhismus 266, 268ff.
Bühler, Karl 66.
Bürgerrecht in Rom 180.
— in Griechenland 191ff.
Buffon 55.
Bugge, A. 70, 108.
Bulgarensturm 195.
Bulle, H. 146.
Burckhardt, J. 384.
Busch, M. 14, 84.
Buschan, G. 23, 37, 52, 117, 163.
Buschmänner 358.
Busolt 192.
Byrne, James 128.
Byron 356, 393.
Byzanz 190.

Cäsar 113, 322, 340, 361, 364.
Cäsaren 183ff.
Carnegiestiftung 10.
Cassius, Dio 113.
Cato 177.
Chamberlain, H. St. 5, 14, 161, 213ff., 233ff., 256ff., 260, 294ff., 297, 359, 391.
Chambers 406.
Chantepie de la Saussaye 264.
Chavanne, Dareste de la 355.
China, Kultur 326ff.
Chlodwig 349.
Civilis 349.
Claßen, K. 131, 147, 151.
Claudius, Math. 286.
Clemens von Alexandrien 190.
Clerc, M. 193.
Collignon, M. 143.
Cook, Kapitän 130, 375.
Cramer, J. Fr. 93.
Cromwell, Oliver 406.
Crooke, W. 55.
Curtius 145.
Cuvier 30.
Czyhlarz 178. 284.

Dahn, F. 115, 120, 162, 271, 302, 345, 358, 368.
Dargun 299.
Darwin, Ch. 20, 29, 33, 331.
Darwinismus 386.
Defoe, Daniel 11.
Dehmel, Rich. 286, 410.
Delbrück, H. 157.
Delitzsch, Friedr. 123.

Deniker 43, 133.
Deutschmann, A. 151.
Diercks, G. 302, 340.
Dietz, Johann 322.
Dilke, Ch. 47.
Dilthey, W. 191, 259.
Diodor 141, 142.
Diogenes Laertius 140, 190.
Dionys von Halikarnaß 149.
Dirr 120.
Disraeli 12, 301.
Domestikation 36.
Doniol, H. 370.
Dougall, Mac W. 85, 166.
Driesmans 208, 393, 403.
Dubos 7.
Dühring 164, 255, 392.
Dumas 168.

Ebbinghaus 86.
Eckermann 98, 357.
Edda 343.
Ehe 283, 322, 361.
Ehrenreich 373.
Einheit des Geistes 20, 300, 328.
Eisler, Rudolf 64.
Elsenhaus 86.
Emerson 48.
Engel 44.
Engelmann 393.
England, Pazifismus in 232.
Etrusker 147ff.
Evans, Arthur 146.
Evolutionismus 1, 64.
Ewald, P. 86, 87.
Exil, baylonisches 245.
Exogamie 109.

Fallmerayer 194, 195.
Fehr, H. 299, 341.
Feist, S. 102, 113, 116, 123, 143, 147, 155, 199, 320, 341.
Ferguson 312.
Festus 316.
Fetzer, Chr. 46.
Feuerländer 331.
Fichte, J. G. 126, 391.
Fick 144.
Finck, F. N. 116, 123, 128, 152.
Finnen 152, 325.
Finot 40 53 163 398.
Fischer, Emil 123.
Fischer, Eugen 28, 33, 36, 43, 60, 62, 66, 114, 134, 139, 222ff., 332.
Fischer, O. 365.
Fishberg 47, 172, 271.
Fleure, H. J. 135, 379.
Florus, 113, 317.
Folter, Abschaffung der, 322.
Fouillee, A. 85, 121, 166.
Franke, Erich 51, 332.
Frankreich 9, Kolonien 11.
— Revolution 7, 196, 227, 396.
Frau, Stellung der 242, 269, 284ff., 305, 360.
Frau und Christentum 283, 286, 362.
Freiheitsbegriff bei Ariern und Semiten 294.
Freret 6.
Freytag, G. 356.
Friedländer 180, 252.
Friedrich, Fritz 14, 203, 336.
Fries 326, 341.
Frimmel, Th. 164.
Fritsch, Th. 173.
Frizzi 136.
Frobenius, L. 305, 308.
Froriep 51.
Fustel de Coulanges 121 162, 177, 181, 293, 340.

Gabelentz, G. v. d. 130.
Galen 84.
Gallier, siehe Kelten.
Galton, Francis 66, 329, 333.
Gehirn 49ff.
Genie und Rasse 159ff., 230.
Geniale Zeitalter 74ff.
Geoffroy 32.
Gerland, G. 23, 151.
Germanen, Entstehung 36, 155, 157.
— Frühgeschichte 345.
— in Frankreich und Italien 160, 162, 196.
— Jenseitsglauben bei den 341.
— Menschenopfer bei den 317.

Germanen und Neger 310, 336.
— Polygamie bei den 361.
— „Rassencharakter" der 335ff.
— Tötung der Alten bei den 318, 363.
Germanentum und Protestantismus 369.
Gesichtsschädel 43ff.
Gesichtszüge 45ff.
Geyer, R. 360.
Gibbon 179, 184.
Giese 68.
Ginneken, J. van 123.
Giuffrida-Ruggeri, V. 42, 90, 139.
Gladstone, W. 140.
Gliddon 27.
Gobineau 14, 65, 104, 203ff., 317, 393.
Goethe 13, 67, 160, 164, 230, 357, 397.
Goeze 402.
Goldscheid, Rudolf 387.
Goldstein Julius 160, 414.
Gomperz 5, 190, 383.
Gould, Ch. W. 17, 230.
Gowland, W. 113.
Gräbner, F. 100, 127, 373.
Grant, Madison 17, 230.
Green 239, 354, 368.
Gregor von Tours 347.
Gregory, J. W. 413.
Griechen, Ethik bei den 237, 252.
— Gottesbegriff bei den 251.
— Rassenmischung bei den 139ff., 144, 190.
Griechenland 383ff.
— asiatische Einflüsse in 143, 145, 190.
— Verfall 190ff., 384.
Griechentum und Christentum 282.
Grimm, J. 128, 318, 360, 363.
Große 327.
Grote 144.
Grotjahn 364.
Günther, Hans 83, 134, 222ff.
Gützlaff 47.
Guizot 8, 336, 357.
Gumplowicz, L. 98, 213.
Guttmann, J. 240, 254, 258, 260, 290.
Haebler 110, 292.
Haeckel 26.
Haendtke, B. 3, 320, 322.
Hahn, J. 108, 360.
Halewi, Jehuda. 263.
Halphen, Louis 8.
Hambruch, P. 131, 373.
Hammurabi 295.
Handmann 51.
Hansen, G. 211.
Hardy 258.
Hartmann, E. v. 255, 392.
Hartmann, L. 189, 287.
Hartmann, R. 106.
Hartung 356.
Hatch, E. 282.
Haumant, E. 97, 167.
Hauser, O. 226, 397.
Haycraft, John B. 71.
Haym, R. 226.
Hegel 82, 190, 341, 374.
— Karl 339.
Hehn, V. 133, 349.
Hell, Joseph 113.
Helm, Carl 414.
Hellenismus 246, 277.
Hellpach, W. 48.
Helvetius 21.
Henne am Rhyn 80.
Hennig 303, 336.
Hentschel 395.
Heraklit 84.
Herbart 86.
Herder 13, 20, 27, 301, 374.
Herford, R. Travers 246.
Herkner, H. 212.
Hermann, H. 397.
Herodot 113, 141, 144, 148, 190, 199, 200, 316, 364.
Hertz Fr. 375.
Hervé 132.
Hesekiel 259, 279.
Hesiod 238.
Hestermann 123.
Hethiter 200.
Heusler, A. 115.
Hieronymus, St. 318.
Hinduismus 270.

Hippokrates 84.
Hirth, H. 102, 109, 116, 128, 133, 143, 147, 151, 327.
Hoernes, M. 27, 29, 101, 109, 131, 132, 140, 146, 166, 307, 316.
Höfler 321.
Höllenglauben bei Ariern und Semiten 258, 259.
Hoffmann, Fr. 514, 390.
Holtzmann 338, 355.
Homer 238.
Hommel 155, 200.
Hopf 195.
Hopp 187, 188, 406.
Horaz 179.
Hose, Ch. 329.
Hovorka und Kronfeld 322.
Hrdlicka 52.
Hueppe 69.
Hüsing 127.
Humboldt, A. v. 20, 377.
— W. v. 126, 152.
Hume, David 81, 374.
Hunnen 157.
Hunter, John 36.
Hurwicz, E. 127, 225.
Huxley, Th. 20.

Iberer 151.
Ihering, R. v. 22, 235, 284, 294.
Ilias 316.
Iltis, Hugo 33.
Inder 12.
Indianer 57, 117, 315, 375.
Indien 12, 405.
Indien, Kastenwesen 267, 407.
Indien Menschenopfer 270.
— Mönchswesen 269.
— Nationalgefühl 407.
— Priesterherrschaft 264, 265.
Individualismus bei Naturvölkern 334.
Indogermanen 105.
— Berührung mit Semiten 117, 172, 200.
— Einzelsiedlung 236.
— Nomadentum 235.
— Zinswesen 295.
Instinkt 65.
Instinktänderung 68.
Intoleranz 271.
Inzucht 218.
Iranier, Monotheismus bei den 237, 265.
Iren 11, 318, 321.
Ireland, Erzbischof 311.
Isokrates 193.
Iwanowsky 40.

Jackmann 58.
Jaentsch 18.
Jainismus 266.
Jakob 53.
Jamaika 13 312.
Japaner 17, 18, 48, 97, 112, 324, 327.
— Feudalismus 328, 357.
Jentsch, C. 212, 310, 387.
Jeremias 243.
Jesaias 248, 259.
Jerkes 314.
Jodl, Fr. 24, 65, 410.
Johannsen 33, 40.
Jörgensen 38, 60.
Johnston, Sir Harry 314.
Jordan, Leo 126, 128.
Juden, Blondheit bei den 172.
— Menschenopfer bei den 316.
— Mischehen 166, 272.
— Monogamie bei den 285.
— Mystik bei den 263.
— Rassengemenge der 171.
— Religion und Moral 233 ff., 251 ff.
— Typus 46, 173.
Jüdische Beimischung europäischer Völker 158.
Jüdischer Charakter 216, 301.
Jüdische Heroen 240.
Judengesetzgebung 291.
Judentum, soziale Grundlagen 239 ff.
Judentum und Ackerbau 288.
— und Handel 288.
— und Kirche 280.
Judenverfolgungen 302.

Kafka, G. 65, 68.
Kammerer, P. 33, 34.

Kannibalismus in neuerer Zeit 319, 321.
Kant 20, 26, 64, 68, 85, 394, 411.
Karstädt, O. 229.
Karthago 301.
Kasten 72, 267, 405 ff.
Kauffmann 155.
Keane 104.
Keith, Artur 98.
Kekule v. Stradonitz, R. 142.
Keller, C. 33.
Kelten 11, 79, 113, 137, 147.
Kerschensteiner 86.
Key, Ellen 363.
Kiepert, H. 144.
Kießling 144.
Kinderzahl wohlhabender Klassen 229.
Klaatsch 31.
Kleinpaul, R. 157.
Klima, künstliches 35.
Klima und Kultur 374.
— und Temperament 85.
König, Edm. 27.
— Ed. 256
Koeppen 124.
Kohlbrugge, J. 23, 30, 31, 33, 52.
Kohler 295.
Kolb 179.
Kollmann 31, 35, 36, 44, 45, 52, 132.
Kolonisation 35.
Koppers, W. 88, 305, 331.
Kossinna, G. 104, 132.
Kosmopolitismus großer Denker 13.
Krause 163.
Kremer, A. v. 300.
Kretschmer 86, 144.
Kroeber, A. W. 107.
Kropf 340.
Kropotkin 99.
Krüger, J. Fr. 93.
Kuczynski, Rob. 211.
Külz 35.
Ku-klux-Klan 230.
Kulturaustausch 381, 385.
Kulturfortschritt, Bedingungen 370 ff., 380 ff.
Kulturkreislehre 373.
Kulturtypen 381, 382.
Kurden 49.
Kunst und Wirtschaft 307.
Kunst, Zusammenhänge zwischen chinesischer und griechischer 201.

Lacerda, J. B. de 170.
Lacombe, P. 84, 103, 380.
Lafitau, Pater 336.
Lagarde, P. de 281.
Lamarck 26, 69.
Lamarckismus 33.
Lamberg, M. 72, 329.
Lamprecht, Karl 16, 115, 259, 294, 339, 355, 356, 358.
Landau 52.
Landersdorfer 186, 285, 317.
Lang, A. 305.
Lange, F. A. 275.
Langer 44.
Langköpfigkeit in Städten 38.
Langobarden 354.
Lanson, G. 168.
Lapouge G. Vacher de 5 9, 20, 32, 38, 39, 79, 121, 137, 196, 209, 230.
Lappenberg 354.
Larousse 390.
Lassen, Chr. 234, 268, 407.
Lautverschiebungen 155, 156.
Lazarus 248, 260.
Le Bon 9.
Lecky 340.
Lefmann 234.
Lehmann, E. 33, 264, 269.
Leibniz 6, 163.
Lenz, F. 33, 62, 66, 222, 397.
Leroy-Beaulieu, P. 400.
Lessing, G. E. 402.
— Theodor 309.
Leusse, Paul Graf 8.
Levy-Brühl, L. 122, 303
Lichtenberg 146.
Ligurer 147.
Lindner, Th. 300, 356.
Linné 26, 85.
Lion 303.

Lipmann 86.
Lippert, J. 266.
Lissauer 40.
Livingstone 49, 312.
Livius 148, 178.
Locke 64.
Lombroso 148, 164.
Lomer 47.
Loria, A. 178, 188, 406.
Lowie, Rob. H. 306.
Luschan, F. v. 23, 38, 54, 57, 96, 114, 135, 139, 164, 199, 303, 307, 308, 321, 328.
Lynchmorde 13, 17.

Mably 7.
Mac Donald, A. 312, 313.
Mac Dougall, W. 65, 84.
Magyaren 152, 158, 325.
Majavölker 292.
Makkabäer 246.
Malapert, Paulin 86.
Mall 52.
Manes, Alfr. 48, 71.
Manouvrier 209.
Maoris 13, 48, 310.
Marchand 51.
Marr, Nikolaus 156.
Martin, Rud. 28, 31, 38, 43, 50, 51, 53, 199.
Mascher, H. A. 96.
Matiegka 165.
Maupertuis 411.
Mauthner, Fritz 128, 130.
Mayreder, Rosa 71.
Meffert, Franz 256.
Meillet, A. 128.
Meinecke 394.
Meinhof, C. 124.
Meisel-Heß, Grete 71.
Mendel, Gr. J. 33.
Menschenopfer 316, 365.
Menschenrechte bei Ariern und Semiten 294.
Meumann 86.
Meyer, Eduard 25.
— C. F. 411.
Micha 248, 259.
Michael 357.
Michaelis 104.
Michels, Robert 23, 39, 73, 287, 315, 334, 375.
Mill, J. St. 20.
Mirabeau 402.
Mirquet 10.
Mischehen, jüdische 166, 272.
Mischlinge, Luxurieren der 169.
Misteli, Franz 128, 130.
Mjöen 166.
Modestinus 181.
Möller, H. 123.
Mogk 317.
Molière 399.
Mollison 49.
Mommsen, Th. 25, 148, 150, 177, 181, 186, 291.
Mongolenfalte 46.
Mongolischer Einschlag, vgl. Russen.
Monotheismus, politische Grundlage 237, 274.
Montefiore 260.
Montelius, O. 108, 132.
Montesquieu 7, 189, 374.
Montlosier 7.
Morel, E. D. 310.
Morton 27.
Mothaken 191.
Much, M. 104, 133.
— R. 360.
Müllenhoff 147, 150, 152.
Müller, Joh. 20, 26.
— K. 370.
— Max 22, 105, 130.
— Sophus 133.
Müllner, Alfons 114.
Münsterberg, H. 24, 201, 412.
Muffang 165.
Mulatten 168, 171.
Mutationen 33, 34.
Myers, Ch. S. 55, 61, 306, 329.

Napoleon 163, 396.
Nasmyth, G. 387.
Nation 2, 404ff.
Nationalcharakter, Wandel 79ff., 383, 398.

Nationalismus 1, 10, 19, 304, 409.
Naturfaktoren und Kultur 378ff.
Naturvölker, Charakter der 303, 358.
— Denken der 122, 304.
— Medizin der 308.
— Religion der 305.
Naville, Ed. 61.
Neger 13, 50, 56, 167, 306.
— in Amerika 17, 35, 311, 334.
— Intelligenzprüfungen an 312, 313, 332.
— Sittlichkeit bei den 306ff., 362.
Negerausbeutung 309.
Nestle, W. 284.
Neuburger und Pagel 84, 308.
Neuseeland 12.
Nevinson, H. W. 310.
Nexum 297.
Nibelungenlied 356.
Niceforo 39.
Nichtarier in Europa 153.
Nicolai 387.
Nietzsche 367, 400, 401.
Nieuwenhuis, A. W. 329.
Nitobe, Inazo 357.
Nordenskiöld, E. 309.
Nörrenberg 155.
Novikow, J. 387.
Nyström 38, 40ff.

Obermaier, H. 92.
Oldenberg, H. 264, 269.
Oldham, J. H. 11, 12, 312, 332.
Olivier, Lord 413.
Oppenheimer, Franz 23.
Orelli 264.
Ortsnamen, fremde, in Deutschland 147, 150, 157.

Pangermanismus, Panslawismus 1, 15,
Parson, F. G. 136, 232.
Passarge 333.
Patriotismus in Wissenschaft 105.
Paul, H. 128.
Paulhan 86.
Paulsen, Jens 34, 86, 132.
Paulus 255.
Pausanias 140, 316, 318.
Peake, Harold M. 139.
Pearson, Ch. 35.
Peez, A. v. 396.
Penka 36, 104, 155.
Penn, Garland 312.
Pérez 86.
Pergameni 10.
Perring 312.
Perser 200.
Peschel, C. 22, 26.
Peters, W. 63, 66, 69.
Petrie, Flinders 61, 111, 199.
Pfitzner 37, 59.
Pfleiderer, O. 237, 238, 270.
Philipps 312.
Philippsohn, C. 192, 197, 370.
Philister 200.
Philo 247, 251, 277.
Phönizier 202.
Physiognomik 48.
Pictet 34.
Pigmentierung 53ff.
Pittard 37, 42, 134, 139.
Plato 5, 73, 252, 259, 275, 389.
Plinius 107, 149, 316, 318.
Plutarch 147, 176, 190, 193, 316.
Pöhlmann 186, 196.
Poesche 56.
Pokorny, J. 135.
Polybios 293.
Polytheismus und Aristokratie 238.
Pomponius, Mela 318.
Porphyrios 316.
Post 299.
Pott, Aug. Friedr. 22, 105, 150.
Poynter 52.
Preuß, K. Th. 303, 305, 308, 328.
Prichard, J. C. 20, 23, 26, 29, 36, 57.
Priesterherrschaft bei Galliern 281.
— bei Indern 264, 265.
Prognathie 44.
Procopius 318, 361.
Prophetie bei den Juden 243.
Prutz, H. 95, 162, 197.
Psalmen 257, 259.
Pufendorf 6.

Puschkin 97, 167.
Pygmäen 132, 330.

Quäker 78, 310.
Quatrefages, A. de 20, 22.

Raeder, H. 85.
Ranke, Joh. v. 20, 29, 31, 36, 37, 39, 43, 46, 55, 57, 136.
— Leopold v. 317.
Rasse, Begriff 26, 215.
— Plastizität 33, 216.
— und Demokratie 8, 388ff., 409.
— und Kunst 204, 224, 225, 327, 365.
— und Nation 2, 404, 406.
— und Religion 233ff., 368.
— und Sprache 102, 116ff.
— und Wirtschaft 315.
— und Wissenschaft 365, 391ff.
Rassen, afrikanische Reste in Europa 132.
— Europas, 131ff., 222ff.
— Fortschrittsfähigkeit der 303ff., 315, 333, 372.
— prähistorische in Europa 131ff.
— zurückgebliebene 324.
Rassenbildung und Klima 36.
Rasseneinteilung 26, 27, 203.
Rassengefühl, Rassenhaß, 1ff., 94, 215, 400, 404.
Rassengeruch 57, 221.
Rassencharakter 62, 76.
— Änderung 79, 216, 228.
— distributiver 82.
Rassenglaube 9, 11, 13.
— und Anarchie 409.
— und Persönlichkeit 409.
Rassenhaß als Naturgesetz 94.
— und Weltgeschichte 98.
— und Weltkrieg 10, 15, 19ff.
Rassenmerkmale, Entstehung und Wandelbarkeit 31ff.
— und innere Sekretion 34.
Rassenmischung 3, 12, 59, 122, 166ff., 178, 199, 218, 272, 355, 390, 404, 401.
— und Kulturentwicklung 198ff., 204 381.
Rassenmischung und Völkertod 174 ff.
Rassenpolitik 10, 12, 16, 404.
Rassentheorie, psychologische Grundlagen der 62ff., 386ff.
— Widersprüche 392 ff.
— und Kampf ums Dasein 386.
— und Wissenschaft 15, 19, 391.
Rassenverteilung, heutige 133ff.
Rassenvorurteile 12, 17, 178, 193ff. 404, 410.
Ratzel, Fr. 20, 23, 36, 49, 88, 100, 107, 122, 167, 303, 307, 315, 324, 357, 373, 398, 407.
Reading, Lord 12.
Reche, Otto 38, 127.
Rechtsentwicklung, Übereinstimmung bei allen Völkern 298ff.
Réclus, E. 20, 22.
Reformation 368, 370.
Regnault 40, 41.
Reibmayr, A. 186.
Reich, K. 68.
Rein, G. K. 329.
Reinach, S. 132.
Reinhardt, L. 131.
Reinisch, L. 124.
Reiterer, K. 320.
Religion bei Ariern und Semiten 233ff., 256ff.
— bei den Indern 264ff.
— bei den Naturvölkern 305.
— bei den Persern 237, 265, 273.
— bei den Römern 265.
— soziale Grundlagen 234, 270.
Religionen, Übereinstimmung der Anfänge aller 234.
Renaissance 160, 396.
Renan, E. 9, 172, 402.
Renouf, Le Page 245.
Retzius 43.
Reuter, H. 369.
Rhys 151.
Ribot 73, 166.
Richepin 399.
Ridgeway 114, 140.
Rieß, L. 25.

Ripley, William 7, 42, 47, 96, 133, 137, 162.
Ritter, K. 374.
Robertson, J. G. 226.
— J. M. 354, 369, 374, 409.
Robinson, J. 319.
Rolfs 398.
Rom, Familienverfassung 283ff.
— Sittenverderbnis 182.
— Untergang 174, 186ff.
Romantik 225.
Römer, Rassenmischung der 177.
Römisches Recht 284, 291, 295ff., 355.
Röse 165, 228.
Roscher, W. 290.
Rosin 394.
Rotteck-Welcker 388.
Rousseau 391.
Rowe 312.
Rüppel 398.
Ruete, E. 97.
Rumänen 123.
Rundköpfigkeit, Zunahme der 38, 209.
— und Gebirgsleben 39, 43.
Russen, mongol. Beimengung 6, 152, 158, 067, 326.
Ruttmann, W. J. 71, 86.

Sachsenbekehrung 368.
Sargon 114.
Sarkar, Benoy Kumar 328.
Saussure, F. de 128.
Schack 159, 271.
Schädelform 37ff., 131ff., 135, 209, 228.
Schädelmessungen 14, 49ff.
Schede, Martin 142.
Scheichl 275.
Schemann, Ludw. 8, 14, 203.
Scherer, J. E. 291.
Schiemann 158, 349.
Schiff, F. 172.
Schiffahrt und Kultur 383.
Schiller 51, 164, 182.
Schjott, P. O. 148.
Schleiden, M. J. 20, 159.
Schliemann 141.
Schliz 133.
Schmädel 55.
Schmidt, Johann 121.
— L. 251, 252.
— P. H. 289.
— W. 23, 27, 305, 330, 334, 373.
— und Koppers 100, 109, 308.
Schnapper-Arndt, G. 166, 225.
Schneider, K. 198, 321, 361, 363, 398.
Schneidewin, M. 284.
Schoemann, G. F. 316.
Schopenhauer 105, 233, 394.
Schrader, O. 22, 102, 105, 116, 155, 265, 361, 362.
Schrattenholz 25.
Schrift, Erfindung 201.
Schroeder, L. v. 34, 250, 278.
Schubart, W. 11.
Schuchardt, Hugo 128, 151.
Schuchhardt, C. 91, 133.
Schürer 251.
Schulze, Wilh. 149.
Schurtz, H. 110.
Schwalbe 28, 31.
Schweinfurth 109, 398.
Schweiz 132, 136, 227, 288.
Schweizer-Sidler 317.
Seeck 176. 185. 280. 339.
Seelenleben, Dispositionen im 65.
Seillière, Ernest 8, 203, 213, 233, 398.
Seippel, Paul 81.
Seitz 53.
Sekretion, innere 34, 86.
Semon, Rich. 33.
Seneca 358.
Sergi 53, 104, 150.
Setäläsches Gesetz 156.
Sexualität 225, 332.
Sexualorgien 285.
Shakespeare 25.
Shermann 406.
Sichel, W. 12.
Sieyès, Abbé 7, 8.
Sigaud 86.
Simlai 261.

Sirach 247, 254, 285, 289.
Skalpieren 365.
Sklaverei 4, 17, 178, 189, 406.
— und Rassenmischung 390.
Skutsch 148.
Slawen 80, 157, 408.
Smend, R. 241, 261, 271.
Smith, W. Robertson 237.
Snell 31.
Sombart, W. 82, 254, 290.
Sommer, G. 65, 67, 74.
Sonnenfels, Jos. v. 322.
Spanien 60, 151, 158ff., 169, 301ff.
Sparta 191.
Spencer, Herbert 20, 23, 109, 323, 341, 358, 359, 376.
Spengler 24, 200.
Spinoza 264, 394.
Sprachen und Kulturwert 126ff.
Sprachstämme, Verwandtschaft 123ff.
Sprachübertragung 118ff.
Sprechtrommeln 308.
Stade, Bernhard 234, 241, 245, 253, 271, 338.
Stahl, F. J. 301.
— Fritz 164,
Steinhausen, G. 339.
Steinmetz 82, 103.
Steinthal 128.
Steub, L. 150.
Stevenson 43.
Stieda 51, 124.
Stoa 191, 256.
Stobbe, Otto 291.
Stoddard, Lothrop 17.
Stoll, O. 57, 142.
Stolz, Fr. 147, 150.
Strabo 147, 317, 322, 339.
Strandrecht 253.
Stratz 31, 173.
Strong 312.
Sudrakaste 405.
Sueton 179, 182.
Sumerer 199.
Szombathy 38.
Tacitus 112, 113, 138, 142, 147, 361, 364.
Taine, H. 83ff., 103, 162, 374, 380.
Techet, Carl 414.
Temperamentenlehre 83ff.
Terramarekultur 90.
Tertullian 321.
Tetzner 318.
Teufel, Vorstellung vom 259.
Theodorich 346.
Theophrast 81.
Thierry, Augustin 6, 8.
Thilenius 373.
Thomasius, Chr. 92.
Thomson, A. 41.
Thurnwald, R. 23, 52, 63, 101, 202, 303, 329.
Tierpsychologie 67.
Tocqueville, A. de 20.
Tötung der Alten 318, 363.
Toldt 136.
Toleranz 271.
Tomaschek 124.
Topinard 27, 51, 326.
Tradition 67, 90, 92.
Traill, H. D. und Mann, J. S. 81, 291.
Trebitsch, Rud. 323.
Treitel, L. 277.
Treitschke, H. v. 81, 307.
Treue als Rassenzug 337, 341, 353, 356.
Trevelyan 7.
Trogus Pompejus 149.
Trojanerlegende 6.
Trombetti 123.
Tungusen 305.

Umwelt 63ff., 372ff.

Vaerting, M. 71.
Veckenstedt, E. 140. 141.
Vedanta 266.
Velden, Fr. v. d. 124.
Vererbung, geistige 65ff.
— erworbener Eigenschaften 32, 33, 70.
— und Genie 73ff.

Vergilius 179.
Verneau 132.
Vernersches Gesetz 156.
Vernunft und Instinkt 65.
Vesalius 38.
Victor Sextus Aurelius 113.
Vierkandt 83, 127, 281, 293, 299, 303, 304, 306, 320.
Virchow, R. 20, 21, 41, 45, 56, 135.
Vogt, C. 388.
Volksmedizin 323.
Volney, C. F. 197.
Vorarier in Europa 131 ff.
Vries, de 33.

Wackernagel 128.
Wagner, A. 33.
Wagner, Richard 14, 205, 367, 395.
— Moritz 36.
Waitz, Th. 20, 23, 35, 48, 49, 55, 57, 120, 361.
Walch 93.
Walcher 38.
Waldenburg 135.
Waldeyer 50.
Waldmann, E. 142.
Walthariuslied 342.
Walther von der Vogelweide 286, 357.
Wanderungen 107.
Washington, Booker T. 314.
Weber, Ferdinand 259, 260 ff., 278.
— Max 24, 57, 96, 239, 250, 266, 285, 287.
Weddahs 101, 358.
Weigl, J. 253.
Weininger, Otto 71, 84.
Weise, O. 127, 338.
Weismann 32, 69.
Weißbach 31.
Welcker 44, 50.
Wellhausen 234, 239, 288.
Wells, H. G. 414.
Weltwirtschaft 19.
Wendland 277.
Wendrin, Franz v. 400.
Wessely, K. 155.
Westgoten, Eherecht 355.
Westermarck, H. 22, 55, 101, 109, 193, 303, 307, 316, 318, 321, 338, 357, 362, 375.
Weule, K. 329.
Wikinger 108.
Wilamowitz-Moellendorff 256.
Wilhelm II. 14.
Wilke, F. 242.
Willensfreiheit 394, 395.
Willmann, O. 190, 394.
Wilsdorf 33.
Wilser 104, 132, 147.
Winckler 200.
Winkelmann 354.
Winkler, Heinrich 325.
— Hugo 295.
Wirth, A. 123, 145, 146, 151, 152, 153, 157, 161, 190, 395, 401, 405.
Wirtschaft und Geschichte 286 ff., 381 ff.
— und Kunst 307.
— und Rasse 315, 375.
Woermann, K. 143, 146.
Woltmann 104, 148, 160, 196, 230, 280, 324, 388, 393, 406.
Wundt, Max 238.
— Wilhelm 23, 27, 65, 85, 128, 252.

Zangwill, J. 47.
Zbinden 136.
Zeitmessung in Rom 292.
Zelizko 132.
Zeller 277.
Zeno 256.
Ziehen, Th. 65.
Zigeuner 158.
Zivilisation bei Ariern und Semiten 283 ff.
Zollschan 272, 414.
Zünfte 287.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 069668801